

The background of the entire page is a solid light gray. Overlaid on this are several large, solid black geometric shapes. These shapes are irregular polygons and rectangles, some of which are tilted at various angles. They appear to be overlapping and creating a sense of depth and movement, reminiscent of a stylized architectural drawing or a modernist abstract composition. The shapes are scattered across the page, with some larger ones in the upper and lower right areas, and others in the center and left.

# Instabile Konstruktionen

Interdisziplinäre Forschungen zu  
»Identität und Erbe«



# Instabile Konstruktionen

Interdisziplinäre Forschungen zu  
»Identität und Erbe«

BAUHAUS  
UNIVERSITÄTSVERLAG



**Schriftenreihe des  
DFG-Graduiertenkollegs 2227  
»Identität und Erbe«**

**Band II**

**SIMONE BOGNER  
GABI DOLFF-BONEKÄMPER  
HANS-RUDOLF MEIER  
(HG.)**

- S. 06 SIMONE BOGNER, GABI DOLFF-BONEKÄMPER,  
HANS-RUDOLF MEIER, MARK ESCHERICH  
Instabile Konstruktionen – Einführung

## Vergangenheiten bauen

- S. 18 SIMONE BOGNER  
Architektur als Erbepraxis? Nachdenken  
über den Zusammenhang von Erbe,  
Vergangenheitsbezügen und Identität im  
Urbanismus der CIAM nach dem  
Zweiten Weltkrieg

- S. 40 OXANA GOURINOVITCH  
Ingenieure der Traditionen. Gegenwart  
der Vergangenheit in der Architektur des  
sowjetischen Spätmodernismus

## Konstrukte figurieren

- S. 56 JOCHEN KIBEL  
Identität durch iterative Nicht-Identität.  
Postheroische Selbstbilder und die  
Institutionalisierung der Dauer negation
- S. 78 CLAUDIA BA  
Geschichtsvorstellungen und  
Raummetaphern. Stabilitätsbehauptungen  
am Beispiel von Museumsdisplays in  
Gambia und Senegal

## Erbe neu verhandeln

- S. 90            GEORG KRAJEWSKY  
Zur Neuaushandlung des Bezugsrahmens  
(post-)kolonialen Erbes in Hamburg
- S. 102          GÜLŞAH STAPEL  
Ist das türkisch oder kann das weg?  
Vom aristotelischen zum epischen Theater  
städtischer Erbekonstruktionen
- S. 122          ZOYA MASOUD  
Der Verlust eines unsichtbaren Monuments:  
Von mentalen Repräsentationen der  
al-Khusrawiyya Moschee in der Altstadt  
Aleppos
- S. 138          MARIA FRÖLICH-KULIK  
Bestand ohne Halt?  
Landbahnhöfe als Ressourcen nachhaltiger  
Landschaftsentwicklung

## Verlorenes Erzählen

- S. 152          SARAH ALBERTI  
Joint Venture im Mauerstreifen.  
Raffael Rheinsbergs Beitrag zum Berliner  
Ausstellungsprojekt »Die Endlichkeit der  
Freiheit« im Sommer 1990
- S. 166          WOLFRAM HÖHNE  
Narrative Rekonstruktionen.  
Zur Historiografie eines  
abgebrochenen Bauwerks
- S. 178          KONSTANTIN WÄCHTER  
Neue Sichtbarkeit. Konzepte und  
Baustrategien für Gemeindegynagogen  
im kaiserzeitlichen Berlin

## Denkmalpflege positionieren

- S. 196      **LUISE HELAS**  
**Ehrenamtliche. Zivilgesellschaftliches Engagement für das baukulturelle Erbe Dresdens zur Zeit der DDR**
- S. 208      **BIANKA TRÖTSCHEL-DANIELS**  
**Stabilität per Gesetz?  
Zum Denkmalpflegegesetz der DDR von 1975**
- S. 220      **BENJAMIN HÄGER**  
**Denkmal und Erbe –  
Eine konstruktivistische Betrachtung beider Konzepte zur Etablierung eines integrativen Modells**
- S. 234      **LISA MARIE SELITZ**  
**Zur transformativen Ausgestaltung urbanen Kulturerbes. Zwischen Identifikation, Repräsentation, Partizipation und Demokratiebemühungen**
- S. 248      **LAURA TORREITER**  
**Konstruktion von Aufwertung:  
Die Rolle lokaler Akteure und deren Instrumentalisierung im Stadterneuerungsprozess des Leipziger Ostens**
- S. 261      **IMPRESSUM**

# Instabile Konstruk- tionen

21–22.

11.19

3. Jahrestagung  
des GRK 2227

DFG-Graduiertenkolleg  
»Identität und Erbe« Architekturforum

der TU Berlin  
Straße des 17. Juni 152  
10623 Berlin

Keynotes:

Prof. Heike Hanada  
Prof. Dr. Ursula Renz

   [identitaet-und-erbe.org](http://identitaet-und-erbe.org)

# Instabile Konstruktionen

Einführung

Simone Bogner, Gabi Dolff-Bonekämper,  
Hans-Rudolf Meier mit Mark Escherich

Mit diesem Buch dokumentieren wir die dritte Jahrestagung des DFG-Graduiertenkollegs 2227 »Identität und Erbe«.<sup>1</sup> Die am 21. und 22. November 2019 an der TU Berlin durchgeführte Konferenz war zugleich die Abschlussveranstaltung der ersten, von 2016 bis 2019 geförderten Gruppe des Kollegs, weshalb deren Beiträgen der ganze Band gewidmet ist. Auf den Abdruck der beiden Gastvorträge, welche die Referate der Kollegiat:innen gerahmt hatten, haben wir verzichtet. HEIKE HANADA, die Architektin des kurz zuvor eröffneten Weimarer Bauhaus-Museums, begab sich in ihrem Vortrag »Monumente« auf den Weg von ihrem (durchaus stabilen) Museumsneubau zu den »Instabilen Konstruktionen« des Tagungstitels, während die Philosophin URSULA RENZ, die mit ihrer Keynote »Kulturelle Identität? Eine Fehlbezeichnung und ihre Folgen« die Tagung abschloss, eine für unser Kolleg zentrale Debatte aufgriff und dazu Überlegungen aus ihrem unmittelbar davor publizierten Buch vortrug.<sup>2</sup>

Die Kollegiat:innen, deren verschriftlichte Referate hier versammelt sind, forschten drei Jahre lang – vom interdisziplinären akademischen Kollegium begleitet – gemeinsam und in Eigenregie zu den unterschiedlichen Erscheinungsformen und Denkmodellen von Identität und von Erbe. Ausgehend von ihrer jeweils eigenen disziplinären Sach- und Methodenkompetenz, haben sie die Beobachtungsmethoden und Denkmöglichkeiten der Anderen zu verstehen gelernt, und konnten sie am eigenen Gegenstand erproben und sich dabei gegenseitig absichern. Individuelle Forschungsfragen und Ansätze konnten damit zugleich programmatisch erweitert und präzisiert werden. Mit dem von ihnen gewählten Tagungstitel »Instabile Konstruktionen« wollen die Kollegiat:innen ihre Bereitschaft signalisieren, die Leitbegriffe des Kollegs – Identität und Erbe – nicht durch Affirmation zu verfestigen, sondern durch immer neue Infragestellung zu erproben. Der Titel verweist zugleich auf die beiden Kernbereiche des Kollegs: einerseits auf Architektur und Denkmalpflege, in denen der Begriff Konstruktion sich auf bauliche Manifestationen bezieht, von denen eine gewisse Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit erwartet wird, und andererseits auf die Kultur- und Sozialwissenschaften, wo Konstruktion die soziale Herstellung symbolischer Sinnwelten meint. Dies wiederum führt weiter zum zentralen Anliegen des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe«, nämlich die materielle Umwelt gerade

auch im Wechselverhältnis zu ihrer sozialen Gemachtheit zu verstehen. Die Kombination der Begriffe »Konstruktion« und »instabil« lenkt schließlich den Blick auf die Zeitgebundenheit von Identitäts- und Erbezuschreibungen. Wer von Erbe im Zusammenhang mit Identität spricht, verspricht sich und Andern »Kontinuität« und »Stabilität«. Das Versprechen hält indes nur so lange, wie sich Menschen auf die damit verbundenen Erzählungen einlassen. Da diese zunehmend hinterfragt werden und der Begriff »Identität« im politischen Raum zu einer umkämpften Kategorie avanciert ist, werden auch die lange gehegten, gewohnten »Konstruktionen« instabil. Dies zeigt sich insbesondere in Momenten des Konflikts, der übergreifigen Inanspruchnahme und des Verlusts. Solche Vorgänge standen im Zentrum der Vorgängertagung zum Thema »Collecting Loss.«<sup>3</sup>

Diesen beschriebenen Dimensionen von Identität und Kulturerbe gehen die Kollegiat:innen in den folgenden Beiträgen in fünf Kapiteln nach, die dem Schema und den Überschriften der Tagung entsprechen und die wir hier übernehmen. Die Aufsätze schlagen Brücken zwischen materiellen Manifestationen, sozialen Identitäts-Konfigurationen und Erbe-Narrativen und zeigen auf, wie eng diese Aspekte miteinander verflochten sind. Die Verfasser:innen bewegen sich sicher in ihren »ursprünglichen« Disziplinen und integrieren gleichzeitig die Perspektiven anderer Fachrichtungen. So eigneten sich Kunsthistoriker:innen und Denkmalpfleger:innen sozialwissenschaftliche Methoden, wie das leitfadengestützte Interview, an, um die gesellschaftliche Dimension der Erbpflege stärker in den Blick zu nehmen, und Soziolog:innen lernten, Bauten und Formen präzise zu beschreiben, um ihre Theorien möglichst nah am materiellen Objekt zu entwickeln und zu validieren.

## »Vergangenheiten bauen« (ab S. 18)

Die erste Sektion schloss an den einleitenden Vortrag von Heike Hanada insofern an, als sich die beiden Beiträge mit Architektur und Architekt:innen beschäftigen. Diskutiert wird deren jeweiliger Rekurs auf Vergangenheiten und Traditionen.

Unter der Überschrift »Architektur als Erbepraxis? Nachdenken über den Zusammenhang von Erbe, Vergangenheitsbezügen und Identität im Urbanismus der CIAM nach dem Zweiten Weltkrieg« geht SIMONE BOGNER anhand von drei Fallbeispielen – Giancarlo De Carlos Wohn- und Geschäftshaus im süditalienischen Matera (1954–1959), Alison und Peter Smithsons ›Urban Re-Identification Grid‹ (1953) und Josep Lluís Serts und Paul Lester Wieners Planungen für Chimbote in Peru (1947–1948) – den Referenzen nach, mit denen sich die *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne* an ihren letzten Treffen bis zu ihrer Auflösung 1959 dem Zusammenhang von Stadt, Gemeinschaft und Wohnen zuwandten. In den Debatten und Entwürfen wurde in großer Dichte auf »Geschichte« und »Tradition« verwiesen, psycho-soziale Konzepte wie »Identität« fanden erstmals Eingang in den Diskurs. Nichtsdestotrotz blieben die Protagonist:innen geeint in einem, nun freilich vor allem die sozialen Interaktionen gewichtenden Funktionalismus. Der Bezug auf ein verbindendes und damit – so die Hoffnung – stabilisierendes

sozio-kulturelles Erbe (aber nicht unbedingt auf den baulichen Bestand) stand zwar bei allen im Vordergrund, konnte sich jedoch sowohl konzeptuell als auch ästhetisch-formal sehr unterschiedlich ausprägen, was wiederum zu Spannungen innerhalb der ehemaligen Avantgarde-Vereinigung führte.

Im Beitrag von OXANA GOURINOVITCH geht es ebenfalls um die architektonische Bezugnahme auf kulturelles Erbe in der Architektur der (Spät-)Moderne, der Fokus liegt nun jedoch auf den baulichen Konstruktionen nationaler Identitätsnarrative. Mit »Ingenieure der Traditionen. Gegenwart der Vergangenheit in der Architektur des sowjetischen Spätmodernismus« nimmt Gourinovitch die Suche nach deren Ursprüngen und deren ästhetischen Ausprägungen in den Sowjetrepubliken Litauen und Weißrussland in den Blick. Sie zeigt dabei einerseits, wie stark Kunst und Architektur bei der Geschichtsproduktion mitwirkten. Andererseits wird aber auch deutlich, dass die sich im Grunde ähnelnden Bestrebungen, nationale Identität über eine Hinwendung zur »Geschichte« – insbesondere zur Folklore – zu finden, durchaus konträren Ursachen zugeschrieben werden. Bemerkenswert ist die Rolle, die die in Kooperation zwischen ostdeutschen Architekt:innen und weißrussischen Ausstatter:innen eingerichtete Gaststätte »Minsk« in Potsdam – und damit eine Außendarstellung – als Initialzündung zur ethnografischen Selbstrepräsentation in der Architektur der belorussischen Sowjetrepublik spielte.

## Konstrukte figurieren (ab S. 56)

In der zweiten Sektion wechselt der disziplinäre Ansatz gewissermaßen auf die Gegenseite: hier ist es nun der sozialwissenschaftliche bzw. anthropologische Blick auf Gebautes bzw. bildlich Dargestelltes, der nach den Konstrukten und Identitätsnarrativen fragen lässt.

JOCHEN KIBEL zeigt in »Identität durch iterative Nicht-Identität. Postheroische Selbstbilder und die Institutionalisierung der Dauernegation« am Beispiel der Bundeswehr, genauer: anhand des Militärhistorischen Museums in Dresden auf, wie das Prinzip dauerhafter Selbstkritik zum normativen Kern ihres neuen Selbstverständnisses wurde. An die Stelle von Werten wie Treue, Ehre oder Pflichterfüllung treten postheroische Narrationselemente wie Reflexivität, Wandlungsfähigkeit und kritische Selbstprüfung. Kibel zeichnet den Weg zu diesen neuen Identitätsbehauptungen nach, zu denen auch ein neues, dynamisiertes Traditionsverständnis gehört, sowie den Versuch der Bundeswehr, diese zu etablieren und sie sowohl architektonisch als auch im Ausstellungskonzept umzusetzen.

CLAUDIA BA setzt sich in »Geschichtsvorstellungen und Raummetaphern. Stabilitätsbehauptungen am Beispiel von Museumsdisplays in Gambia und Senegal« mit der Frage auseinander, wie manifest »immaterielles« Kulturerbe vererbt wird, und zwar insbesondere im Hinblick auf Vermittlung und Teilhabe in gleichzeitig lokalen und globalen Zusammenhängen. Im Zentrum steht der *Kankurang*, ein Initiationsritus der Madinka, einer in Senegal und Gambia beheimateten Ethnie. Anhand zweier musealer Präsentationen dieses Ritus erläutert Ba, wie sich in den Darstellungen verschieden stabile Identitäts-

konstruktionen lesen lassen. Mithilfe des von ihr eingeführten Modus *Ikonische Kohärenz* analysiert sie die Visualisierungen und gibt Einblick in die dort zu beobachtenden Geschichtsvorstellungen.

## Erbe neu verhandeln (ab S. 90)

In unterschiedlicher Weise thematisieren die Beiträge der dritten Sektion neue Zugriffe auf das Erbe in Stadt und Land und fragen nach dessen Funktionen und Zugehörigkeiten sowie nach (In-)Stabilitäten.

GEORG KRAJEWSKY diskutiert in »Zur Neuaushandlung des Bezugsrahmens (post-)kolonialen Erbes in Hamburg« anhand des empirischen Materials, das er als mitwirkender Beobachter im Prozess zwischen den Akteur:innen gewonnen hat, inwiefern die sozialen Bezugsrahmen, die »cadres sociaux« (Maurice Halbwachs), die Erinnerung an die städtische Kolonialgeschichte durch den Einbezug anderer Expert:innen, vor allem aus den Schwarzen Communities, erweitert werden. Er gibt Antworten auf die Frage, ob die existierenden Rahmen trotzdem stabil bleiben, oder ob sie durch die Erweiterung instabil werden, und welche Bedeutung dies für das Erbe, das verhandelt wird, hat.

»Ist das türkisch oder kann das weg?« fragt GÜLŞAH STAPEL mit einem provokant-ironischen Unterton, bevor sie beginnt, einen möglichen Weg aufzuzeigen, der zwischen der Affirmation von Wir-Gefühlen, die für das kognitive emotionale Selbst- und Weltverständnis von Personen wichtig sind, und einer zu starken Fokussierung auf Differenzen, die dazu tendiert, Ambivalenzen und Inkohärenzen auszublenden, zu vermitteln imstande ist. Sie schlägt vor, die aus den Theaterwissenschaften entlehnten Konzepte des aristotelischen und epischen Theaters auf städtische Erbekonstruktionen und Erinnerungspraktiken zu übertragen und für eine dynamische Auseinandersetzung zwischen Akteur:innen und Stadt fruchtbar zu machen.

In ihrem Beitrag »Der Verlust eines unsichtbaren Monuments: Von mentalen Repräsentationen der al-Khusrawiyya Moschee in der Altstadt Aleppos« berichtet ZOYA MASOUD von ihrer Beobachtung, die sie während der von ihr geführten Interviews mit Aleppiner:innen machte: die Gesprächspartner:innen hatten die Khusrawiyya Moschee, die sich im Zentrum Aleppos befand, vor ihrer Zerstörung offensichtlich nicht bewusst wahrgenommen, schrieben ihr nach dem Verlust jedoch identitätsstiftende Bedeutung zu. Ausgehend von diesem Befund geht Masoud den Gründen für solche scheinbar paradoxen Verschiebungen in der Wahrnehmung und Wertschätzung des baulichen Erbes von Aleppo durch Bewohner:innen, Geflüchtete und Wissenschaftler:innen nach.

In MARIA FRÖLICH-KULIKS Beitrag »Bestand ohne Halt? Landbahnhöfe als Ressource nachhaltiger Landschaftsentwicklung« geht es um den ländlichen Raum, der für manche idealisierter Rückzugsort, der aber vor allem auch »hochtechnologischer Produktionsort« ist. Dennoch sind die öffentlichen Funktionen in eine Abwärtsspirale geraten. Davon betroffen sind sichtbar auch die Landbahnhöfe, die Frölich-Kulik als in Reihe geschaltete Leerstellen beschreibt. Zugleich sieht sie in

ihnen Möglichkeitsräume, öffnen sie doch zwei Zugänge: lokal zum Ort, aber ebenso den Anschluss an das globale Verkehrsnetz. Ist jedes Dorf einzeln »strukturschwach«, so haben die Dörfer als Netz zusammengeschaltet die Option auf die Bereitstellung vielfältiger Angebote. In entsprechende Infrastrukturplanungen sind die Landbahnhöfe als »rurbane Allmende-Ressourcen« miteinzubeziehen; daraus resultierende (Entwurfs-) Perspektiven exemplifiziert Frölich-Kulik am Beispiel der »Pfefferminzbahn« im Landkreis Sömmerda.

## Verlorenes Erzählen (ab S. 152)

Als instabile Konstruktionen erwiesen sich auch die nicht mehr vorhandenen Objekte, mit denen sich die drei Aufsätze der nächsten Sektion beschäftigen.

Eine temporäre Installation war das Kunstwerk »Joint Venture« des Westdeutschen Künstlers Raffael Rheinsberg, das dieser, für nur knapp einen Monat, im Jahre 1990 in Berlin zwischen dem Preußischen Landtag und dem Martin-Gropius-Bau – und damit genau im vormaligen Todesstreifen – platzierte, und über das SARAH ALBERTI berichtet. Die Installation bestand aus 100 Kabeltrommeln, je zur Hälfte aus dem »Osten« und aus dem »Westen«, und verlief parallel zum Mauerverlauf. Alberti beschreibt die unterschiedlichen Dimensionen, die das Kunstwerk im Bezug zu den Ereignissen dieser besonderen Phase der deutsch-deutschen Geschichte eröffnet und ordnet das Werk gleichzeitig innerhalb der von Heiner Müller und Wolf Herzogenrath konzipierten Ausstellung »Die Endlichkeit der Freiheit« ein. Als Sinnbild für die Wiederaufnahme von Kommunikation und wirtschaftlicher Zusammenarbeit beider deutscher Staaten manifestierte sich in Rheinsbergs »ephemerem Denkmal« für kurze Zeit der Glaube an eine erst zu gestaltende, neue Kommunikation zwischen Ost und West. Ein Glaube, der kurz darauf von der marktwirtschaftlichen Realität überrollt und in eine idealistische Illusion verwandelt wurde.

WOLFRAM HÖHNE gibt mit seinem Text »Narrative Rekonstruktionen. Zur Historiografie eines abgebrochenen Bauwerks« Einblicke in die Objektbiografie des nach Hochwasserschäden 2013 im Jahre 2018 abgebrochenen Raumflugplanetariums »Sigmund Jähn« in Halle an der Saale. Höhne stellt der denkmalpflegerischen Fixierung auf die Abbruch-Dokumentation des materiellen Bestandes die Erzählung der Nutzung, der Veränderungsprozesse aber auch des Nachlebens zur Seite. Der in einen Gasometer des 19. Jh. eingebauten Nachfolgebau wurde nicht mehr nach dem ersten DDR-Kosmonauten benannt. Darin zeigen sich die Widersprüche des Umgangs mit dem als unbequem empfundenen Erbe. Höhne greift Fernand Braudels Differenzierung von lauter und stiller Geschichte auf und nimmt Bezug auf Paul Ricoeur, wenn er seine Objektbiografie gegen die Chronologie – also vom Schluss zum Anfang – erzählt.

Mit »Neue Sichtbarkeit. Konzepte und Baustrategien für Gemeindesynagogen im kaiserzeitlichen Berlin« überschreibt KONSTANTIN WÄCHTER die exemplarische Darstellung zweier Berliner Gemeindesynagogen der Kaiserzeit im Spannungsfeld von Repräsentation jüdischen Erfolges, Assimilationsbemühungen und steigendem Antisemitismus. Was sich aufgrund

der Zerstörung der Bauten in der Nazizeit am heutigen Bestand nicht mehr überprüfen lässt, kann Wächter anhand seiner akribischen Rekonstruktionen des einstigen Bestandes aufzeigen. An der Gegenüberstellung der kurz vor der Jahrhundertwende errichteten Gemeindesynagoge an der Lützowstraße und der unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg an der Fasanenstraße erbauten Großen Synagoge zeigt er die Wendung vom Typus der zum Straßenraum nicht auffallenden Hofsynagoge zum Dreikuppelbau, mit maximaler stadträumlicher Präsenz, und stellt diese Entwicklung in den Kontext des veränderten Selbstverständnisses der jüdischen Gemeinschaft Berlins.

## Denkmalpflege positionieren (ab S. 196)

Aspekte der institutionellen Denkmalpflege behandeln die drei Beiträge der letzten Tagungssektion, wobei die ersten beiden unterschiedliche Facetten der Stabilisierung der Denkmalpflege in der DDR erkunden.

Der Aufsatz »Ehrenamtliche. Zivilgesellschaftliches Engagement für das baukulturelle Erbe Dresdens zur Zeit der DDR« veranschaulicht, wie die Verknüpfung von Erbe- und Identitätskonstruktionen auch vom Engagement zivilgesellschaftlicher Gruppen mitgeprägt wird. Am Beispiel der *Arbeitsgemeinschaft Aktive Denkmalpflege* und des *Gottfried-Semper-Clubs* beschreibt LUISE HELAS die Arbeitsweise und Motivation der ehrenamtlichen Denkmalpfleger in Dresden. Die beschriebenen Akteursgruppen sprachen unterschiedliche Bevölkerungssegmente an und agierten unterschiedlich; alle trugen sie durch ihr Engagement nicht unwesentlich zum Erhalt und zur Erschließung des kriegsbeschädigten baulichen Erbes und damit auch zu dessen Definition und Gewichtung bei. Die Beteiligten erschlossen sich in ihrer Tätigkeit Freiräume, blieben aber durch die Einbindung in ihre Organisationen stets auch kontrollierbar.

BIANKA TRÖTSCHEL-DANIELS zeichnet unter der Überschrift »Stabilität per Gesetz? Zum Denkmalpflegegesetz der DDR von 1975« die lange Genese des ersten und einzigen Denkmalschutzgesetzes der DDR nach, das nicht nur die Denkmalpflege im sozialistischen deutschen Staat stabilisieren, sondern auch zu dessen Verankerung in der internationalen Staatengemeinschaft beitragen sollte. Trötschel-Daniels nimmt das zum Anlass für grundsätzliche Ausführungen zur Wirkungsdifferenz von Gesetzen und Verordnungen im Systemvergleich sowie zu Überlegungen zur Stabilitätsfunktion des Rechts auch in einem sozialistischen Staat.

BENJAMIN HÄGER liefert mit »Denkmal und Erbe – Eine konstruktivistische Betrachtung beider Konzepte zur Etablierung eines integrativen Modells« keinen historiografischen Beitrag, sondern bemüht sich um eine aktuelle Rahmung des im deutschsprachigen Raum vorherrschenden Denkmalbegriffs. Wesentlich sind ihm die Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Perspektiven im theoretischen Verständnis der Konzepte von »Denkmal« und »Erbe«, die das »soziale Konstruiert-sein« als Basis von Bedeutungszuweisung annehmen. Als Brücke in die Praxis schlägt Häger ein »integratives Modell« vor, in dem der Erbe-Begriff als alternatives Fundament der Denkmalpflege-Praxis verstanden wird. Eingebettet in einen solchen Ansatz

sollen sympathische und gesellschaftlich sehr relevante Bilder vom Denkmal und von der Denkmalpflege entstehen, welche in denjenigen Kreisen der institutionalisierten Denkmalpflege, die im Sinne Riegls die soziale Denkmal-Gemachtheit betonen, wohlwollend aufgenommen, von anderen wiederum mit guten Argumenten angefochten werden dürften.

An die Thematik dieser letzten Tagungssektion schließt der Beitrag von LISA MARIE SELITZ an, der auf der Tagung nicht gehalten wurde, hier aber mit abgedruckt wird. »Zur transformativen Ausgestaltung urbanen Kulturerbes. Zwischen Identifikation, Repräsentation, Partizipation und Demokratiebemühungen« lotet die semantischen und pragmatischen Dimensionen von Begriffen und Konzepten aus, die sowohl in der Baudenkmalpflege, in der städtebaulichen Denkmalpflege als auch in der Stadtentwicklung als heutige Referenzrahmen und Ziele relevant gemacht werden. Dies tut Selitz unter der Hauptthese, dass sich die Gesellschaft immer weiter diversifiziert und daher auch die Forderung lauter wird, dass Kulturerbe nicht nur denkmalfähig, sondern auch repräsentationsfähig sein muss, um Bindungs- und Identifikationspotential für eine diverse Gesellschaft zu bieten: Wie können Städte in dieser Hinsicht weiterentwickelt werden, und welche Rolle spielt dabei »urbanes Erbe«? Selitz differenziert dabei auch die Potenziale von Denkmalpflege und Kulturerbe-Ansätzen.

Schließlich kommt als weitere assoziierte Kollegiatin, die auf der Tagung kein Referat präsentierte, LAURA TORREITER zu Wort. Sie spürt den tatsächlichen Wirkungen und Mechanismen von Stadtentwicklungsmaßnahmen in sogenannten strukturschwachen Stadtvierteln nach. In »Konstruktion von Aufwertung: Die Rolle lokaler Akteure und deren Instrumentalisierung im Stadterneuerungsprozess des Leipziger Ostens« interessiert sie sich nicht nur für die Interaktion zwischen Mitarbeiter:innen von Behörden und Migrant:innen, sondern auch für die darunterliegenden Vorurteile und auch das praktische Wissen und die Bewusstheit der Akteur:innen. Torreiter zeigt anhand ihrer Ergebnisse, die sie über Begleitungen und Interviews gewonnen hat, wie uneindeutig, unvorhersehbar und auch instabil sich die Prozesse zwischen Verbesserung der Lebensqualität und Gentrifizierung, zwischen Verdrängung und Aufwertung entwickeln.

Nicht abgedruckt in dieser Publikation ist der Tagungsbeitrag »Parasites« von ELENA RADOI. CORNELIA PANJAS konnte an der Tagung nicht teilnehmen und hat auf einen Beitrag zum Tagungsband verzichtet.

Die hier publizierten Beiträge geben Hinweise auf die Themen sowie die Arbeits- und Denkweisen der Kollegiat:innen. Wer den ganzen wissenschaftlichen Gehalt ihrer Forschungen erkennen und würdigen möchte, sei auf die abgeschlossenen Dissertationen hingewiesen, die allmählich auch in Buchform erscheinen.<sup>4</sup>

Der Erkenntnisgewinn dieser ersten drei Jahre des Graduiertenkollegs geht freilich weit über diese klugen Einzelstudien hinaus. In zahlreichen Debatten in den Kolloquien und Seminaren, den Ringvorlesungen und Workshops haben wir gemeinsam über unser Oberthema und unsere Grundannahmen nachgedacht. Wir konnten feststellen, dass sich sowohl die materielle oder

performative Beschaffenheit des »Erbgutes« und seines nie endgültig determinierten semantischen Status‘ als auch die Motive, die Motivationen, die Verfahren und die Situierung von Vorgängen des Erbens und Vererbens in Raum, Zeit und Gesellschaft, recht genau bestimmen lassen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Leitbegriff »Identität«. Alle Versuche, exakt zu bestimmen und einzugrenzen, was das Wort lexikalisch und was und wen der Begriff im sozialen Gebrauch wirklich bezeichnet, scheitern an dem letztlich nicht lösbaren Eingrenzungs- und Ausgrenzungsproblem. Und doch weiß im Alltag jeder, was gemeint sein soll, wenn etwa von der kollektiven Identität der Deutschen oder der Bayern die Rede ist. Die semantische und soziale Unschärfe und die gefühlte, oft behauptete Festigkeit des Begriffes scheinen sich geradezu gegenseitig zu bedingen. In der mit der hier dokumentierten Tagung zu Ende gegangenen ersten Phase des Graduiertenkollegs haben wir daher gemeinsam Abstand genommen vom Identitätsbegriff, um von Identitätsbehauptung, von Identitätszuweisung oder von Kollektivierungsdiskursen zu sprechen, die sich in zeitlichen, räumlichen und sozialen Rahmen analysieren und historisieren lassen.

In den Veranstaltungen des Kollegs, den vielen Randgesprächen, vor allem aber auch in den intensiven gemeinsamen Tagen auf Exkursionen in Göteborg, Kanada, Rom sowie in Berlin und Weimar haben wir in den drei Jahren der Zusammenarbeit nicht nur überaus anregende, intelligente und engagierte junge Wissenschaftler:innen kennengelernt, sondern in den vielfältigen Begegnungen auch wertvolle Kolleg:innen, ja Freund:innen gewonnen. Dafür danken wir den hier im Buch durch ihre Beiträge repräsentierten Kollegiat:innen sehr herzlich.

Simone Bogner  
Gabi Dolff-Bonekämper  
Hans-Rudolf Meier

## ENDNOTEN

- 1 Die Dokumentationen der beiden ersten Tagungen:  
Franz et al. 2018; Bogner/Dolff-Bonekämper/  
Meier 2021.
- 2 Renz 2019.
- 3 Bogner/Dolff-Bonekämper/Meier 2021.
- 4 Bisher erschienen Frölich-Kulik 2021; Kibel 2021;  
Ba 2021; demnächst: Helas 2022; Trötschel-Daniels  
2022; Wächter 2022. Die Dissertation von Oxana  
Gourinovitch ist mit dem Tiburtius-Preis 2021 der  
Berliner Hochschulen ausgezeichnet worden.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Ba 2021  
Ba, Claudia: Ikonische Kohärenz. Vom Erben des  
Kankurang in Senegal und Gambia, Bielefeld 2021.
- Bogner/Dolff-Bonekämper/Meier 2021  
Bogner, S./Dolff-Bonekämper, G./Meier, H.R.  
(Hg.): Collecting Loss. Schriftenreihe des  
DFG-Graduiertenkollegs 2227 »Identität und  
Erbe« Bd. 1, Ilmtal-Weinstraße 2021.
- Franz et al. 2018  
Franz, B./Bogner, S./Meier, H.R./Steiner M. (Hg.):  
Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am  
Beispiel der Industriekultur. Monument – Patri-  
mony – Heritage. Industrial Heritage and the Hori-  
zons of Terminology [Veröffentlichungen des  
Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege  
e.V., Bd. 27], Holzminden/Heidelberg 2018  
<https://doi.org/10.11588/arthistoricum.374.531>
- Frölich-Kulik 2021  
Frölich-Kulik, M.: Landbahnhöfe: Ressourcen  
nachhaltiger Landschaftsentwicklung  
[Rurale Topographien, Bd. 10], Bielefeld 2021.
- Helas 2022  
Helas, L.: Bürgerschaftliches Engagement für das  
baukulturelle Erbe Dresdens zur Zeit der DDR,  
Dresden 2022.
- Kibel 2021  
Kibel, J.: Hoffnung auf eine bessere Vergangen-  
heit. Kollektivierungsdiskurse und ihre Codes der  
Verräumlichung, Bielefeld 2021.
- Renz 2019  
Renz, U.: Was denn bitte ist kulturelle Identität?  
Eine Orientierung in Zeiten des Populismus, Basel  
2019.
- Trötschel-Daniels 2022  
Trötschel-Daniels, B.: Ringen um Recht.  
Das Denkmalpflegegesetz der DDR von 1975,  
Berlin 2022.
- Wächter 2022  
Wächter, K.: Die Berliner Gemeindegynagogen  
im Deutschen Kaiserreich – Integration und  
Selbstbehauptung [Die Bauwerke und Kunstdenk-  
mäler von Berlin, Beiheft 43], Berlin 2022.

# Vergangenheiten bauen



# Architektur als Erbepaxis?

Nachdenken über den Zusammenhang von Erbe, Vergangenheitsbezügen und Identität im Urbanismus der CIAM nach dem Zweiten Weltkrieg

Simone Bogner

*Dieser Artikel befasst sich mit den Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) in den 1950er Jahren. Anhand von drei Beispielen stelle ich einige Überlegungen dazu an, ob es Vorteile es mit sich bringt, Architektur als Erbepaxis aufzufassen und falls ja, welche. Die Frage ist also: Welche Motive – Vorstellungen von Gemeinschaft, Selbstverständnisse und Traditionskonzepte – und welche Diskurse – national und international – stehen hinter den jeweiligen Konstruktionen von Identität und Erbe?*

1927 wurden Pierre Jeanneret und seinem Cousin, Charles-Édouard Jeanneret-Gris, bekannter als Le Corbusier, einer von neun ersten Preisen im Wettbewerb für den Völkerbundpalast in Genf zugesprochen. Obwohl der Entwurf die meisten Jurystimmen auf sich vereinte und als einziger den geforderten Kostenrahmen einhielt, wählte man ihn nicht zur Ausführung aus. Man wählte aber auch keinen der anderen Prämierten, sondern vergab die Umarbeitung an ein Team aus Architekten, die eine konventionelle Auffassung über das Erscheinungsbild von Monumentalbauten vertraten. Das neo-klassizistische *Palais des Nations* wurde 1933 als Rohbau eingeweiht.<sup>1</sup>

Verärgert über diese Vorgänge, organisierte Le Corbusier im Juni 1928 auf dem *Château La Sarraz* ein Treffen mit 27 Architekten sowie dem Maschinenbauingenieur und Architekturhistoriker Sigfried Giedion. Sie alle bekannten sich zum Neuen Bauen und fühlten sich geeint im Kampf gegen den immer noch dominierenden Historismus, dessen Anhänger an den Akademien lehrten und die wichtigen Wettbewerbe gewannen.<sup>2</sup> Man beschloss, sich von nun an regelmäßig auf Kongressen, den *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM)*<sup>3</sup>, über konkrete Themen auszutauschen und den Einfluss auf das Baugeschehen durch eine größere öffentliche Sichtbarkeit und



die Besetzung strategisch wichtiger Positionen zu erhöhen. Die wichtigsten Grundannahmen wurden im gleichen Jahr in der *Declaration de La Sarraz* festgehalten: die Bestimmung von Architektur als Ausdruck der eigenen Epoche, die Harmonisierung modernen Lebens durch Architektur, die Verbindung von Architektur mit wirtschaftlicher Effizienz durch Rationalisierung und Standardisierung sowie die Anpassung – sowohl der Nutzer:innen von Architektur, als auch der Architekturausbildungsstätten – an die neue gesellschaftliche Realität.<sup>4</sup>

Was den Bezug zur Vergangenheit betraf, so stellten die Unterzeichnenden klar, dass sie die Verwendung früherer gestalterischer Prinzipien ablehnten, weil sie diese als Ausdruck vergangener Gesellschaften ansahen.<sup>5</sup> Der zeitgenössische Akademismus, so das Verständnis der CIAM-Mitglieder, sei nicht in der Lage, die Lebenssituation in den Städten zu verbessern oder überhaupt etwas Neues, der »eigenen Epoche« Angemessenes zu erschaffen. Die Architektur sollte daher »dem sterilisierenden Griff der Akademien, die die Formeln der Vergangenheit bewahren, entrissen werden.«<sup>6</sup>

## Von der Opposition in den Mainstream – Moderne und Akademismus

Nach 31 Jahren und zehn Kongressen wurden die CIAM von der Frage ihres Verhältnisses zum Akademismus eingeholt. Das elfte und letzte Treffen, auch CIAM'59 genannt, fand im September 1959 im Kröller-Müller Museum im niederländischen Otterlo statt.<sup>7</sup> Mittlerweile waren die ältesten Mitglieder längst selbst einflussreiche Lehrer:innen an für ihre moderne Ausrichtung bekannten Institutionen, wie der Harvard Graduate School of Design.<sup>8</sup>

Ursprünglich sollte es, wie bereits bei den vorangegangenen CIAM in Aix-en-Provence (CIAM 9, 1953) und Dubrovnik (CIAM 10, 1956), um die weitere Bearbeitung des 1949 von Le Corbusier gesetzten Themas »Habitat« gehen.<sup>9</sup> Das Otterloer Treffen geriet jedoch zu einer Grundsatzdiskussion – und zwar nicht nur über die Zukunft der CIAM, sondern der modernen Architektur überhaupt.<sup>10</sup> Die von Jakob »Jaap« Bakema selbst teils als »aggressiv« bezeichneten Streitgespräche spitzten sich dann, nicht gänzlich unvorhergesehen, um die Art und Weise des Vergangenheitsbezugs in der Architektur der Moderne zu.<sup>11</sup>

Der Vorwurf des Akademismus und auch des Eklektizismus stand plötzlich im Raum – allerdings richtete er sich gegen Mitglieder aus den eigenen Reihen<sup>12</sup> – und kam auch aus den eigenen Reihen. Wesentlich zeigte sich dies an den Wortbeiträgen zu den vorgestellten Arbeiten von Alison und Peter Smithson (England), Ernesto Nathan Rogers (Italien), Giancarlo De Carlo (Italien) sowie Kenzo Tange (Japan), die auf Tonbändern festgehalten und im von Oscar Newman edierten Tagungsband abgedruckt wurden.

Insbesondere die italienische Gruppe wurde kritisiert.<sup>13</sup> Mit der Torre Velasca [Abb. 1] von Rogers Büro *BBPR* tauchten auf einem Kongress für moderne Architektur plötzlich »flying buttresses and syncopated windows« auf.<sup>14</sup> De Carlos Wohn- und Geschäftshaus im süditalienischen Matera [Abb. 2] hob sich durch abstrahierte Betonarkaden, Walmdach und über die Fassade aus Backstein verteilte kleine Fenster von den restlichen Projekten ab. Bakema bezeichnete die Haltung »der Italiener« – eine Verallgemeinerung, gegen die sich Rogers wehrte – als »eskapistischen Fatalismus.«<sup>15</sup> Die Diskussionen und auch der Umgang mit diesen<sup>16</sup> sollten illustrieren, dass die CIAM keineswegs mehr, wie es nach außen lange aussah, eine auf eine gemeinsame Doktrin eingeschworene Gruppe waren, sondern kritische Selbst-Reflexion ab sofort ein immanenter Teil ihrer Zukunft war.

## Architektur als Erbepaxis

Vor diesem Hintergrund und ausgehend von meinem Promotionsvorhaben, in dem ich mich mit der Frage beschäftige, warum und auf welche Weise sich die Urbanist:innen der CIAM in der Nachkriegszeit auf Vergangenheit bezogen, leitet sich mein Vorschlag für diesen Beitrag ab, Architektur als Erbepaxis zu konzeptualisieren, um über die im Diskurs wirksamen Konstruktionen von Erbe, Identität und Vergangenheit, deren Verbindungspunkte und deren Stabilität nachzudenken.<sup>17</sup> Die zentralen Fragen lauten: Wer vererbt im architektonischen Diskurs durch Architektur etwas an wen, warum und wie? Oder anders gesagt, wer bezeichnet sich im Feld der Architektur als Erb:in und macht sich wie und warum zu einer solchen? Und wie verhalten sich diese Erb:innen unter- und gegeneinander?

Die Praxis des Erbens im kulturellen Bereich – in Abgrenzung zum Zivilrecht, aus dem der Begriff entlehnt ist,<sup>18</sup> – kann als ein komplexer Prozess aus Aneignungs-, Ermächtigungs-, Transformations- und Weitergabepraktiken beschrieben werden.<sup>19</sup> Gerade in der künstlerischen Sphäre – und hier schließe ich die architektonische mit ein – spielen Kanones, Biografien und

die Zugehörigkeit zu Netzwerken – national und international – eine bedeutende Rolle. Die CIAM und das Wirken ihrer Mitglieder sind hierfür ein anschauliches Beispiel, das zeigt, wie durch aktive Arbeit an der Sichtbarwerdung<sup>20</sup> und die Konstruktion eigener, auch historiografischer Narrative, eine diskursive Gewichtsverschiebung stattfindet, die bis heute nachwirkt.

## Weiterbauen als kulturelle Praxis

Meine Forschung setzt dort an, wo das Vorurteil endet: beim Vorwurf der Geschichtslosigkeit der Moderne. Als wesentliche Grundannahme für meine Arbeit begreife ich im Feld von Architektur und Stadtplanung jeglichen Versuch, dem Alten etwas Neues hinzuzufügen oder das Bestehende zu verändern, als Weiterbauen.<sup>21</sup> Wenn sich, wie es Neville Morley in »Antiquity and Modernity« formuliert, die Moderne immer über ihr Anderssein in Bezug auf unterschiedliche Aspekte der Vergangenheit definiert,<sup>22</sup> dann lässt sich das Diktum der Geschichtsfeindlichkeit der Moderne beiseitelegen und unvoreingenommener, als dies bisher geschehen ist, die *Art und Weise* der Vergangenheitsbezüge im Weiterbauen erforschen. Peter Smithson formulierte es folgendermaßen:

»Wir glauben, daß das Entwerfen und Planen eher ein Problem der Fortsetzung als des Neuanfangs auf einem unbeschriebenen Blatt ist [...].«<sup>23</sup>

Statt Modernist:innen also auf die eine und Traditionalist:innen auf die andere Seite einer behaupteten und Brüche produzierenden *tabula rasa* zu stellen, will ich in dieser Perspektive unterschiedliche Kontinuitätserzählungen, Traditionskonzepte, Erbe-Konstruktionen und schließlich auch unterschiedliche Formen nicht nur des Erinnerns, sondern auch der Bedeutung von Erinnerung für die urbanistische Praxis in den Blick nehmen. Diese lassen sich wiederum als Selektions- und Verflechtungsprozesse verstehen: was wird aus der Vergangenheit ausgewählt, wie wird es mit Gegenwart und Zukunft verknüpft, wie wird es in eine sinnfällige, nicht selten erfahrungsbasierte Erzählung und in unterschiedliche Modi des Weiterbauens eingebettet?

## Geschichte oder Vergangenheit?

Spätestens seit den 1960er Jahren wurde immer vehementer auf die vermeintliche Geschichtslosigkeit der modernen Architektur hingewiesen, an deren Stelle ein neues Geschichtsbewusstsein treten sollte. Der Topos von der »Rückkehr zur Geschichte« wird allerdings, so stellt es die Architekturtheoretikerin Angelika Schnell fest, als Allgemeinplatz oft unhinterfragt übernommen.<sup>24</sup> Es bleibt zumeist offen, was mit »Geschichte« eigentlich gemeint ist. Während die Architektur der sogenannten Postmoderne in dieser Hinsicht mittlerweile differenzierter betrachtet wird,<sup>25</sup> ist weiterhin unklar, wie der Bezug zur Geschichte bei denjenigen aussah, die sich vermeintlich von der Geschichte abwandten.<sup>26</sup> Sind die Architekt:innen der Moderne tatsächlich geschichtslos, geschichtsvergessen, oder gar geschichtsfeindlich gewesen, wie es selbst CIAM-intern kolportiert wurde?<sup>27</sup>

Hier stellt sich die Frage, ob »Geschichte« in diesem Zusammenhang überhaupt der passende Begriff ist. Der Historiker Valentin Groebner weist auf die oft wenig differenzierte

und teils synonyme Verwendung der beiden Begriffe »Vergangenheit« und »Geschichte« hin. Während er »Vergangenheit« als bruchstückartiges Repositorium alles Geschehenen versteht, das unwiderruflich abgeschlossen, unveränderbar und nicht mehr zugänglich ist, so wird der erzählende Zugriff auf Vergangenheit aus der Gegenwart heraus – als Vergegenwärtigung des Vergangenen – von ihm als »Geschichte« bezeichnet.<sup>28</sup>

Möglicherweise ist diese Unterscheidung für die Analyse jedoch aus zwei Gründen zu vernachlässigen. Zum einen, weil die Verwendung der Begriffe Groebners Unterscheidung vermutlich gar nicht impliziert. Zum anderen, weil unsere heutige Sicht auf Geschichte insbesondere von poststrukturalistischen Positionen beeinflusst ist und Geschichte sich daher als Geschichtsproduktion auffassen lässt: als Fragmente der Vergangenheit, die durch Narration mit Bedeutung gefüllt werden und die demnach von einem bestimmbareren Standpunkt formuliert wird, welcher hinterfragt werden kann. Denn trotz, oder möglicherweise gerade wegen ihrer undifferenzierten Verwendung, verbergen sich, so meine These, hinter den Begriffen bestimmbarere Bedeutungen, Motivationen und Ziele von Akteur:innen, die im Weiterbauen wirksam, und daher auch erforschbar sind.

## Wer hat Recht? Historiografie von und für Architekt:innen

Ganz besonders im Feld der Architektur ist »Geschichte« schon lange ein stark umkämpfter Posten der Disziplinen.<sup>29</sup> Wer darf Architekturgeschichte für wen schreiben? Und wer darf sie, für die doch immerhin praktisch tätigen

Architekt:innen, unterrichten? Der aus Frankreich stammende Architekt Jean Labatut beantwortete diese Fragen 1949 mit der Einrichtung des ersten Ph.D-Studiengangs an der Princeton University, in welchem ausschließlich praktisch ausgebildete Architekt:innen mit einer historischen Arbeit promoviert werden konnten.<sup>30</sup> Architekturgeschichte sollte nach Labatut als Stimulans im Entwurfsseminar, zur Förderung der Kreativität gelehrt werden, und sich so von der »offiziellen« Historiografie der Kunsthistoriker:innen emanzipieren.<sup>31</sup> Eine andere Antwort gab Giedion, von 1928 bis 1956 Generalsekretär der CIAM, der ebenso Architekturgeschichte für Architekt:innen lehrte. Mit seinem 1941 erschienenen Buch *Space, Time, Architecture. The Growth of a New Tradition* veranschaulichte er seine Auffassung der Moderne als Prinzip und Haltung sowie als immer stärker nach vorne drängendem Strang innerhalb der Geschichte der Architektur. Gestalterische Prinzipien von Le Corbusier konnte er daher in Ansätzen bereits bei Michelangelo sehen.<sup>32</sup> Schon von seinen Zeitgenoss:innen erntete Giedion für diesen Ansatz harsche Kritik. Bis heute wird das Werk von vielen, besonders von Kunsthistoriker:innen, nicht als eigenständiges Architekturgeschichtswerk anerkannt. Doch der enorme Erfolg schien ihn in seiner Auffassung zu bestätigen – *STA* erschien in sechs Sprachen und fünf – jeweils überarbeiteten – Auflagen, und wurde zu einem der wichtigsten Standardwerke der modernen Architektur für Architekt:innen.<sup>33</sup>

Giedions Herangehensweise ebnete nachfolgenden Generationen den Weg, sich selbst dezidiert mit der Architekturgeschichte der Moderne – als subjektive und doch begründbare

Auswahl aus der Vergangenheit – als Voraussetzung für die eigene Arbeit nicht nur zu beschäftigen, sondern sie auch als Teil des eigenen Werdegangs zu verstehen.<sup>34</sup> Reyner Banham nannte diese genealogische Geschichtsbefassung *inner history*.<sup>35</sup>

## Walmdächer und Spontanität: Giancarlo De Carlos Wohn- und Ladengeschäftshaus in Matera, Italien

Auch der aus Genua stammende Giancarlo De Carlo befasste sich mit Architekt:innen der Moderne, die er als für seine Arbeit relevant erkannte. Schon während seines Studiums gab er zwei Bücher heraus: 1945 erschien eine Zusammenstellung von Le Corbusiers Schriften auf Italienisch, 1947 eine Monografie über den Begründer der *Arts and Craft*-Bewegung, William Morris.<sup>36</sup> In Rogers Architekturmagazin *Casabella Continuità* veröffentlichte er Essays über Frank Lloyd Wright und Richard Neutra, aber auch über englische und japanische vernakuläre Bauten.

Dieses Interesse am sogenannten anonymen Bauen zeigte sich auch 1951 in seinem Ausstellungsbeitrag für die neunte *Triennale di Milano*, in dem es um eine *architettura spontanea* ging.<sup>37</sup> Illustriert wurde diese anhand ländlicher Bautraditionen Italiens, und so sah man zum Beispiel groß aufgezojene Fotografien der *trulli*, den schlichten konischen Steinhäusern Apuliens.<sup>38</sup> Die Vorstellung einer spontanen, weil unwillkürlich aus den lokalen Bedingungen und Nutzungsanforderungen entstehenden Architektur sollte jene Bemühungen kontrastieren, die der Architektur etwas »von außen« überstülpen wollten.<sup>39</sup>

Die Hinwendung von Architekt:innen, die sich vor und während Mussolinis Faschismus teils zum *razionalismo* bekannt hatten, zum bäuerlichen Alltag, zu den ländlichen Handwerkstraditionen und Bauformen *post bellum*, verstand sich als Gegengewicht zu der seit dem *risorgimento* und im Faschismus geförderten und geforderten Konstruktion einer gesamtitalienischen Identität: der *italianità*, welche – auf Kosten der regionalen und lokalen Besonderheiten, auch der Dialekte – Italiens nationale Einheit und Stärke vermitteln sollte. Die architektonische Kontrastierung dieses homogenisierenden Konstruktes hatte sich,



→ Abb. 2

wenn auch leicht verzögert, mit ähnlichen Bewegungen in Literatur und Film entwickelt, bekannt unter dem Schlagwort *neorealismo*.<sup>40</sup>

Erst vor diesem Hintergrund erschließt sich die Bedeutung von De Carlos Beitrag zum CIAM'59.<sup>41</sup> Nach einem einführenden Vortrag über die, seiner Auffassung nach, fehlgeleitete Entwicklung des *Modern Movement*, stellte De Carlo in Otterlo sein Wohn- und Ladengeschäftshaus (1954–1959) im süditalienischen Matera vor [Abb. 2], das Teil eines nationalen Wettbewerbs für das neue Sozialwohnungsbau-Viertel *Spine Bianche* war, den eine Gruppe um Carlo Aymonino gewonnen hatte. De Carlo hatte ebenfalls einen Entwurf eingereicht, wofür ihm, wie weiteren Teilnehmenden, ein Preis *ex aequo* zugesprochen worden war.<sup>42</sup>

Aymoninos Gruppe bezog bei der anschließenden Überarbeitung des zugrundeliegenden Masterplans von 1953 alle anderen Preisträger:innen als Kollektiv mit ein und teilte Entwurf und Ausarbeitung einzelner Bautypen fünf Untergruppen zu.<sup>43</sup> De Carlo erhielt den Auftrag, den Typ »edificio ad uso negozi ed abitazioni« [Gebäude für Ladengeschäfte und Wohnungen] zu projektieren.<sup>44</sup> Er entwarf den Bau, entsprechend den sparsam kalkulierten und standardisierten Material- und Konstruktionsvorgaben, als viergeschossigen Stahlbetonskelettbau mit Backsteinausfachung, das teils aufgebrochene Walmdach wurde mit Marseilleser Terrakotta-Ziegeln gedeckt.

Es handelte sich bei den *Spine Bianche* nicht um die erste Intervention in Matera. Die Kleinstadt in der Region Basilikata war seit der 1945 veröffentlichten autobiografischen Beschreibung des Lebens im vorwiegend agrarisch und von Armut geprägten Süden durch Carlo Levi in *Christus kam nur bis Eboli* international berühmt-berüchtigt: in den seit der Antike bestehenden Höhlenwohnungen, den *Sassi* [Felsen], herrschten beengte Lebensverhältnisse, bis zu fünf Familien teilten sich mit Tieren eine Höhlenwohnung; in den sogenannten *vicinati* grassierte die Malaria.<sup>45</sup>

Zahlreiche renommierte Fotograf:innen, auch aus den USA, kamen, um das dortige Leben zu dokumentieren, das – archaisch und magisch zugleich – aus der Zeit gefallen schien.<sup>46</sup> Der piemontesische Schreibmaschinen-Fabrikant Adriano Olivetti veröffentlichte einige dieser Bilder in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Comunità*.<sup>47</sup> Olivetti hatte bereits 1947 die gleichnamige sozial-liberale Bewegung, in Abgrenzung zur christdemokratischen, aber auch zur kommunistischen Partei Italiens, begründet. Die Fotografien waren, neben der Zeitschrift, nur ein Teil eines größer angelegten philanthropischen Projektes, das inspiriert war durch die von Fotograf:innen begleiteten Surveys der Farm Security Administration, die im Rahmen des US-amerikanischen New Deal-Programms eingeführt worden waren und das sich schließlich in Olivettis Funktion als Präsident des »Istituto Nazionale di Urbanistica« (INU) und als »Commissario« des »United Nations Relief and Rehabilitation Administration Programm–Comitato Amministrativo Soccorso Ai Senzatetto) (UNRRA-CASAS)<sup>48</sup> institutionalisierte.

Unter Olivettis Ägide entstand ab 1950 in Matera ein urbanistisches Laboratorium: Eine Kommission um den deutsch-amerikanischen Soziologen Friedrich G. Friedmann, zu der auch Wissenschaftler:innen aus Paläoanthropologie, Psychologie und Stadtplanung gehörten, verfolgte eine neue interdisziplinäre

Herangehensweise.<sup>49</sup> Im Zentrum der Forschungen stand das Studium der sozio-kulturellen Realität der Bewohner:innen, in diesem Falle der erwähnten *vicinati*. Das über tausende Jahre gewachsene System von Höhlenwohnungen und gemeinsam genutzten Höfen sollte bei einer Umsiedlung in neue Wohnungen mit einem erhöhten Lebensstandard berücksichtigt werden. Ab 1953 bezogen die ersten materanischen Troglodyt:innen ihre neu errichteten Doppelhaushälften und Reihenhäuser in *La Martella*. Das zwischen 1951 und 1955 entstandene *borgo rurale* war von Ludovico Quaroni und Federico Gorio, die auch Mitglieder der Kommission waren, konzipiert worden. Aus Quaronis Feder stammte auch *Il Tiburtino* in Rom stammte, in der mit Walmdächern, geschwungenen Weganlagen und bunten Majolika an den Fassaden experimentiert worden war. Doch die Behausungen in La Martella wurden von den neuen Bewohner:innen nicht angenommen, wie De Carlo berichtet:

»The immediate solutions endeavored to reproduce in the modern idiom the plastic complexities and organic freedom of the old city. [...] They [the people who moved into these quarters] simply did not want a contemporary reproduction of their old conditions. [...] They deserted these new quarters and went back to their slum dwellings [...].«<sup>50</sup>

Für die *Spine Bianche* wollte man deshalb einen anderen Weg finden, weshalb das Höfesystem wieder aufgegeben wurde. Die Planenden glaubten, nach der Erfahrung in La Martella, nun zu wissen, was die ehemaligen »Slum«-Bewohner:innen stattdessen brauchten: »They wanted instead something far more rigid and formal, something that would give them a feeling of the openness and stability of their future.«<sup>51</sup>

Diese Ausführungen De Carlos stießen auf Unmut bei den anderen Otterlo-Teilnehmern. Denn in Matera, so der Vorwurf, schien man nicht nur in euklidische Raumvorstellungen zurückzufallen, sondern vernachlässigte auch noch das bereits ab 1953 mit dem CIAM 9 in Aix angeblich als neuer Wert geltende Prinzip der Flexibilität: die Anpassungsfähigkeit der Wohnungen durch die Bewohner:innen selbst.<sup>52</sup>

In Anbetracht der Entwicklungen in der Sowjetunion – nach Stalins Tod 1953 war das Projekt Sozialistischer Realismus ad acta gelegt – wirkten die folkloristischen Tendenzen außerdem auf einige Architekt:innen der CIAM anachronistisch und irritierend.<sup>53</sup> Peter Smithson, der spätere Team-10-Kollege De Carlos, kritisierte den Matera-Bau und De Carlos Ausführungen hinsichtlich dessen Bezugnahme auf Vergangenheit. Smithson fand, dass De Carlo, trotz seiner gelungenen Analyse der Situation in Süditalien, kein neues architektonisches Vokabular erfunden habe. De Carlo habe sich stattdessen nur aus bereits Vorhandenem bedient, was wiederum, und damit bezog er sich auch auf BBPRs Torre Velasca, zu einem moralischen Problem führe: »any form – not only the form, but the whole vocabulary of that form – carries with it its social content.«<sup>54</sup> Was war damit gemeint? Warum lehnte Smithson die von De Carlo gewählten Formen ab?



## Die Überwindung von Formen einer nicht mehr existierenden sozialen Realität

Alison und Peter Smithson hatten sich seit Beginn ihrer praktischen Arbeit dagegen ausgesprochen, etwas aus der Vergangenheit, das unter konkreten Umständen zu einem bestimmten Zeitpunkt einmal fast unwillkürlich entstehen musste und daher gut funktionierte, in der Gegenwart wieder aufleben zu lassen. Und so lag schon ihrem Wettbewerbsbeitrag von 1952 für das soziale Wohnbauprojekt *Golden Lane* in London eine fundamentale Kritik an den nach dem Zweiten Weltkrieg in England entstehenden *New Towns* wie auch der *Picturesque*-Bewegung zugrunde, zu denen der italienische *neorealismo* eine zu nahe Verwandtschaft zeigte.<sup>55</sup>

Auch die Smithsons legten, wie De Carlo, als Bezugsrahmen für den Entwurf das bestehende Alltagsleben zugrunde. Sie argumentieren aber auch, dass historische Formen nicht verwendet werden dürften, »as the social reality they represented no longer exists.«<sup>56</sup> In einem Aufsatz von 1955 konkretisierten sie ihr Konzept einer nicht mehr existierenden sozialen Realität:

»We no longer cluster at the well, meet at the market place, dance on the village green, get milk from the farm, visit to get information, or journey to inform. Into our houses is brought light, heat, water, entertainment, information, food, etc. We are no longer forced by our physical needs, into the old patterns of association. Surely we must be mad to keep on building forms evolved in previous cultures with their own unique associational patterns and expect them to be convenient?«<sup>57</sup>

Und so kam für sie weder die Wiederholung historisch-räumlicher Konfigurationen noch das Auflebenlassen historischer Formen in Frage, und schon gar nicht beides zusammen.

Sie selbst präsentierten in Otterlo ihre »New Ways for London« [ Abb. 3 ], anhand derer sie ihren Vorschlag einer futuristischen

Neuordnung der Wegesysteme im Stadtteil Soho erörterten – es sollten unter anderem bewegliche Bürgersteige und Rolltreppen zur Verbindung verschiedener Level integriert werden.

Durch die Wegführung [routing] entlang historischer Gebäude oder durch bestimmte Bereiche wie Parks oder über Flüsse sollten »local identity points« entstehen.<sup>58</sup> Doch um diese »Identität« – ein Begriff, den sie seit 1953 wiederkehrend in ihren Entwürfen einer *Cluster City* verwendeten – herauszuarbeiten, sollte ein großer Teil Sohos abgerissen werden. Urbanismus, so ihre Grundhaltung, bedeutete immer Veränderung. Dies schloss ihre Antwort auf die Frage ein, was bewahrt werden sollte und was nicht:

»In dealing with the existing historical phenomenon, we have made a choice of the things we wished to keep, not an arbitrary one, but one supported by society. [...] Soho is an area of great dereliction.«<sup>59</sup>

Ernesto Rogers ging es im anschließenden Streitgespräch mit Peter Smithson dann immer wieder um genau jene Bewertung Sohos, die über das Schicksal des Viertels entschied:

»I do not think [...] we should concern ourselves with whether we are for or against the character of Soho.[...] Whatever it is you are doing here will change the character of this place very definitely.«<sup>60</sup>

Er empfand den Abriss Sohos als zu krass, und als willkürliche Verleugnung eines historisch gewachsenen Zustands:

»I think your contribution to history destroys history completely [...] and [...] you are being much too drastic; [...] you are not taking into account at all these historical facts but just acting as you think is best.«<sup>61</sup>

Für die Smithsons war es jedoch wichtiger, das Wegesystem kontinuierlich an neue Anforderungen der Gesellschaft anzupassen, als ein Quartier wie Soho zu erhalten – um so die Stadt als funktionalen Lebensraum erhalten zu können.

## Vom dunklen Angstraum zur hellen Spielstraße

Mit den sozialen Funktionen von Straßen beschäftigten sich die Smithsons bereits seit ihrem Wettbewerbsbeitrag für die *Golden Lane*, aus dem sie schließlich das »Urban Reidentification«-

Grid (UR) entwickelten. Diesen theoretisch-konzeptuellen Beitrag zeigten sie auf dem 9. CIAM 1953 in Aix-en-Provence, wo sie offiziell mit weiteren Architekt:innen die MARS-Group vertraten. Wegweisend war dabei die Darstellung: eine assoziative Kombination von Street-Photography, Text und Architekturzeichnung. Diese Herangehensweise war einerseits beeinflusst von ihrer Mitgliedschaft in der Independent Group (seit 1952) – auch der Fotograf Nigel Henderson, von dem die Bilder stammten, gehörte der Gruppe an.<sup>62</sup> Andererseits war sie ein spielerischer Bruch mit der *CIAM-Grille*, dem Präsentationsmuster für die CIAM-Kongresse seit dem 7. CIAM in Bergamo.<sup>63</sup> Darüber hinaus ist die Kehrtwende bei der Darstellung von Kindern im urbanen Raum von Interesse. Josep Lluís Sert hatte in dem knapp zehn Jahre zuvor erschienenen *Can our Cities Survive* das Elend in den Slums mit Fotografien von vom Schmutz gezeichneten Kindern aus dem Londoner Arbeiter:innenviertel Bethnal Green illustriert. Die Smithsons kehrten diese Kompositions- und

Lesart im UR um: durch ihre Auswahl stellten sie das Positive und Lebendige des Kinderspiels auf der Straße heraus. Diese Kinder spielten, ebenfalls in Bethnal Green, nun voll expressiver Freude vor *ihrem* Haus, in ihrem »working class district.«<sup>64</sup> Diese Art von Straße machten die Smithsons zum Ausgangspunkt ihres Entwurfs.<sup>65</sup>

Schon hier klingt an, was sich 1959 in ihrer Straßenstudie verfestigte und eine gewisse Widersprüchlichkeit in sich trägt: das Paradox, das ich modernistische Vergangenheitsaktualisierung nennen will. Die vorgefundene – und beobachtbare – Straße wurde als funktionierender sozialer Raum anerkannt, doch ihre Form und Materialität stammten, so die Theorie, aus einer Zeit, die vergangen war. Daher musste die *Idee von Straße* [idea of street] an die neuen gesellschaftlichen Bedingungen angepasst werden; und das bedeutete Abriss und Neubau. Die Menschen sollten dann an ihrem neuen Wohnort wieder mit ihrer urbanen Umgebung identifiziert werden – *Urban Reidentification*.<sup>66</sup>

Ihren Beitrag verstanden die Smithsons als Gegenkonzept zum Vier-Zonen-Funktionalismus, der in der Charta von Athen von Le Corbusier als Leitbild der CIAM festgeschrieben worden war. Zwar hatte man auch intern seit dem 7. CIAM in Bergamo 1949 langsam Abstand von der sogenannten CIAM-Doktrin genommen. Entsprechend der vom US-amerikanischen Stadttheoretiker Lewis Mumford kritisierten Vernachlässigung des Kulturellen bei der »Verbesserung« der Stadt, sollte der 8. CIAM »Core of the City«, bei dem die Smithsons inoffiziell anwesend waren,<sup>67</sup> Abhilfe schaffen. Für die späteren Mitglieder des *Team 10* blieb dieser Versuch jedoch unbefriedigend, weil er die »geografische« Isolierung von Arbeit, Wohnen, Verkehr und Freizeit nicht aufgab, sondern mit dem »Core« schlicht eine fünfte Funktion hinzufügte. De Carlo urteilte in seinem einführenden Referat in Otterlo:

»Leaping from one subject to another, at Hoddesdon in 1951 a discussion was held on »The Core of the City«, collecting on this theme such a huge amount of inaccurate statements and idle nonsense that on re-reading the report to-day we wonder how it was possible for so many serious-minded person some of whom had also participated in drafting the Charter of Athens, put up with them, let alone accepted them.«<sup>68</sup>

Auf diesem 8. Kongress wurde in den Redebeiträgen und Diskussionen auf historische räumliche Konfigurationen wie Agora, Forum und Piazza, im Speziellen auf den Markusplatz in Venedig verwiesen.<sup>69</sup> Giedion zog, neben der mittelalterlichen Stadtneugründung Bern und Michelangelos Campidoglio in Rom, auch die Agora von Priene als Vorläufer modernistischer Planungen heran.<sup>70</sup> Die Architekturhistorikerin Brigitte Sölch stellt fest, dass insbesondere die Agora, der befestigte Marktplatz der griechischen Antike, mit zu den wirkmächtigsten Raumbildern der europäischen Stadt und damit zu den Ursprungsmythen demokratischer Öffentlichkeit zählt.<sup>71</sup> In der Phase der Neuorientierung und der Neuordnung der Welt nach dem Zweiten Weltkrieg waren solche Vorstellungen von

## Der öffentliche Platz als idealer Raum der Nachkriegsgemeinschaft

öffentlichen Plätzen, die ganz explizit das Erbe Europas als Bezugspunkt zur Erschaffung neuer Stadtzentren referenzierten, häufig anzutreffen. Hannah Arendt hob in *The Human Condition* (1958) die *polis* paradigmatisch als Raum der öffentlichen Interaktion hervor, in welchem mündigen Bürger:innen die politische Mitgestaltung der Gemeinschaft und damit das aktive Handeln erstmals möglich würde, und dieser Raum musste auch materiell-architektonisch eingehegt sein.<sup>72</sup>

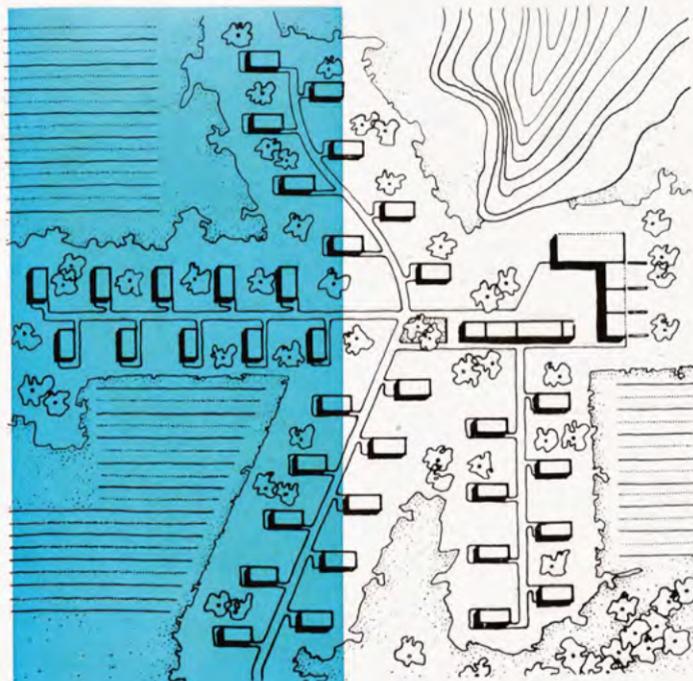
Sert stellte gemeinsam mit Paul Lester Wiener in Hoddesdon das nie zur Ausführung gebrachte Projekt für das am Pazifik gelegene Chimbote in Peru vor [ Abb. 4 ]. Die beiden hatten es bereits auf dem CIAM 7 in Bergamo 1949 präsentiert,<sup>73</sup> und schon dort galt es als mustergültige Umsetzung eines *Civic Center* – mit Kirche, Verwaltungsgebäuden und einem zentralen Platz – wie es sich Sert, der ab 1947 Präsident der CIAM war, gemeinsam mit Giedion und Fernand Léger 1943 in ihrem Manifest zu einer neuen Monumentalität vorgestellt hatte.<sup>74</sup>

Chimbote war projektiert als »a new industrial town« mit einer angestrebten Bevölkerung von 40.000 Einwohner:innen. Die peruanische Fischindustrie sollte hier angesiedelt werden. De facto handelte es sich jedoch um eine Stadterweiterung, denn Chimbote existierte bereits als kleine Fischerstadt mit unterschiedlichen historischen Schichten und einem weiterhin stattfindenden Zuzug indigener Gruppen aus den angrenzenden Anden. Sert und Wiener schlugen die Anlage eines Bewässerungssystems, angepasst an das *wording* der Tagung, vor:

»A small stream has been conducted through the centre of the city and branches out into different directions [...], following the Arab tradition and that of the Incas. [...] The stream will run through the Core and main piazza into the bay. The Core itself attempts to provide a modern extension of an old tradition.«<sup>75</sup>

Die Planer rekurrten hier sowohl auf eine »arabische Tradition«, auf eine Tradition der indigenen »Incas«, darüber hinaus auf eine nicht näher benannte »old tradition.« Traditionen, so scheint es, wurden als transferfähig verstanden, sie können in ähnliche topographische und klimatische Gegebenheiten versetzt werden und sie können sich problemlos überlagern; denn im Grunde sind sie vernakuläre Manifestationen ähnlicher Gegebenheiten. Weder die Deckungsgleichheit der Konditionen sei eine Voraussetzung zur Etablierung solcher Planungen, noch deren Herkunft. In einer Sonderausgabe von *L'Architecture d'Aujourd'hui* von 1951 schreiben Sert und Wiener:

»Die europäischen Einflüsse, die in den spanischen und portugiesischen Kolonien tief verwurzelt waren, führten dazu, dass die lokalen geografischen Merkmale in Bezug auf Klima, Topografie und Demografie außer Acht gelassen und vorgefertigte Stadt- und Gebäudetypen, die direkt von jenseits der Meere importiert wurden, durchgesetzt wurden. Dennoch waren die spanischen und portugiesischen Stile in diesen Breitengraden besser angepasst und wurden daher mehr geschätzt als andere, die später importiert wurden. Volkstraditionen und lokale Bräuche wurden an die städtebaulichen Konzepte der Kolonialzeit angepasst.«<sup>76</sup>

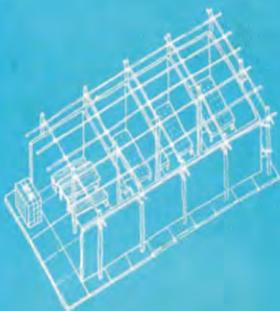
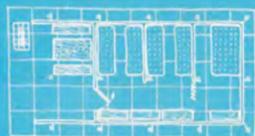


LE CENTRE CIVIQUE ET COMMERCIAL.

Le Centre civique et commercial est une transition dans la vie moderne de la vieille et excellente tradition coloniale de la « Plaza de Armas ». 1. Autobus ; 2. Appartements 7 étages ; 3. Commerce ; 4. Cinéma ; 5. Cure ; 6. Eglise ; 7. Clocher ; 8. Bibliothèque et Musée ; 9. Bureaux du Gouvernement et de Municipalité ; 10. Immeuble de bureaux ; 11. Bureaux du Tourisme et des Compagnies aériennes ; 12. Café ; 13. Hôtel ; 14. Plaza de Toros ; 15. Parking ; 16. Place principale ; 17. Promenade ; 18. Passerelle des piétons ; 19. Avenue Pardo ; 20. Plage.

CIVIC AND COMMERCIAL CENTER.

This Civic Center design is an attempt to bring the old and good tradition of the colonial « Plaza de Armas » into a modern application that will serve the present and future needs of the city. 1. Bus; 2. Apartments 7 floors; 3. Shops; 4. Movie theater; 5. Vicarage; 6. Church; 7. Bell tower; 8. Library and Museum; 9. Government and Municipal building; 10. Office building; 11. Building of Touring and Air Lines; 12. Coffee-House; 13. Hotel; 14. Bullfight Arena; 15. Parking; 16. Main square; 17. Promenade; 18. Foot-Bridge; 19. Pardo Avenue; 20. Beach.



HABITATIONS PROVISOIRES. Plan d'ensemble d'un nouveau groupe avec services sanitaires et jardin potager. Huttes standard. Deux vues des huttes existantes.

PROVISIONAL DWELLINGS. Plan of new group with simple collective sanitary services and group gardening. Two views of existing shanty groups.



VUE PARTIELLE DU CENTRE CIVIQUE ET COMMERCIAL.

Les bâtiments hauts et bas entrent dans la composition avec des jardins et des patios. Grandes zones de parking aux abords du centre, réservé à la circulation des piétons.

VIEW OF PART OF THE CIVIC AND COMMERCIAL AREA.

It shows the high and low buildings composed with gardens areas and patios. Ample parking areas indicated nearby with only pedestrian traffic within the center.



Dies spiegelt sich auch in den Abbildungen: ihrem einführenden Statement zu Lateinamerika sind Fotografien ethnographischen Charakters von indigenem Brauchtum und Bauten, gegenwärtigen informellen Behausungen sowie von barocken Plätzen und Verwaltungsgebäuden aus der frühen Kolonisierungsphase beigegeben.<sup>77</sup>

Was Serts Vorstellung von Öffentlichkeit in Städten betrifft, so war er einerseits beeinflusst von dem bereits erwähnten Lewis Mumford und dessen »social concept of the city«. Mumford unterschied darin zwei Seiten der Stadt: einen physischen Rahmen für private und ökonomische Aktivitäten, und einen sozialen Rahmen, der als Bühne für das soziale und kollektive Schauspiel dient.<sup>78</sup> Andererseits bezog sich Sert auf den spanischen Philosophen José Ortega y Gasset, der sich zeitdiagnostisch mit der modernen Massengesellschaft in den Städten beschäftigte und sich dabei grundlegend auf die *polis* bezog.<sup>79</sup> Beide Einflüsse spiegeln sich in Serts Rede zur Kongresseröffnung wider:

»Through the centuries, people have been getting together on the village greens, market places, promenades and piazzas. More recently, the railroad stations, the bus terminals, and even the landing strips have become places of gatherings. People go there to see and to be seen, to meet friends and sweethearts, to make new acquaintances, to discuss politics and sports, to tell their lives, loves and adventures, or to comment on those of others[...].«<sup>80</sup>

Für Sert und Wiener war diese Vorstellung von öffentlichen Plätzen nicht nur auf Europa beschränkt, sondern auch in den kolonialisierten Ländern Südamerikas zu finden. Die »Plazas«, die seit ihrer Entstehung unverändert geblieben seien, seien in einer lebendigen Tradition verwurzelt: Sie dienten schon immer als Kulisse für öffentliche Veranstaltungen und Feste, die Kathedrale oder Kirche, die Verwaltungsgebäude und die von den »Porticos« geschützten Geschäfte waren um die Plaza und ihre Nebengebäude gruppiert. Die rasante Zunahme des Autoverkehrs, die Ausdehnung und Entwicklung der Städte ließen, so Sert, diese überholten Grundrisse jedoch nicht mehr zu, weshalb nur die bürgerlichen [civiques] Qualitäten, die ihnen innewohnten, beibehalten und angepasst wurden. Diese Qualitäten dienten Sert und Wiener, so formulierten sie es, als Rahmen [cadre] für ihr Studium neuer öffentlicher Zentren [centres publics], die den Anforderungen des modernen Lebens entsprächen.<sup>81</sup>

Auch wenn in Sert und Wieners Erläuterungen genauso wenig, wie bei De Carlo, konkret von »Identität« die Rede ist, so kann festgehalten werden, dass ein ethnographischer, d.h. beobachtender Blick auf das vermeintlich Eigene der Anderen, die Imagination von Kollektiven, also der zukünftigen Bewohner:innen, dem Entwurf vorangeht. Und auch Sert und Wiener wollten Qualitäten, die sie als historische Überbleibsel noch erkennen konnten, die aber im Verschwinden begriffen schienen, in neue Formen transformieren. All diese »Beobachtungen« vermitteln sich, auch bei den Smithsons, besonders über Bilder, im Speziellen über Fotografien, in denen Menschen bei alltäglichen Arbeiten, der Ausübung von Brauchtum, in ihrer baulichen Umgebung zu sehen sind und in denen Stimmungen suggeriert werden.

## Urbanistische Gesellschaftsdiagnosen der Moderne: Pastoraler und gegenpastoraler Modernismus

Die Vorstellungen von Kollektiven und vom Zusammenleben im Allgemeinen verschränken sich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg mit einem wichtigen Aspekt,<sup>82</sup> den ich als urbanistische Gesellschaftsdiagnose bezeichne. Die Architekturhistorikerin und

-theoretikerin Hilde Heynen hat in *Architecture and Modernity* den Modernismus, in Anlehnung an Marshall Berman, in zwei Hauptströmungen unterteilt.<sup>83</sup> Zum einen in den pastoralen Modernismus [pastoral modernism], welcher gesellschaftliche Problemstellungen durch Harmonisierung lösen will, um die negativen Effekte der Modernisierung rückgängig zu machen. Politik, Ökonomie und Kultur sind unter der Fahne des Fortschritts vereint – zum Vorteil jedes Einzelnen, aber auch mit einer Tendenz ins Totalitäre.<sup>84</sup> Oft geht mit einer pastoralen Auffassung die Annahme von universellen menschlichen Bedürfnissen einher, oder mit einer idealistischen, geradezu naiven Vorstellung vom menschlichen Zusammenleben, in dem Konflikte nicht existieren. Die Vertreter:innen eines gegenpastoralen Modernismus [counterpastoral modernism] hingegen erheben nach Heynen den fundamentalen Unterschied zwischen ökonomischer und kultureller Moderne zu einem Hauptmerkmal modernen Lebens, welches gekennzeichnet ist von den dadurch hervorgebrachten Widersprüchen. Die Rückkehr zu prämodernen Verhältnissen gilt als unmöglich. Kunst – und auch Architektur wird zumeist als Kunst verstanden – bedeutet hier, eine Haltung des Anti-Establishments einzunehmen und diese Widersprüche offenzulegen.

Weder Alison noch Peter Smithson sahen sich als Künstler:innen, aber zumindest arbeiteten sie mit ebensolchen an der Schnittstelle von Kunst, Alltagskultur und Stadt. Die Abwendung vom klassischen Platz hin zur Straße als Ort [place], zu den Routinen des Alltags, besonders im unmittelbaren Umraum der eigenen Haustür, teilten sie mit De Carlo und den Forscher:innen um Olivetti, aber auch mit anderen Zeitgenoss:innen, wie den Mitgliedern der Internationale Situationniste um Guy Debord, dem Soziologen Henri Lefebvre sowie den Mitstreiter:innen der Smithsons im Team 10. Während jedoch die einen diese Routinen aufbrechen wollten (insbesondere die Situationist:innen), und sich damit eher dem Anti-Establishment zuschlagen lassen, bleiben De Carlo und die Smithsons geradezu konservativ: sie wollten die »vorgefundenen« sozialen Praktiken zwar in neue materielle Formen transformieren, sie jedoch grundsätzlich beibehalten. Was die Konstruktion des vermeintlich Eigenen der Anderen angeht, so stehen sowohl De Carlo als auch die Smithsons an einer Schwelle: Einflüsse aus der (kultur)anthropologischen und soziologischen Empirie sowie der Psychologie prägen die Vorbeschäftigung der Architekt:innen; das Bestehende wird als grundsätzlich funktionierender Referenzrahmen anerkannt, ihm wird nun vermehrt – positive – Aufmerksamkeit gewidmet. Der ordnende Gestus jedoch, der auch schon die Gründungsgeneration der CIAM leitete, bleibt tonangebend.<sup>85</sup>

Bei den europäischen Emigrant:innen, zu denen Sert und Wiener wie auch Giedion zählen, ist eine idealisierende Nostalgie und eine nachgerade verklärende Besinnung auf »europäische Wurzeln« sowie eine Sehnsucht nach neuen Stadtzentren zu

beobachten, die miteinander verknüpft werden. Sorgfältig ausgewählte Raumkonfigurationen und Orte dienen dabei als Erbe-Referenzen und werden mythisch aufgeladen. Das Interesse wiederum an vernakulären Traditionen ist sowohl bei Sert, bei De Carlo als auch bei den Smithsons festzustellen – die jeweiligen entwerferischen Schlüsse, die aus dem referenzierten Material gezogen werden, lassen sich jedoch nicht einfach unter dem Schlagwort »Regionalismus« oder »New Regionalism« einordnen.<sup>86</sup>

In meiner Arbeit geht es daher nicht nur um das Herausarbeiten von Vergangenheitsbezügen im Modernismus, sondern auch um das Verstehen und Dekonstruieren der genutzten Traditionskonzepte und Kontinuitätserzählungen, die tiefere Vorstellungen von Gemeinschaft und Gesellschaft und schließlich vom menschlichen Zusammenleben im Allgemeinen freilegen. Über die Untersuchung und Beschreibung dieser Diskurse kann gezeigt werden, wie sich Sinnkonstruktionen, zumindest innerhalb von Gruppen, wie der CIAM, formen, stabilisieren, normalisieren und schließlich sogar naturalisieren können.

Zur Veranschaulichung eines solchen Prozesses soll dazu abschließend ein Blick in den Otterloer Tagungsband dienen. Der Begriff der Identität [identity], der auf dem 9. CIAM nur von Alison und Peter Smithsons verwendet wurde, und wenig Resonanz erhielt,<sup>87</sup> erscheint schon 1961 rückblickend als *die* neue Ausrichtung des CIAM-Urbanismus. Die folgende Passage stammt aus dem Report, der 1953 von mehreren späteren Mitgliedern des *Team X*, im Anschluss an den Kongress in Aix-en-Provence verfasst wurde:

»The multiplication of dwellings is limited by several conditions – sociological, economical, geographical, political, and plastic. Any architectural or town-planning proposals which ignore these conditions and do not give man his identity, fail to meet the requirement of life. This identity is to be found in the dwelling itself – the residential unit – in the community unit – in the town and in the region – in other words, in all stages of multiplication. Man may readily identify himself with his own hearth, but not easily with the town within which it is placed. ›Belonging‹ is a basic emotional need – its associations are of the simplest order. From ›belonging‹ – identity – comes the enriching sense of neighbourliness. The short, narrow street of the slum succeeds where spacious redevelopment frequently fails.«<sup>88</sup>

Oscar Newman, dem die Aufgabe zuteilwurde, die Geschichte der CIAM-Kongresse in aller Kürze darzustellen, übernahm diese Aussagen – ohne Quellenangabe – und markierte so eine neue Verschiebung im Architekturdiskurs der Moderne.

- 1 Steinmann 1974.
- 2 Insbesondere richtete sich die Kritik gegen die Ausrichtung der Architekturausbildung an der École des Beaux Arts. Historismus schließt hier daher auch dessen neoklassizistische Ausformung mit ein.
- 3 Die anderen Gründungsmitglieder waren u.a. Hendrik Berlage (Preisrichter beim Völkerbundpalast), Victor Bourgeois, Pierre Chareau, Walter Gropius, Gabriel Guevrekian, Max Ernst Haefeli, Hugo Häring, Ernst May, Fernando García Mercadal, Hannes Meyer, Karl Moser (Gründungspräsident der CIAM; Preisrichter beim Völkerbundpalast), Gerrit Rietveld, Alberto Sartoris und Mart Stam.
- 4 Declaration von La Sarraz 1968 [1928]. Im Original heißt es: »La destinée de l'architecture est d'exprimer l'orientation de l'époque. Les œuvres architecturales ne peuvent que relever du temps présent.«
- 5 Ebd.: »Ils se refusent donc catégoriquement à appliquer dans leur méthode de travail les moyens qui ont pu illustrer les sociétés passées.«
- 6 Ebd.: »L'architecture doit être arrachée à l'emprise stérilisante des Académies conservatrices des formules du passé.«
- 7 Zum letzten Kongress siehe beispielsweise De Carlo 1961 oder Rassegna 1992.
- 8 Walter Gropius leitete dort seit 1937 das Department für Architektur, Giedion hielt 1938 an der Harvard University die renommierten Edward Norton Lectures (aus denen Space, Time and Architecture entstand); Sert war ab 1953 Dekan der Graduate School of Design.
- 9 Um die Organisation kümmerte sich eine groupe de coordination, die aus Jakob »Jaap« Bakema (Holland), Ernesto Nathan Rogers (Italien), Alfred Roth (Schweiz), John Voelcker (England) und André Wogenscky (Frankreich) bestand. Otterlo sollte Auftakt zu einer neuen Arbeitsweise sein: weniger Teilnehmende, dafür mehr Raum für die Vorstellung und konkrete Diskussion von Projekten. Zudem hatten eine Organisationsreform und ein Generationenwechsel stattgefunden – weder Walter Gropius, noch Le Corbusier, noch Josep Lluís Sert, nahmen teil. Die Organisator:innen schlugen schon im Vorfeld vor, die CIAM in »Groupe de Recherches des Interrelations Sociales et Plastiques« umzubenennen.
- 10 Bakema 1961/1, S. 9.
- 11 Ebd. Schon vor dem Kongress hatte es einen schriftlichen Schlagabtausch zwischen Reyner Banham und Ernesto Rogers gegeben. Vgl. Banham 1959 und Rogers 1959.
- 12 Siehe dazu De Carlo 1959, S. 86.
- 13 Es gehörten noch Ignazio Gardella mit der Kantine für die Olivetti-Werke in Ivrea sowie Vico Magistretti mit der Casa Arosio zur Gruppe. Vgl. Neri 2021, S. 36–38.
- 14 Van Eyck 1961, S.27. Ebd.: »This overdoing Palazzo Vecchio's tower in Milan with the aid of flying buttresses and syncopated windows, strikes me as an exercise hardly worth taking.«
- 15 Bakema 1961/3. In der deutschen Übersetzung des Bandes fehlt dieser kurze Abschnitt.
- 16 Nämlich der Abdruck der Streitgespräche und Widersprüche im Tagungsband, was ein Rezensent aus der Schweiz ob der Textfülle als gewöhnungsbedürftig, aber auch als erfrischend empfand. Siehe Schilling 1962.
- 17 Die dritte Jahrestagung »Instabile Konstruktionen« des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe« fand vom 21. bis 22. November 2019 in Berlin statt.
- 18 Neben der Biologie. Vgl. Willer 2014.
- 19 In der vierten Jahrestagung des Graduiertenkollegs vom 19.-20. November 2020 (Online-Tagung aufgrund von COVID 19) ging es dann konsequenterweise auch um die Praktiken des Erbens.
- 20 Colomina 1996.
- 21 Siehe zur Thematik beispielsweise Froschauer et al. 2020.; Rüegg 2007; Campi 1977.
- 22 Morley 2008, S. xi [Preface].
- 23 Smithson P. 1968, S. 85.
- 24 Schnell 2009, S. 10.
- 25 Ekman 2014.
- 26 Zum Beispiel Sonne 2014.
- 27 Siehe u.a. Oechslin 2012; Vinken 2010; Otero-Pailos 2010; Vidler 2008.
- 28 Groebner 2021. Es gibt noch weitere Ausführungen zur Thematik, die jedoch an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden. Siehe u.a. Baus 2014; Lowenthal 2015(1985) und ders. 1998 oder auch Halbwachs 1950.
- 29 Siehe Stalla 2021.
- 30 Charles Moore war 1957 einer der ersten Absolvent:innen. Vgl. Otero-Pailos 2010.
- 31 Siehe Otero-Pailos 2010, Kapitel 2.
- 32 Meier 2008.
- 33 Auf Deutsch: Raum, Zeit, Architektur, Französisch: Espace, temps, architecture; Spanisch: Espacio, tiempo y arquitectura; Italienisch: Spazio, tempo, architettura und Japanisch: 間・時間・建築).
- 34 Neben vielen anderen einflussreichen Historiograf:innen wie u.a. Nikolaus Pevsner, Bruno Zevi oder Rudolf Wittkower, die eng in Netzwerke moderner Architekt:innen eingebunden waren.
- 35 Banham 1955.
- 36 De Carlo 1945; ders. 1947. Bis 1956 war De Carlo für Ernesto Rogers in dessen Architekturmagazin *Casabella Continuità* tätig.
- 37 Den Begriff prägte Franco Albini. Vgl. Sabatini 2010.
- 38 Die Sektion gestaltete er gemeinsam mit Giuseppe Samonà und Enzo Cerutti. Vgl. Sabatini 2010. Außerdem: Ders. 2009. Abbildung der Ausstellungsansicht 1951, siehe Sabatini 2010, S. 372.
- 39 Vgl. Sabatini 2010.
- 40 Zum *neorealismo* in der Architektur siehe z.B. Sabatini 2010 und Scrivano 2013.
- 41 Ebenfalls im September 1959 erschien eine Sonderausgabe der *Casabella Continuità* zum Bauen nach dem Ende des zweiten Weltkriegs im mezzogiorno. Siehe Casabella Continuità, September 1959, Nr. 231, »Inchieste sul Mezzogiorno.«
- 42 Das Ministerium für öffentliche Arbeiten schrieb den Bau von insgesamt drei neuen Vierteln aus: A. Spine Bianche, B. Serra Venerdi und C. Lanera. Siehe z.B. Vadini 2021.
- 43 Siehe dazu Bilò/Vadini 2016 sowie Vadini 2021.
- 44 Von seinem ursprünglichen Wettbewerbsbeitrag für das Viertel, den er unter dem Namen »Astralogo« eingereicht hatte, konnte er jedoch dabei wenig umsetzen, siehe dazu Orazi 2021. Der Bau in Matera war nicht De Carlos erstes Sozialwohnungsprojekt, seit den 1940er Jahren war er an den Planungen für INA-Casa Siedlungen beteiligt, u.a. Sesto San Giovanni, Mailand (1950–1951, Baveno (1951–1953), Quartiere Feltre, Mailand und weitere. Im Mailänder Viertel La Comasina baute er zudem für das IACP zeitgleich (1953–1959) eine ganz ähnliche Kombination aus Läden mit darüber liegenden Wohnungen, jedoch weniger plastisch durchgestaltet als in Matera. Zu La Comasina siehe Melograni 1959.

- 45 Die Lebensbedingungen in diesen Höhlenwohnungen wurden seit Beginn des 20. Jahrhunderts regelmäßig thematisiert, doch erst nach dem Ende des 2. Weltkriegs wurden die Pläne zur Assanierung der Sassi umgesetzt. Vgl. dazu Colonna et. al 2020. Die Sassi di Matera sind mittlerweile saniert und als Weltkulturerbe eingetragen. Siehe zur Geschichte der Sassi: World Heritage 1992; Parmly Toxey 2011; McGauley 2019.
- 46 U.a. David Seymour, Henri Cartier-Bresson, Marjory Collins. Vgl. Harris 2017.
- 47 Collins Fotografie einer Familie in einer der Grotten wurde 1950 in Riccardo Mussatis Artikel »Viaggio ai 'Sassi' di Matera« veröffentlicht in *Comunità*, n.9. 1950. Siehe dazu Bilò/Vadini 2013, S. 14–15.
- 48 Bei UNRRA handelte es sich um das »United Nations Relief and Rehabilitation Administration Programm«, das von 1943 bis 1947 existierte. 1947 wurde UNRRA in Italien mit CASAS (Comitato Amministrativo Soccorso Ai Senzatetto), einem Wiederaufbau-Programm für Menschen ohne Obdach, zusammengeführt. Der UNRRA-CASAS-Ausschuss war dem Ministero dei Lavori Pubblici [Ministerium für öffentliche Arbeiten] unterstellt. Siehe De Togni 2018.
- 49 Vgl. McGauley 2019, S. 111–175 und De Togni 2018, S. 26.
- 50 De Carlo 1961, S. 88. Die Probleme in La Martella waren jedoch keineswegs rein architektonischer Natur. Von den ursprünglich geplanten 200 Häusern waren 1955 167 fertiggestellt, jedoch stand das Dorf lange Zeit ohne fertiggestellte Infrastruktur da, und diese Probleme sollten bis in die 1980er anhalten. Siehe ausführlich zu La Martella Geschichte und vor allem den politischen Verwicklungen McGauley 2019, 194–214.
- 51 De Carlo 1961, S. 88.
- 52 Newman 1961, S. 90–91.
- 53 Ebd.
- 54 Smithson P. 1961, S. 91. Smithson führt seine Kritik in der Diskussion um die Torre Velasca noch weiter aus. Vgl. Smithson P. 1961, S. 94–95. Dabei geht er insbesondere auf den Aspekt von Moral und ethischer Verantwortung der: s Architekt:in ein.
- 55 Und zu dem besonders durch die *Architectural Review* propagierten New Empiricism, den sie nach skandinavischem Vorbild in England implementieren wollten.
- 56 A.+P. Smithson 1956, S. 28.
- 57 A.+P. Smithson 1955, S. 186.
- 58 A.+P. Smithson 1959, S. 73.
- 59 Ebd., S. 78.
- 60 Ebd., S. 78.
- 61 Ebd., S. 77.
- 62 Mit deren Ausstellung »Parallel of Life and Art« 1953 im ICA (Institute for Contemporary Art) wurden sie zu Wegebereitern der Pop Art. Zur Independent Group siehe beispielsweise Schregenberger/Lichtenstein 2001.
- 63 Siehe zur CIAM-Grille, auf englisch auch CIAM-Grid genannt, Kalpakci 2017.
- 64 Aus dem erläuternden Text zum Grid »Urban Reidentification«, reproduziert in: Smithson A. 1982, S.7.
- 65 Vgl. Mumford E. 2000, S. 236.
- 66 Der Aspekt der Identität und wie ihn die Smithsons benutzen, wie sie ihn verstehen und woher sie ihn nehmen, diskutiere ich ausführlich in meiner Doktorarbeit.
- 67 Vgl. Landau 1992, S. 40, allerdings ohne Quellenangabe.
- 68 De Carlo 1961, S. 86.
- 69 Hauptsächlich von MARS unter der Ägide der Stadtplanerin Jaqueline Tyrwhitt organisiert, fand der 8. CIAM zum Thema »The Core« statt. Den dazugehörigen Tagungsband edierte Tyrwhitt gemeinsam mit Sert und Rogers unter dem Titel »The Heart of The City. Towards a Humanization of Urban Life«. Im Tagungsband selbst wurde der Markusplatz dann zum Hauptmotiv erhoben, um welches sich der Band gestalterisch entfaltete, u.a. mit Zeichnungen des rumänisch-US-amerikanischen Illustrators Saul Steinberg (u.a. The New Yorker).
- 70 Giedion 1952.
- 71 Vgl. Sölch 2016.
- 72 Vgl. Arendt 1960 [1958], insb. S. 241f.
- 73 Der in Barcelona geborene Sert konnte nach der Machtergreifung Francos nicht mehr als Architekt in Spanien praktizieren, emigrierte 1939 in die USA und gründete dort, gemeinsam mit dem aus Leipzig stammenden Paul Lester Wiener, 1944 in New York TPA – Town Planning Associates. Das Büro erhielt diverse Aufträge für Stadtplanungen auf dem südamerikanischen Kontinent. Siehe dazu Rovira 2003.
- 74 Vgl. Giedion/Léger/Sert 1958 [1943].
- 75 Sert/ Wiener 1952, S. 125-126.
- 76 Sert/ Wiener 1950/51: S. 5: «Les influences européennes, profondément enracinées dans les colonies espagnoles et portugaises, ont poussé à ignorer les caractéristiques géographiques locales se rapportant au climat, à la topographie et à la démographie, en imposant des types préconçus de villes et de constructions, directement importés d'au-delà des mers : néanmoins, les styles espagnols et portugais étaient mieux adaptés sous ces latitudes et, de ce fait, plus appréciés que d'autres, d'importation ultérieure. La tradition populaire et les coutumes locales se sont adaptées aux conceptions urbanistiques de l'ère coloniale. »
- 77 Ebd. S. 5-9.
- 78 Vgl. Mumford L. 1938.
- 79 Gasset 1956 [1930], S. 111–128.
- 80 Sert 1952, S. 8. Sert übernimmt für seinen Beitrag im Tagungsband, der eine abgeänderte Form seiner Rede ist, Gasset's »Scherzdefinition« über die Entstehung von urbs und polis: »Man nehme ein Loch und umwickle es fest mit Draht, dann hat man eine Kanone. Auch die Stadt beginnt als Hohlraum, als Marktplatz, forum, agora.« Gasset 1956 [1930], S. 111.
- 81 Sert/ Wiener 1950/51, S. 5: »Les « plazas », qui existent encore inchangées depuis leur création, sont ancrées dans une tradition vivante. Elles ont toujours servi de cadre aux manifestations publiques e aux fêtes. La cathédrale ou l'église, les bâtiments administratifs, les magasins protégés par les « porticos » étaient groupés autour de la « plaza » et de ses dépendances. L'accroissement rapide de la circulation automobile, l'agrandissement et le développement des villes ne s'accroissent plus de ces aménagements périmés, mais les qualités pour ainsi dire « civiques » inhérentes à leur conception, ont été retenue et adaptées afin de servir de cadre à l'étude de nouveaux centres conformes aux exigences de la vie moderne. «
- 82 Hopfengärtner et al 2014.
- 83 Heynen 1998.
- 84 Ein Blick in das Gründungsmanifest der CIAM scheint diese Haltung zu bestätigen: »L'intention qui les réunit ici est d'atteindre à l'indispensable et urgente harmonisation des éléments en présence

- et ce en replaçant l'architecture sur son plan véritable qui est le plan économique et sociologique.« a.a.O.
- 85 De Carlo wendet sich mit der Zeit immer stärker der Partizipation zu. Siehe beispielsweise Charitonidou 2021.
- 86 Giedion 1954.
- 87 Einzig die Niederländer, allen voran Aldo van Eyck, fanden Interesse an den Projekten der Engländer:innen. Die Kontaktaufnahme der holländischen Gruppe nach dem 9. CIAM mit MARS war eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Gründung des späteren Team 10. Auf dem 10. CIAM 1956 in Dubrovnik taucht der Begriff der Identität erneut in Aldo van Eycks Projekt *Lost Identity* über das Kinderspiel im urbanen Raum auf.
- 88 Newman 1961/1, S. 14. Vgl. auch Pedret 2001, S. 139. Newman hat diese Zusammenstellung aus dem niederländischen Architekturmagazin Forum entnommen, das vor dem Kongress, ediert von Bakema und van Eyck, unter dem Titel »The Story of Another Idea« herauskam, siehe: Forum voor Architectuur en Daarmee Verbonden Kunsten (14/7) 1959. Kenneth Frampton kolportierte, es handle sich hierbei um das Gründungsstatement von Team 10 aus dem Jahr 1953. Vgl. Frampton 1992, S. 271. Die Verquickung von »belonging«, »identity« und »neighborliness« wird zu dem mit am häufigsten zitierten Ausspruch Peter Smithsons, ohne, dass jemals die tatsächliche Quelle genannt würde.
- Arendt 1960 [1958]  
Arendt, H.: *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*, Stuttgart 1960 [The Human Condition, Chicago 1958].
- Bakema 1961/1  
Bakema, J.: Introduction, in: Newman: CIAM'59 1961, S. 9.
- Bakema 1961/2  
Bakema, J.: Statement Regarding »Post-Box«, in: Newman: CIAM'59 1961, S. 221.
- Bakema 1961/3  
Bakema, J.: Concluding Evaluation of the Otterlo Congress, in: Newman: CIAM'59 1961, S. 221.
- Banham 1955  
Banham, R.: The New Brutalism, in: The Architectural Review (708) December 1955, S. 355–361. Online frei verfügbar unter: <https://www.architectural-review.com/archive/the-new-brutalism-by-reyner-banham>
- Banham 1959  
Banham, R.: Neoliberty. The Italian Retreat from Modernity, in: The Architectural Review (747) April 1959, S. 231–235.
- Baus 2014  
Baus, U.: Vergegenwärtigung. Ein Begriff, der Architekturgeschichte und Zukunft zusammenführt, in: Vergegenwärtigung. Erinnerung / Inszenierung / Spekulation, hrsg. von der Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg 2014, S. 33–47.
- Bilò/Vadini 2016  
Bilò, F./Vadini, E.: *Matera e Adriano Olivetti: testimonianze su un'idea per il riscatto del Mezzogiorno*, Rom 2016.
- Campi 1977  
Campi, M. (Hg.): *Weiterbauen, 1934–1936*. Eine vollständige Neuauflage von »Weiterbauen - Diskussionsblatt für die Probleme des Neuen Bauens und verwandter Gebiete«, erschienen 1934–1936, Zürich 1977.
- Charitonidou 2021  
Charitonidou, M.: Revisiting Giancarlo De Carlo's Participatory Design Approach: From the Representation of Designers to the Representation of Users, in: *Heritage* (4) 2021, S. 985–1004.
- Colomina 1996  
Colomina, B.: *Privacy and Publicity: Modern Architecture as Mass Media*, Columbia, New York 1996.
- Colonna et. al 2020  
Colonna A./Fiore D./Vadini, E.: *Vincenzo Corazza e gli anni Trenta a Matera: architetture e piani di un progettista delle istituzioni*, Melfi 2020.
- Corbusier 1943  
Le Corbusier: *La Charte d'Athènes*, Paris 1943.
- De Carlo 1945  
De Carlo, G.: *Le Corbusier, antologia critica degli scritti*, Mailand 1945
- De Carlo 1947  
De Carlo, G.: *William Morris*, Mailand 1947.
- De Carlo 1960  
De Carlo, G.: L'ultimo convegno Ciam, con una Memoria sui contenuti dell'architettura moderna, in: *Atti del Collegio regionale Lombardo degli Architetti* (4) 1960, erneut abgedruckt in: De Carlo, G./Mioni, A./Occhialini, E.C (Hg.): *Immagini e Frammenti*, Mailand 1995, S. 29.
- De Carlo 1961/1  
De Carlo, G.: Talk on the Situation of Contemporary Architecture, in: Newman 1961, S. 80–86.
- De Carlo 1961/2  
De Carlo, G.: *Shops and Apartment Buildings in Matera*, in: Newman 1961, S. 87–93.

- De Carlo 2005  
Tuscano, C.: How can you do without History? Interview with Giancarlo de Carlo, in: Risselada, M./Van den Heuvel, D. (Hg.): TEAM 10, 1953–81. In Search of a Utopia of the Present. Rotterdam 2005, S. 340–344.
- Declaration de la Sarraz 1928  
Declaration de la Sarraz, in: Habitation. Revue trimestrielle de la section romande de l'Association Suisse pour l'Habitat (Band 41) 1968, S. 15–16. Frei zugänglich unter: <http://doi.org/10.5169/seals-126406>.
- De Togni 2016  
De Togni, N.: Italian Postwar Reconstruction and the Contribution of UNRRA-CASAS. Ideologies, Models, and Actors for Architecture and Society. In: Heß, R. (Hg.): Architektur und Akteure, Bielefeld 2018, S. 21–31.
- Ekman 2014  
Ekman, M.: Edifices, Dissertationsschrift Oslo University 2014.
- Frampton 1992  
Kenneth, K.: Modern Architecture: A Critical History, London u.a., 1992, 3., überarbeitete Auflage [1980].
- Giedion 1941  
Giedion, S.: Space, Time, Architecture. The Growth of a New Tradition, Cambridge/MA 1941 [1. Ausgabe].
- Giedion 1952  
Giedion, S.: The Historical Background of the Core, in: London 1952, S. 17–25.
- Giedion/Léger/Sert 1958 [1943]  
Giedion, S./Léger F./Sert, J.L.: Nine Points on Monumentality, in: Giedion, S. (Hg.): Architecture You and Me – The Diary of a Development, Cambridge/MA 1958, S. 48–51
- Giedion 1958 [1954]  
Giedion, S.: The New Regionalism (1954), in: ders. (Hg.): Architecture You and Me – The Diary of a Development, Cambridge/MA 1958, S. 138–151.
- Groebner 2021  
Groebner, V.: Stadt zwischen Geschichte und Gewissen, Vortrag gehalten am 28. Mai 2021 im Rahmen des Symposiums »Metamorphosen – Stadt zwischen Geschichte und Gewissen«, an der Akademie der Künste vom 28. bis 29. Mai 2021. [Tagungstranskription von mir]
- Halbwachs 1950  
Halbwachs, M.: La Mémoire Collective, Paris 1950 [posthum].
- Hartog 2015 [2003]  
Hartog, Françoise: Regimes of Historicity. Presentism and Experience of Time, New York 2015 [im Original: Présentisme simple ou défaut?, Paris 2003]
- Harris 2017  
Harris, L.: Matera Imagined – Matera immaginata. Photography and a Southern Italian Town, New York/Rome 2017.
- Heynen 1998  
Heynen, H.: Architecture and Modernity. A Critique, Cambridge/MA 1998.
- Hopfengärtner et al 2017  
Hopfengärtner, J./Kegler, K. R./Lange, T./Moravánszky, Á. (Hg.): Re-Humanizing Architecture. New Forms of Community, 1950–1970, Basel 2017 [East West Central, Re-Building Europe 1950–1990, Vol. 1.].
- Kalpakci 2017  
Kalpakci, A.: Making CIAM: The Organizational Techniques of the Moderns, 1928–1959, Dissertationsschrift ETH Zürich 2017.
- Kozlovsky 2013  
Kozlovsky, R.: The Architectures of Childhood. Children, Modern Architecture and Reconstruction in Postwar England, Farnham [u.a.] 2013.
- Landau 1992  
Landau, R.: The End of CIAM and the Role of the British, in: Rassegna (52/4) Dezember 1992, S. 40–47.
- Lowenthal 1985/2015  
Lowenthal, D.: The Past Is a Foreign Country, Cambridge/UK 2015, 2., überarbeitete Auflage [Original 1985].
- Lowenthal 1998  
Lowenthal, D.: The Heritage Crusade and the Spoils of History, Cambridge 1998.
- McGauley 2019  
McGauley, P.: The History of a 'National Disgrace', Oxford/New York 2019.
- Meier 2008  
Meier, H.-R.: Geschichtlichkeit der Form – Formen der Geschichtlichkeit. Sigfried Giedion und die Zeitgenossenschaft der Architekturgeschichte, in: Krieger, V. (Hg.): Kunstgeschichte und Gegenwartskunst. Vom Nutzen und Nachteil der Zeitgenossenschaft, Köln u.a. 2008, S. 69–80.
- Melograni 1959  
Melograni C.: Due opere dell'architetto Giancarlo De Carlo, in: L'architettura. Cronache e storia (41) 1959, S. 746–753.
- Morley 2009  
Morley, N.: Antiquity and Modernity, Chichester/U.K., Malden/MA 2009.
- Mumford E. 2000  
Mumford, E.: The CIAM discourse on urbanism, 1928–1960, Cambridge, Mass. [u.a.] 2000.
- Mumford L. 1938  
Mumford, L.: Cultures of the City, New York 1938.
- Neri 2021  
Neri, G. (Hg.): Vico Magistretti. Architetto Milanese, Mailand 2021.
- Newman 1961  
Newman, O.: CIAM'59 1961, Dokumente der modernen Architektur, Stuttgart 1961.
- Newman 1961/1  
Newman, O.: Preface, in: Ders. 1961, S. 7–8.
- Newman 1961/2  
Newman, O.: A Short Review of CIAM Activity, in: Ders. 1961, S. 11–16.
- Oechslin 2012  
Oechslin, W.: Moderne Architektur – welche Geschichte?, in: NZZ, 7.1.2012, verfügbar unter: [https://www.nzz.ch/moderne\\_architektur\\_welche\\_geschichte-1.14171540](https://www.nzz.ch/moderne_architektur_welche_geschichte-1.14171540) [1.6.2021]
- Parmly Toxey 2011  
Parmly Toxey, A.: Materan Contradictions. Architecture, Preservation and Politics, Farnham 2011.
- Pedret 2013  
Pedret, A.: Team 10: An Archival History, London u.a. 2013.
- Orazi 2021  
Orazi, M.: The Urban Figuration of Carlo Aymonino 1944–2010, Mailand 2021, S. 28–53.
- Ortega y Gasset 1956 [1930]  
Ortega y Gasset, J.: Der Aufstand der Massen, Reinbek 1956 [im Original La rebelión de las masas, Madrid 1930].
- Otero-Pailos 2010  
Otero-Pailos, J.: Architecture's Historical Turn, Minneapolis/London 2010.
- Rassegna 1992:  
The Last CIAMs, Rassegna (1952) Bologna 1992 [hesg. von V. Gregotti].

- Rogers 1959  
Rogers, E.N.: L'evoluzione dell'architettura: risposta al custode dei frigidaires, in: Casabella Continuità (228) Juni 1959, S. 2–4.
- Rovira 2003  
Rovira, J. M.: Jose Luis Sert. 1901–1983, Mailand 2003.
- Rüegg 2007  
Rüegg, A.: «Weiterbauen» als Entwurfsstrategie, in: Gadola, R./Rüegg, A. (Hg.): Kongresshaus Zürich 1937–1939. Moderne Raumkultur, Zürich 2007, S. 96–111.
- Schnell 2009  
Schnell, A.: Die Konstruktion des Wirklichen. Eine systematische Untersuchung der geschichtstheoretischen Position in der Architekturtheorie Aldo Rossis. Dissertationsschrift Akademie der Bildenden Künste Stuttgart 2009.
- Sabatini 2010  
Sabatini, M.: Pride in Modesty, Modernist Architecture and the Vernacular Tradition in Italy, Toronto 2010.
- Sabatini 2009  
Sabatini, M.: Space of Criticism. Exhibitions and the Vernacular in Italian Modernism, in: Journal of Architectural Education (62/3) Februar 2009, S. 35–52.
- Schilling 1962  
Schilling, J.: CIAM '59 in Otterlo, in: Schweizerische Bauzeitung (80/36) 1962, S. 627.
- Schreggenberger/Lichtenstein 2001  
Schreggenberger, T./Lichtenstein, C.: As Found. The Discovery of the Ordinary, Baden 2001.
- Scrivano 2013  
Scrivano, P.: Building Transatlantic Italy: Architectural Dialogues with Postwar America, Farnham u.a. 2013.
- Sert 1942  
Sert, J.L.: Can Our Cities Survive, Cambridge/MA 1942.
- Sert/Wiener 1950/51  
Wiener, P.L./Sert, J.L.: Conditions Générales de l'Urbanisme en Amérique Latine, in: L'Architecture d'Aujourd'hui (21/33) Dezember 1950/Januar 1951, S. 4–78.
- Sert/Wiener 1952  
Wiener, P.L./Sert, J.L.: »Chimbote, Peru«, in: CIAM VIII, The Heart of the City, London 1952.
- Sert/Rogers/Tyrwhitt 1952  
Sert, J.L./Rogers, E.N./Tyrwhitt, J. (Hg.): The Heart of the City. Towards the Humanisation of Urban Life, London 1952.
- Sert 1952  
Sert, J.L.: Centres of Community Life, in: ders./Rogers/Tyrwhitt 1952, S. 3–8.
- Smithson, A. 1982  
Smithson, A. (Hg.): The Emergence of Team 10 out of CIAM, London 1982.
- Smithson A. +P. 1955  
Smithson, A. und P.: The Built World: Urban Reidentification, in: Architectural Design Juni 1955, S. 185–188.
- Smithson, A. + P. 1956  
Smithson, A. + P.: The Theme of CIAM 10, in: Architects' Year Book 7, London 1956, S. 28–31.
- Smithson P. 1968  
Smithson, P. in: Smithson, A. (Hg.): Team 10 Primer, Cambridge/MA 1968.
- Sölch 2016  
Sölch, B.: Die Piazza als Herausforderung für heutige Urbanisten, in: NZZ, 13.08.2016, verfügbar unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/>
- kunst\_architektur/ursprungsmythen-der-europaischen-stadt-die-piazza-als-herausforderung-fuer-heutige-urbanisten-Id.110726?reduced=true [1.6.2021]
- Sonne 2014  
Sonne, W.: History Builds the Town. Paradoxe Beziehungen zwischen Städtebau und Städtebaugeschichte in der Moderne, in: Kappel, K./Müller, M. (Hg.): Geschichtsbilder und Erinnerungskultur in der Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts, Regensburg 2014, S. 23–41.
- Stalla 2021  
Stalla, R. (Hg.): Kunstgeschichte an Polytechnischen Instituten, Technischen Hochschulen und Technischen Universitäten. Geschichte – Positionen – Perspektiven, Wien 2021.
- Steinmann 1974  
Steinmann, M.: Der Völkerbundpalast. Eine «chronique scandaleuse». in: Werk – Archithese, (65/23–24) 1974, S. 28–31.
- Vadini 2021  
Vadini, E.: Spine Bianche District, Matera, 1954–1959/ Quartiere Spine Bianche, Matera, 1954–1959, in: Orazi, M. (Hg.): Carlo Aymonino. Fedeltà al Tradimento. Loyalty to Betrayal, Mailand 2021, S. 130–133.
- Van Eyck 1961  
Van Eyck, A.: Is Architecture Going to Reconcile Basic Values?, in: Newman 1961, S. 26–28.
- Vidler 2008  
Vidler, A.: Histories of the Immediate Present. Inventing Architectural Modernism, Cambridge MA 2008.
- Vinken 2010  
Vinken, G.: Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, Berlin 2010.
- Willer 2014  
Willer, S.: Erbfälle. Theorie und Praxis kultureller Übertragung in der Moderne, Paderborn 2014.
- World Heritage 1992  
Advisory Body Evaluation (ICOMOS): WORLD HERITAGE LIST, Matera, No 670, 23. Oktober 1992, <https://whc.unesco.org/en/list/670/documents> [11.6.2021].

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb. 1      Stadtzentrum Mailand mit Piazza Missori,  
Torre Velasca (BBPR) und Dom, 1958,  
Autor:in unbekannt, Archivio Storico,  
Fondazione Fiera Milano.
- Abb. 2      Giancarlo De Carlo, Ladengeschäfte und  
Wohnungen in Matera, 2019,  
Archiv Simone Bogner.
- Abb. 3      Alison und Peter Smithson, New Ways for  
London, aus Smithson A+P 1961, S. 72.
- Abb. 4      Josep Lluís Sert und Paul Lester Wiener:  
Plano Piloto Chimbote, aus: Sert/Wiener  
1950/51, S. 44.

# Ingenieure der Traditionen

Gegenwart der Vergangenheit in der Architektur des sowjetischen Spätmodernismus

Oxana Gourinovitch

Anhand von Beispielen aus der Litauischen und Belorussischen Sowjetrepublik analysiert dieser Beitrag die Rückkehr der Narrativität in die sowjetische spätmodernistische Architektur. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf dieser Architektur als Aktantin in der Konstruktion nationaler Identitäten: sie diente nicht nur als Mittlerin nationaler Behauptungen, sondern erlaubte es den Republiken, ihr Repertoire nationaler Selbstinterpretationen wesentlich auszuweiten.

»Es war eine Zeit folkloristischer Suche und anderer nationaler Romantik: alles war überlaufen von romantischen Schwärmeren, welche von rotzigen Sukkulenten mit brennenden Augen verbreitet wurden.«<sup>1</sup> Mit diesen sarkastischen und etwas abstrusen Worten beschrieb der belorussische Raumkünstler, Keramiker, Bildhauer und Designer Nikolai Bayrachny das turbulente Kunstleben der letzten sowjetischen Jahrzehnte, deren aktiver Mitgestalter er war. Die Suche nach nationalen Ursprüngen und Formen ihrer zeitgenössischen Repräsentation prägte die Bestrebungen nicht nur der belorussischen Raumgestalter: in den 1970er und 1980er Jahren beschäftigte sie im gleichen Maße auch ihre Kolleg:innen in den anderen vierzehn Nationalrepubliken der Sowjetunion.

Die Hinwendung zur Vergangenheit hatte die sowjetische Raumgestaltung vor allem der weltweiten postmodernistischen Wende zu verdanken: die Postmoderne, die sich international in der Architektur den Weg bahnte, riss auch die sowjetischen Modernisten in den Wirbel des Paradigmenwechsels.<sup>2</sup>

Die erzählerische Ebene, in den frühen 1960er Jahren aus der Architektursprache verbannt, kehrte Ende der 1970er zurück und mit ihr historische Verweise, Allegorien, Metaphern und Symbole. Dem Diktum des westlichen Zeitgeistes folgend, gewannen auch in der sowjetischen Architektur der Pluralismus und symbolische Kodierung die Oberhand über die formelhafte

Eindeutigkeit, welche der Nachkriegsmodernismus der frühen Jahre innehatte. Die sowjetische Architektur, die sich in den 1960ern programmatisch von jeglichen historischen Konnotationen und lokalen Bezügen zu befreien versuchte, bekannte sich nun wieder zur *architecture parlante* und gewann eine Sensibilität zu örtlichen Kontexten zurück. Die neuen stilistischen Freiheiten verwandelten die Architektur in ein effizientes Vehikel für die Übermittlung lokaler Nostalgien, historischer Anspielungen, folkloristischer und nationalistischer Sentimentalitäten.

Auch wenn die zeittypische Sättigung mit lokalen ethnografischen Bezügen und historischen Verweisen in der Architektur verschiedener sowjetischer Republiken im gleichen Grad wahrnehmbar ist, unterschieden sich ihre Wege dahin jedoch deutlich. Manche Republiken sahen die Rückkehr des »Traditionellen« als Folge eines kontinuierlichen Einsatzes nationalistisch gesinnter offizieller Eliten an. Die anderen folgten wiederum einem subversiven Szenario: hier zog der Ethnizismus und der historische Rekonstruktivismus vor allem aus den oppositionellen Kulturkreisen in die gebaute Umwelt ein. Als eine herausragende Repräsentantin der ersten Entwicklung wird hier die Litauische Republik ins Zentrum gerückt. Die zweite Entwicklung wird am Beispiel des Sowjetischen Belorussia untersucht. Auch, wenn hier nicht weiter behandelt, soll nichtsdestotrotz erwähnt sein, dass die sowjetischen Verläufe sich bei weitem nicht auf diese zwei Szenarien begrenzten. Es gab eine Vielfalt der Ausformungen, mitunter auch paradoxer, welche die architektonische Suche nach der nationalen Eigenart in sowjetischen Republiken einnahm; sie alle verdienen eine eigene Erforschung, allerdings in einem anderen Rahmen.<sup>3</sup>

## Litauische SSR

Im Jahr 1966 wurde in Rumšiškės, an den malerischen Ufern der Kaunas-Lagune gelegen, eines der größten ethnografischen Freilichtmuseen Europas gegründet. Die Ausstellung, welche sich über eine Fläche von etwa 200 Fußballfeldern erstreckte, bot eine äußerst verführerische Vision der einheimischen Bautraditionen, welche verschiedenen litauischen Regionen zugeordnet waren. Die pietätvolle Verehrung der lokalen baulichen Vermächtnisse, wie sie das Freilichtmuseum an den Tag legte, färbte bald auch die modernen Neubauten: die litauischen vernakulären Bauformen traten bereits Ende der 1960er in die zeitgenössische Semantik ein.

Die markantesten Formen machten sich in den Küstenregionen sichtbar, die von Millionen Touristen aus allen Sowjetrepubliken besucht wurden. Die Neubauten in populären Kurorten am Baltischen Meer verpassten keine Gelegenheit, dem sowjetischen Urlauber die nationale Andersartigkeit der Litauer vorzuführen. Die waghalsige Verwendung traditioneller Elemente wurde bald zum Kennzeichen der litauischen Architektur, welche sich, in den Augen des sowjetischen Betrachters, einige Schritte nach vorn, weg vom sowjetischen Durchschnitt traute. Urige Ornamente, Satteldächer, extensive Verwendung von naturbelassenem Holz und Ziegel – Referenzen an das traditionelle Handwerk kamen dem sowjetischen Urlauber radikal progressiv vor.

Die Wahl der lokal konnotierten Baumaterialien, wie Holz, Ziegel, Stroh, Keramik oder vor Ort ausgeführter Sichtbeton, betonte die Gebundenheit der Architektur an ihre konkreten – litauischen – Standorte. Die Anwendung dieser Materialien hob die Bauten vom sowjetischen Mainstream russischer Prägung ab, in dem sie als profan galten und selten zum Einsatz kamen. Einen besonders symbolträchtigen Beitrag leistete hierbei die *Lesesaal* in Kaunas (Architekt Albinas Čepys, 1965). Für die Konstruktion des Lesesaals verwendeten die Architekten Stämme der in einem verheerenden Orkan umgefallenen Bäume und besiegelten damit ein Bündnis der Architektur mit dem lokalem Ökosystem.<sup>4</sup> Gleichzeitig wurde das Gebäude zu einem mnemonischen Knoten der Stadtgeschichte: die Aufnahme der Stämme in das Tragwerk eines öffentlichen Baus hat das dramatische Stadtereignis baulich festgehalten und dauerhaft als Gedächtnisstütze der Kommune exponiert.

Wenn die Anwendung von lokalen Baustoffen ein Loblied auf die heimatlichen Landschaften sang, so stellte der pointierte Einsatz der vernakulären Elemente den Stolz der Litauer auf ihre bäuerlichen Wurzeln zur Schau. Diese deutlich artikulierte Bewunderung für das Ländliche und das Bäuerliche bildete einen starken Gegensatz zur vorherrschenden Darstellung ländlicher Kulturen der sowjetischen Peripherien in der UdSSR, die dort als rückständig, modernisierungsbedürftig und weit unter dem Niveau der russischen Kulturzentren liegend gezeichnet wurden. Den litauischen Architekten gelang es, diesen Vergleich ins Gegenteil umzukehren: die Kultureliten der kleinen Republik am nordwestlichen Rande der Sowjetunion betonten die Minderwertigkeit aufgezwungener russischer Kultur. Repräsentativ für diese Einstellung nahm das Kino *Moskau* (Architekt:innen G. Baravykas, N. Kovalskiene, 1975) die Gestalt einer archaischen Scheune an.

Ihre frühzeitige Zuwendung zum Traditionellen interpretierten die litauischen Kreativen als Manifestation ihrer kulturellen Überlegenheit dem russisch dominierten sowjetischen Durchschnitt gegenüber, die nicht zuletzt von ihrem Informationsvorsprung und ihrer engen Verbindung zu globalen Architekturtendenzen zeugte. Der postmoderne Kontext ermöglichte, dass das Begehren des Traditionellen, wie im litauischen Fall, zum Zeichen einer progressiven Haltung wurde. Überdies behauptete die Verwendung der vernakulären Architekturformen in Objekten der litauischen Moderne auch ihre uranfängliche kulturelle Souveränität – und betonte die nicht-russischen Wurzeln lokaler Traditionen. Stattdessen hatten die Verbindungen zur nordischen Mythologie und zur germanischen Folklore einen überspitzten Auftritt, sowie, sporadisch, die modischen Zitate aus traditioneller japanischer Architektur.

## »Neue Traditionen«

Derartiges Selbstbewusstsein nationaler Darstellungen verdankte die litauische Architektur nicht zuletzt der vollen Unterstützung durch die politische Führung. Die rapide Litauisierung

der Partei- und Verwaltungsstrukturen der Republik, die durch Khrushchevs Dezentralisierungsreformen in Gang gesetzt worden war, etablierte bereits in den späten 1950ern starke

nationalistische Strömungen unter den neuen sozialistischen Eliten.<sup>5</sup> Im Zuge der Umsetzung der Reformen wurden praktisch alle republikanischen Machtpositionen von jungen ambitionierten Litauern besetzt, die in der Zwischenkriegszeit im noch unabhängigen Litauen geboren und patriotisch erzogen worden waren.<sup>6</sup> Aus der Zeit der litauischen Unabhängigkeit stammten auch die Praktiken des Zelebrierens der bäuerlichen Herkunft der Litauer. Damit setzte sich die Titularnation des jungen Staats gegen die adeligen Zwingherren russischer und polnischer Herkunft ab, die die litauische Landbevölkerung Jahrhunderte lang ausgebeutet und unterdrückt hatten.<sup>7</sup> Während der sowjetischen Herrschaft wurden in Litauen viele sowjetische Kulturpolitiken zur Fortsetzung der Zwischenkriegspraktiken und zur Stärkung des nationalen Selbstbewusstseins eingesetzt. Die litauische Historikerin und Literaturwissenschaftlerin Violeta Davoliūtė fand das Ausmaß der kulturpolitischen Maßnahmen ausreichend, um vom »rustic turn« zu sprechen: einem in die geistige Kultur der Republik eingeschriebenen »Rückblick auf das Dorf«.<sup>8</sup>

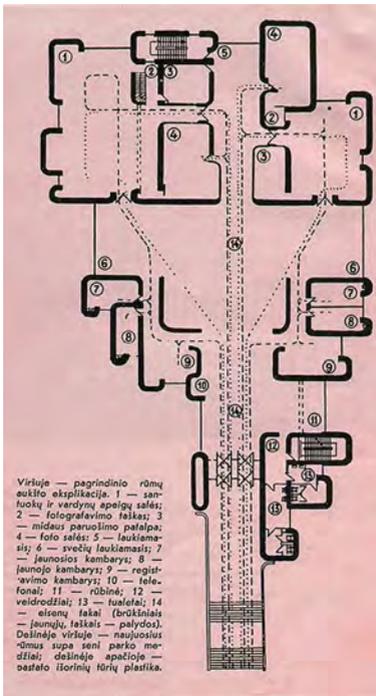
Eine besondere Rolle bei der Hinwendung der litauischen Architektur der 1960er und 1970er Jahre zur traditionellen Thematik spielte die sowjetische Kulturpolitik der Förderung von sogenannten »neuen Traditionen«. Sie wurde in den späten 1950er Jahren vor allem zum Zwecke der antichristlichen Propaganda eingeführt.<sup>9</sup> Von christlichen Elementen bereinigt und mit sozialistischen Elementen aufgefüllt, sollten die völkischen Kulte und altertümlichen Rituale der »neuen Traditionen« den Sowjetbürger von der Kirche ablenken und gleichzeitig zur Standardisierung der sowjetischen Kultur beitragen.<sup>10</sup> Die anfängliche Umsetzung dieser »neuen Traditionen« zählte nicht zu den zentral gesteuerten Maßnahmen: ihre Qualität hing von vor Ort vorhandenen Ressourcen und Initiative der lokalen Administration ab. Die Bevölkerung wurde aktiv in die Diskussion um die Herausbildung dieser Traditionen involviert, wobei die »Ingenieure der Traditionen« – die Ethnografen und Folkloristen, die mangels klarer Organisationsvorgaben anfänglich in Eigenregie die Diskussion anführten – eine nahezu unbegrenzte Freiheit in deren Gestaltung erhielten.<sup>11</sup> Den Wissenschaftlern war es gelungen, die öffentliche Meinung zugunsten des Erhalts der noch existierenden Traditionen des Dorfes zu lenken: so erklärte der Folklorist Zenonas Slaviūnas in der abschließenden Diskussion, dass die »neuen Traditionen« mit dem reichen Vorrat an volkstümlichen nationalen Traditionen assoziiert werden sollten.<sup>12</sup> Die Kulturwissenschaftlerin Odeta Rudling stellte fest, dass »sich in der zweiten Hälfte der 1960er eine nahezu manische Sammlungs- und Konservierungstätigkeit entwickelte.«<sup>13</sup> Die Ende der 1960er berufenen Gremien und Vertretungen (Gremium für Fragen der Familienriten des Kulturministeriums der Litauischen SSR, regionale Vertretungen des Rates der Volkstraditionen der Litauischen SSR) schufen die administrativen Zuständigkeiten. Die Bandbreite der durchgeführten Maßnahmen reichte von einem umfangreichen Angebot an »methodischen Anleitungen«, verfasst von Ethnographen, Folkloristen und Kulturwissenschaftlern, die Beschreibungen zur Umsetzung bestimmter Riten und Bräuche enthielten, bis hin zu Änderungen im republikanischen Kalender.<sup>14</sup>

Den räumlichen Ausdruck für jene Rituale beschaffte nun öfter die modernistische Architektur. Bauten der führenden Architekten, welche ihre sowjetischen Kolleg:innen mit einer kompromisslosen modernistischen Formsprache beeindruckten, setzten ihre Ausdruckskraft ein, um die Authentizität der »neuen Traditionen« zu affirmieren. Der zu sowjetischer Zeit legendär gewordene *Trauungspalast* (Architekt Gediminas Baravykas, 1968 – 1974) orientierte sich eng an der »methodischen Anleitung« zur neu erfundenen traditionellen Hochzeitzeremonie.<sup>15</sup> Das 1969 erschienene Handbuch gab folgende Ratschläge:

»Als Symbol für den Familienherd kann das Feuer in der Hochzeitszeremonie verwendet werden. In diesem Fall sollte das Standesamt mit einem Altar (Feuerstelle) ausgestattet sein, an dem das junge Paar seine Fackel entzünden kann. Nach der Anmeldung der Eheschließung können die Jungvermählten die Fackel an *piršlys* und *svoča*, einen verheirateten Freund des Ehemanns und eine verheiratete Freundin der Ehefrau, weitergeben. *Piršlys* und *svoča* wünschen dem Familienherd der jungen Familie, dass er immer warm und gemütlich, sowie ihre gegenseitige Liebe heiß und unvergänglich bleibt. Die Jungvermählten blasen die Fackel aus und bringen sie aus dem Saal. Die Fackel sollte am Hochzeitstisch, am Jahrestag der Hochzeit und bei verschiedenen Familienfeiern angezündet werden. Die Fackeln sind mit Ständern versehen, in die das Datum der Eheschließung eingraviert ist.«<sup>16</sup>

Dementsprechend schuf Baravykas in seinem *Trauungspalast* eine lineare Zentralkomposition, entlang derer sich die Zeremonie feierlich entwickelte, um am Tisch des Standesbeamten ihren Höhepunkt zu erreichen. [ Abb. 1a + b ] Monumentalkünstler Eugenijus Gūza, der die Innenräume mitgestaltet hat, erinnert sich, dass er und Baravykas sich einig waren, dass der Tisch »dem Altar in der Kirche entsprechen musste.«<sup>17</sup> Auch die Architekturzeitschrift *Architektur der DDR* bescheinigte dem Bauwerk einen »heiligen Charakter.«<sup>18</sup> Eine Hängebrücke war für den »Gang der Braut« vorgesehen, der in einer heidnischen Folkloretadtition gefordert wird. Baravykas entwarf sie auffallend lang und von der Mitte des Platzes ausgehend, um, wie er selbst einräumt, einen voyeuristischen Ritus zu fördern: »Es wird Neugierige geben, die den ankommenden und abgehenden Jungvermählten mit Begleitern folgen wollen, so dass ein gewisser Platz für sie reserviert ist.«<sup>19</sup>

Die passionierte Entwicklung der »neuen Traditionen« in Litauen führte sogar zum Entstehen einer spezifischen Gebäudetypologie, die sonst in keiner sowjetischen Republik existierte: dem Trauerpalast, einem Ort zum spirituellen Abschied von Verstorbenen. Ihren ersten Vertreter hat die Typologie im Jahr 1975 eröffneten *Trauerpalast* in Vilnius, entworfen unter der Federführung von Architekt Česlovas Mazūras.<sup>20</sup> Die Modernität der exzentrischen Formgebung fand schnell eine Gefolgschaft unter den Architekten aus anderen Republiken: in Usbekistan entstand sogar ein Gebäude, das ziemlich genau die Hülle des Trauerpalastes in Vilnius nachahmte, allerdings in einer anderen Funktion. Während die Außenhülle durch ihre betont modernen Formen bestach, präsentierte sich das Gebäudeinnere als ein Ort der archaischen Mysterien, in welchem sich urige Rituale



abspielten. Das dramatische *chiaroscuro* der mit Glasfackeln beleuchteten Szenerie adressierte die Eigenart des litauischen spirituellen Lebens, das sich als eine Mischung aus Katholizismus und Heidentum verstand.

Für Gebäude dieser Typologie in anderen litauischen Ortschaften wurde ein serielles Projekt entwickelt, welches individuell zu gestaltende Elemente vorsah, und seiner industriellen Herstellung auch durch die Formgebung trotzte. Die zwei miteinander verbundenen Hauptvolumen wurden als hyperbolisch steile und tiefe Giebelhäuser geformt. Die fast bis zum Boden reichenden Dächer weckten starke Assoziationen mit nordischen Heldenepen, oder dem finnischen Kalevala. Von den individuellen Elementen war das heidnische Sonnenkreuz, das die zwei Hälften des Bauwerks an ihren jeweiligen Giebelspitzen verband, das markanteste. Die *Trauerpaläste* nach diesem seriellen Entwurf entstanden in Klaipėda, Šiauliai, and Panevezys (Architekt Alfredas Gytis Tiškus, 1973 – 1975).

Sowohl die religiösen als auch die historischen Hinweise dieser zereemoniellen Bauten dienten dem Zweck der Manifestation kultureller und spiritueller Andersartigkeit der Litauer im sowjetischen Vergleich, und sie bewiesen dabei ihren deutlichen Vorrang. Die interdisziplinäre Liaison der Architektur und der Kunst am Bau mit diversen geisteswissenschaftlichen Fächern wie Ethnologie, Literatur- oder Kulturwissenschaft, aber auch mit Partei- und Verwaltungsstrukturen der Republik, war besonders bemerkenswert bei der Produktion dieser national beladenen gebauten Umwelt.

In der Belorussischen Sowjetischen Sozialistischen Republik (BSSR) hatten dieselben politischen und kulturellen Richtlinien der sowjetischen Regierung ganz andere räumliche Konsequenzen. Die Fragmentierung der Positionen der kulturellen Eliten in der nationalen Frage spielte dabei eine entscheidende Rolle. So zeichnete sich die Architekturszene durch eine starke russo-zentrische Haltung aus. Währenddessen waren die angrenzenden Disziplinen, wie die der Denkmalpflege und der Kunst am Bau, durchaus für nationalistische Neigungen bekannt. Daher löste die postmodernistische Wende unterschiedliche Reaktionen bei den für die Raumgestaltung der Republik zuständigen Kulturkreisen aus.

Für die Architektur, deren Schlüsselfiguren durch die sozrealistische Doktrin professionell gehärtet waren, bedeutete die zurückkehrende Akzeptanz der historischen Zitate eine Rehabilitation der Grundprinzipien des sozialistischen Realismus. Richard Anderson charakterisierte diese in der Sowjetunion weit verbreitete Tendenz als »Retro-Problem« des sowjetischen Postmodernismus.<sup>21</sup> In der BSSR, wie in vielen anderen Republiken der Sowjetunion, bedeutete dies sowohl eine Rückkehr klassischer Vorlagen als auch eines ungestümen Folklorismus, dessen alternative Bezeichnung als »Fakelore« recht treffend erschien. Beispielhaft für das belorussische »Retro-Problem« vermischen sich im Interieur der *Komischen Oper* in Minsk (Architekt:innen Oxana Tkachuk, Vladimir Tarnovsky, 1973 – 1981) Voluten, Kymatien und Kaneluren der hypertrophierten ionischen Ordnung mit volkstümlichen Schnitzereien und pastoralen Glasblumen zu einer Hommage an den sozrealistischen Kanon. Nicht nur die Motive aus dem damaligen Repertoire haben hier ihren großen Auftritt; auch die Gestaltungstechniken, von den Architekten der ersten modernistischen Dekaden verpönt, zelebrieren ein Comeback. Im Auftrag der Architekten wurde die fast vergessene Technik des Gipsreliefs wiederbelebt, und regiert nun das Theaterinnere.<sup>22</sup>

Jedoch waren Architekten nicht die einzige Berufsgruppe, welche die Raumgestaltung der Republik verantwortete. Die Disziplinen der Kunst am Bau und der angewandten Kunst spielten eine nicht weniger vitale Rolle in räumlichen Repräsentationen der Republik. Im Unterschied zum relativ homogenen Berufsbild der Architekten, die alle als Angestellte der staatlichen Projektinstitute tätig waren und entlang der institutionellen Richtlinien agierten, bildeten die Künstler eine bunte Mischung aus eigenwilligen Persönlichkeiten, deren Position in nationalen Fragen manchmal in einem eklatanten Gegensatz zu derjenigen der Architekten und Stadtplaner stand.

Die Kunst am Bau gewann in den 1960ern an republikanischer Bedeutung, als die Architektur der ersten Nachkriegsjahrzehnte die kommunikative Funktion an sie delegierte. Monumentale Kunstwerke wurden zu Hauptvermittlern der Partisanennarrative, welche zum nationalen Gründungsmythos der Sowjetischen Belorussia aufstiegen.<sup>23</sup> Mit der postmodernistischen Wende büßte die Kunst am Bau ihre Position als Solo-Darstellerin in der modernistischen Architektur ein, und fügte sich nun in die gesamte architektonische Lösung. Dementsprechend wurden die Kunstwerke nicht nur von freien Künstlern

## Die Gegenwart der Vergangenheit

(*khudozhniki-monumentalistsy*), sondern zunehmend auch von ihren Kollegen aus dem Bereich der angewandten Kunst kreiert, die sich z.B. auf Keramik, Holz und Metall spezialisierten.

Das thematische Spektrum weitete sich aus; der Ernst des strengen Realismus der Nachkriegszeit wurde durch die Jovialität der Jugend abgelöst: Ironie, Rührseligkeit, Naivität, aber auch Nostalgie und nationales Sentiment fanden ihren festen Platz in den künstlerischen Arbeiten.

Die Rehabilitation des sozialistischen Kanons hat vor allem den thematischen Schwerpunkt der nationalen Selbstidentifikation maßgeblich verschoben: an die Stelle des ethnisch-neutralen Partisanen-Epos kehrte der Folklorismus zurück, der sowohl die »Selbst-Orientalisierung« der Belorussen begünstigte als auch die multinational und multireligiös geprägte Geschichte der belorussischen Territorien durch eine mono-ethnische Stilisierung ersetzte. Anders als die rustikalen Darstellungen der Litauer, welche vor allem ihre nationale Besonderheit und kulturelle Souveränität stolz hervorhoben, setzten die folkloristischen Exkurse der Belorussen eher ihre kulturellen Defizite in den Fokus. Interpretationen der Belorussen als ein historisch rückständiges Volk, das stark auf die zivilisierende Hilfe der sowjetischen Macht und der russischen Kultureliten angewiesen war, breiteten sich im spätmodernistischen öffentlichen Raum zunehmend aus. Das Ethnografische und das Sowjetische verschmolzen zu einem omnipräsenten Refrain, der die gebaute Umwelt der letzten sowjetischen Dekaden der BSSR prägte.

Einen wesentlichen Anstoß für das Aufblühen der ethnografischen Selbst-Repräsentationen gab ein Projekt im Ausland, das sowohl die Richtung als auch den führenden Personenkreis der letzten sowjetischen Jahrzehnte definierte. Die Arbeit an der Inneneinrichtung des *Restaurants »Minsk«* in Potsdam (1976 – 1977) wurde zu einem Sprungbrett für die neue Generation belorussischer Künstler. Die Zufriedenheit der ausländischen Auftraggeber war karrierefördernd; die Bestätigung von internationalen Kollegen validierte die eingeschlagene Richtung.

Die Innengestaltung des *»Minsk«* war die belorussische Antwort auf die Gestaltung des *Restaurant »Potsdam«* in Minsk, welches fünf Jahre zuvor von einem Team ostdeutscher Künstler unter künstlerischer Leitung des Potsdamer Ehrenbürgers Professor Werner Nerlich durchgeführt wurde. Das im Juli 1971 eröffnete *»Potsdam«* wurde zu einer Visitenkarte Brandenburgs in Minsk. Als eine freundschaftliche Revanche sollten nun die Belorussen ihre Republik mit einer »Nationalitätengaststätte« in dem 1970 entworfenen Terrassenrestaurant am Potsdamer Brauhausberg vorstellen.

Mit der Projektleitung und der Koordination der Minsker Künstler wurde der Architekt des Potsdamer Wohnungsbaukombinats, Karl-Heinz Birkholz, betraut. Das belorussische Künstlerkollektiv, unter der Leitung von Vladimir Stelmashonok, schloss zum einen erfahrene angewandte Künstler wie den Allrounder Valery Dovgalo und den Möbeldesigner Ivan Kharlamov ein. Zum anderen gehörte eine Gruppe frisch graduerter Absolventen der Akademie der Künste in Minsk zur Gruppe,



für die das Projekt die Weichen für das folgende Berufsleben stellte: die Keramiker:innen Alexandra Dyatlova, Nikolai Bayrachny und Valentin Priyeshkin, sowie die Textildesignerin Olga Gridina. Angespornt von der Erwartung eines exotischen Auftritts seitens der deutschen Auftraggeber, experimentierten die Berufsanfänger mit damals neuen Folklore-Nachahmungen und füllten die Restauranträume mit rustikalen Keramiken, Stoffen und dekorativen Gegenständen, wohingegen der Vertreter der älteren Generation, Vladimir Stelmashonok, den gewohnten Motiven der Partisanen und des heroischen Kampfes im Zweiten Weltkrieg treu blieb.<sup>24</sup>

Die Herausforderung des Auftrags an die jungen Künstler, sich explizit mit nationaler Selbstrepräsentation zu beschäftigen, ermunterte jedoch nicht nur ihr Interesse am selbst-exotisierenden Folklorismus. Die Souvenirs für Karl-Heinz Birkholz, die belorussische Künstler dem ahnungslosen Architekten zum Abschied schenkten, verraten, dass nicht alle nationalen Vorstellungen und Sehnsüchte der Künstler einen Ausdruck in der offiziell geprüften Restaurantgestaltung fanden. Nebst beschrifteten Werkzeugen und traditionellen Strohfiguren befand sich unter den Gaben auch ein *Pahonia* – ein aus Kupfer gezogenes Wappen der gescheiterten Belarussischen Volksrepublik, die 1918 unter deutschem Protektorat ausgerufen worden war. Im zweiten Weltkrieg wurde das Wappen von belorussischen Nationalisten benutzt, die mit der deutschen Okkupationsmacht kollaborierten, und in der Nachkriegszeit wurde es von klandestinen nationalistischen Organisationen weiterhin verwendet. Nach der affirmativen Erfahrung im Ausland setzten die Keramiker:innen Alexandra Dyatlova, Nikolai Bayrachny und Valentin Priyeshkin ihre künstlerischen Expeditionen in die nationale Vergangenheit fort, und rissen viele ihrer Kommiliton:innen mit. Da der internationale Erfolg der »Nationalitäten-gaststätte« in Potsdam ihnen eine angesehene Stellung zuhause verschaffte, konnten sie ihre nostalgische Interpretation in vielen prestigeträchtigen Objekten in der Heimat realisieren.

Die Sommerolympiade 1980, die an verschiedenen Standorten in der UdSSR stattfand, begünstigte sowohl die Karrieren dieser Künstler:innen, als auch die Fortsetzung ihrer professionellen Beschäftigung mit nationaler Repräsentation der Belorussen. Die BSSR durfte als Gastgeber für die olympischen Fußballwettkämpfe auftreten, und bereitete sich für den Empfang der knapp 10.000 Besucher:innen aus der ganzen Welt mit einem großformatig angelegten Bauprogramm vor.<sup>25</sup> Nicht nur modernisierte und erweiterte man das »*Dynamo*«-Stadium, in dem die olympischen Matches stattfinden sollten.

Die komplette Tourismus-Infrastruktur wurde zum Zwecke der Beeindruckung der ausländischen Gäste überholt. Auch wenn den getroffenen Entscheidungen oft die potemkinschen Dörfer Pate standen, so beeinflusste die Olympiade die belorussische Raumgestaltung doch nachhaltig. Großzügige Investitionen, die zur Verbesserung des sowjetischen Images in touristische Objekte der Republik flossen, dienten auch der Förderung der nationalen Repräsentation der BSSR. Dank der Olympiade kam die Republik in Besitz einer modernen Autobahn, welche Belorussia von Brest im Westen nach Osten Richtung Moskau durchquerte und ihren innersowjetischen Ruf positiv beein-

flusste; die unansehnlichen Einfamilienhausgebiete im Stadtzentrum wurden mit neuen Wohnvierteln ersetzt. Vor allem aber förderte der olympische Anlass die Entstehung von öffentlichen Bauten von bis dato unbekannter Opulenz.

Alle in Potsdam erprobten jungen Künstler:innen gehörten zu den auserwählten Auftragnehmern für die olympischen Prestige-Objekte. Alexandra Dyatlova bekam eine *carte blanche* für die Gestaltung des zentralen »olympischen« Baus der Hauptstadt, des *Hotels »Planeta«* in Minsk.<sup>26</sup> Zusammen mit Kolleginnen bedeckte sie Wände und Decken der Empfangsräume und des Restaurants mit üppigen Keramiken. Neben unspezifischen bäuerlichen Pastoralen boten die Reliefs auch Exkursionen in die belorussische Baugeschichte, und führten stolz die wenig bekannten sakralen Bauwerke des belorussischen Mittelalters vor. Einen besonderen Auftritt hatte dabei die spezifische Bautypologie der sogenannten Verteidigungskirchen, errichtet zum Schutz vor Angriffen der russischen Armeen.

Ihren Kommilitonen Nikolai Bayrachny und Valentin Priyeshkin wurde die »*Olympische*« *Apotheke* in der Kreisstadt Borisov anvertraut. Fast vollflächig hüllten sie die Innenräume in ornamentalen keramischen Fliesen, dekoriert mit heilenden Kräutern. Die Skulpturen der ikonischen Heiler teilten die gekachelten Flächen rhythmisch auf. [ Abb. 2 ] Zu den Figuren von Hippokrates und Avicenna gesellten die Künstler auch den berühmtesten Belorussen, den Erstdrucker Franzysk Skaryna, der sich, der Legende nach, auch mit Alchemie beschäftigte. Die Form und Haltung der Figuren referenzierten die barocke Tradition der Holzskulpturen aus dem belorussischen Norden. Die Technologie ihrer Herstellung – eine bunte mehrschichtige Glasur – ließ die aufwendige traditionelle Technik der berühmten belorussischen Kachelmeister des Mittelalters aufleben. Bayrachny selbst erinnerte sich später mit großer Verwunderung an das Ausmaß des Arbeitsaufwands und des Materialverbrauchs, welche für diesen räumlichen Auftritt bei den Olympischen Spielen problemlos genehmigt wurden.<sup>27</sup>

Diese subversiven Praktiken der nationalen Repräsentation wurden vom gleichen Künstlerkreis auch in nicht-olympischen touristischen Objekten fortgeschrieben. Die acht großformatigen Porzellanplatten der Künstlerin Tamara Kirshina, die seit 1986 einen Hintergrund für die Rezeption des *Hotels »Belarus«* bildeten, stellten den Gästen das Land als ein ländliches Paradies vor, dessen Einwohner unverkennbar mit den zarten Schönheiten Lucas Cranachs verwandt sind [ Abb. 3 ]. Die von Alexandra Dyatlova und Olga Sazykina gestaltete *Apotheke* im Minsker Touristenquartier »*Troitskoe*« reihte die lokale Pharmazie in die europäische alchemistische Tradition ein. Die sorgfältig ausgewählten Elemente des Interieurs, von okkultistisch bemalten Fliesen und stilisierten alchemistischen Utensilien bis zu einem von der Decke abgehängten präparierten Krokodil, wiesen den lokalen Zugang zum geheimen Wissen des Mittelalters aus [ Abb. 4 ]. Die Stadtführer, welche die Touristen auch heute gerne zur Apotheke bringen, bekräftigen diese alchemistischen Topoi mit einem Hinweis auf Franzysk Skaryna, der seinerzeit angeblich auch nach dem Philosophischen Stein suchte.<sup>28</sup>





↑ Abb. 4

Anders als im sowjetischen Litauen, wo die nationalen Narrative eine konsequente und kohäsive Entwicklung erfuhren, und von allen Fachdisziplinen und sozialen Schichten gleichmäßig mitgetragen wurden, verantwortete die Konstruktion des nationalen Selbstverständnisses in der BSSR eine kleine und exklusive Gruppe der Eingeweihten, die selbst von einem fortwährenden Wandel ergriffen war. Die Schwerpunkte der räumlich vermittelten nationalen Erzählung wanderten von den heroischen Partisanennarrativen der Nachkriegsperiode zur spätmodernistischen Suche nach Vergangenheit. Die globale postmodernistische Wende löste eine Rehabilitation des sozrealistischen Habitus aus, was zu einer Wiederbelebung des Klassizismus und folkloristischer Selbst-Orientalisierung und Selbst-Exotisierung im Sinne des sozrealistischen Kanons führte. Gleichzeitig aber begünstigte sie auch die Suche der nationalistisch gesinnten Künstlerkreise nach einer alternativen nationalen Historie. Neben den offiziellen ethnographischen Plattitüden der »Fakelore«, wagten es die architekturbezogenen Kunstwerke, eine nationale Vergangenheit im europäischen Kontext zu behaupten, und auf die Andersartigkeit im Hinblick auf das russische Kulturfeld hinzudeuten. Das gleichzeitige Auftreten der beiden einander widersprechenden Konstrukte ist charakteristisch für die räumliche Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit der BSSR in ihren letzten Dekaden. Eine Mischung aus exotisierendem Vokabular und subversiven pro-westlichen historischen Referenzen wurde zum Merkmal des belorussischen Umgangs mit der Vergangenheit in der gebauten Umwelt des Spätmodernismus.

- 1 Ruskevich 2020, Interview mit Bayrachny.
- 2 Vgl. Anderson 2019.
- 3 Ein solches Beispiel findet sich z. B. in der spät-modernistischen Architektur der Usbekischen Republik: um zu einem gewünschten »orientalischen« Nationalimage zu gelangen, wandte sich das usbekische Regierungsoberhaupt Sharof Rashidov bevorzugt an die Moskauer Architekt:innen aus dem Zentralen Planungs- und Forschungsinstitut für Schauspiel- und Sportbauten (Tsniep zrelishchnykh zdaniy i sportivnykh sooruzheniy). Siehe Chukhovich 2014.
- 4 Vgl. Nekrošius 2012, 2018.
- 5 Vgl. Rudling 2019.
- 6 Vgl. Davoliūtė 2012.
- 7 Vgl. Mansbach 2006.
- 8 Vgl. Davoliūtė 2012; Rudling 2015.
- 9 Vgl. Stone 2008.
- 10 Vgl. Sadomskaya 2008; Binns 1980.
- 11 Vgl. Putinaite 2015.
- 12 Vgl. Rudling 2019.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. Drėmaitė 2014.
- 16 Čepienė/Giedrienė 1969, S. 21.
- 17 Drėmaitė 2014, S. 54.
- 18 *Architektur der DDR* 1977, S. 679.
- 19 Baravykas 1972, S. 11.
- 20 Vgl. Petrusis 2012.
- 21 Vgl. Anderson 2019.
- 22 Vgl. Tkachuk 1981.
- 23 Im Zweiten Weltkrieg erlitt die Sowjetische Belorussia die weltweit schlimmsten Zerstörungen und verlor fast ein Drittel ihrer acht Millionen Einwohner. Khrushchevs Reformen hatten in den 1950ern die lokale »Partisanen-Fraktion«, die im Kampf gegen die deutsche Besatzung in den belorussischen Wäldern zusammengeschweißt worden war, an die Macht gebracht. Diese Fraktion trieb die Erfindung der belorussischen Bevölkerung, die nach dem Krieg von massiver interner und externer Migration ergriffen worden war, als Partisanen-nation voran. Vgl. Urban 1989.
- 24 Vgl. Gourinovitch 2019.
- 25 Vgl. Borisionok 2020.
- 26 Vgl. Ruskevich 2020, Interview mit Dyatlova.
- 27 Vgl. Ruskevich 2020, Interview mit Bayrachny.
- 28 Vgl. Rubleuskaja 2015.

- Architektur der DDR  
Der Hochzeitsspalast in Vilnius, in: *Architektur der DDR* (11) 1977, S. 679.
- Anderson 2018  
Anderson, R.: *Retro Problem: Modernism and Postmodernism in the USSR*, in: Kulic, V. (Hg.): *Second World Postmodernisms*, London/New York 2018, S. 17–32.
- Baglasov 2019  
Baglasov, S.: *Vozrozhdeniye istoricheskogo tsentra Minska 1980–2016 gg. Nauchno-restavratsionnyy otchet nauchnogo rukovoditelya ob'yekta (dokumental'naya khronika)*, Minsk 2019.
- Baravykas 1972  
Baravykas, G.: *Sutuoktavių rūmai vilniečiams*, in: *Statyba ir architektūra* (7) 1972, S. 11.
- Binns 1980  
Binns, C.: *The Changing of Face of Power: Revolution and Accommodation in the Development of the Soviet Ceremonial System, Part II*, in: *Man* (15) 1980, S. 170–187.
- Borisionok 2020  
Borisionok, A.: *Minskaya stranitsa moskovskoy Olimpiady, 2020*, verfügbar unter: <https://rg.ru/2020/07/15/kak-minsk-stal-olimpijskim-gorodom-moskovskoy-olimpiady.html> [23.02.2020].
- Čepienė/Giedrienė 1969  
Čepienė, I./Giedrienė, R.: *Civilinės apeigos*, Vilnius, 1969.
- Chukhovich 2014  
Chukhovich, B.: *Orientalist Modes of Modernism. Colonial/Postcolonial/Soviet*, in: *Études de lettres*, (2/3) 2014, S. 263–294.
- Drėmaitė 2014  
Drėmaitė, M.: *Sovietinė Ritualinė Architektūra – Santuokų Ir Laidotuvių Rūmai Lietuvoje*, in: *Acta Academiae Artium Vilnensis* (73) 2014, S. 54.
- Drėmaitė [o.J.]  
Drėmaitė, M.: *A New Architectural Typology*, verfügbar unter: <http://www.mmcentras.lt/culturalhistory/cultural-history/architecture/19601969-the-lithuanian-school-of-architecturegrowth-and-maturity/aneu-architectural-typology/78794> [23.02.2020].
- Gourinovitch 2019  
Gourinovitch, O.: *Terrassenrestaurant »Minsk« in Potsdam: Vom Partisanenwald zur Guten Stube*, in: Mager, T./Trötschel-Daniels, B. (Hg.): *Rationelle Visionen – Raumproduktion in der DDR (Forschungen zum baukulturellen Erbe der DDR)*, Weimar 2019, S. 43–54.
- Justus 2000  
Justus, U.: *Vozvrashcheniye v ray: sotsrealizm i fol'klor*, in: Günter, H./Dobrenko, E. (Hg.): *Sotsrealisticheskiy kanon*, Sankt Petersburg 2000, S. 70–86.
- Kurg 2018  
Kurg, A.: *Werewolves on the Cattle Street: Estonian Collective Farms and Postmodern Architecture*, in: Kulic, V. (Hg.): *Second World Postmodernisms*, London/New York 2018, S. 111–127.
- Mansbach 2006  
Mansbach, S.: *Modernist Architecture and Nationalist Aspiration in the Baltic: Two Case Studies*, in: *Journal of the Society of Architectural Historians [JSAH]* (65/1) 2006, S. 92–111.
- Nekrošius 2012  
Nekrošius, L.: *Sovietinių metų architektūra kaip kultūros svertybė. Vilniau s atvejis*, in: *Journal of Architecture and Urbanism* (36/1) 2012, S. 38–53.

- Nekrošius 2018  
Nekrošius, L./Riaubienė, E.: Palanga's Modern Architecture on the Way to Heritage, in: *Architecture and Urban Planning* (14/1) 2018, S. 112.
- Petrulis 2013  
Petrulis, V.: Cultural Centres of Soviet Lithuania: Parts of Multi-Stage Cultural Domestic systems, in: Caldey, C./Wedeburn, O. (Hg.): *Survival of the Modern: from Cultural Centres to planned Suburbs*, Kopenhagen 2013, S. 38–51.
- Petrulis/ Drėmaitė 2012  
Petrulis, V./Drėmaitė, M.: Inventing a Soviet Ritual: Funeral Homes in Lithuania, in: Ritter, K. et al. (Hg.): *Soviet Modernism 1955–1991. Unknown History*, Zürich 2012, S. 54–59.
- Petrulis [o.J.]  
Petrulis, V.: Typical Funeral Home, verfügbar unter: <http://www.autc.lt/en/architecture-objects/203> [23.02.2020].
- Putinaitė 2015  
Putinaitė, N.: Nugenėta pušis. Ateizmas kaip asmeninis apsisprendimas tarybų Lietuvoje, Vilnius 2015.
- Rubleuskaja 2015  
Rubleuskaja, L.: Kak v staroy apteke v Troitskom predmest'ye ozhila legenda, pridumannaya pisa-tel'nitsey, in: *Sovetskaya Belorussiya* (200/24830) 2015, verfügbar unter: <http://www.sb.by/articles/aptekar-yozef-prinimaet-gostey.html> [23.02.2020].
- Rudling 2015  
Rudling, O.: The Cult of the Balts: Mythological Impulses and Neo-Pagan Practices in the Touristic Clubs of the Lithuanian SSR of the 1960s and 1970s, in: *Region* (6/1) 2017, S. 87–108.
- Rudling 2019  
Rudling, O.: Der Rustic Turn in der Litauischen SSR: Nationaler Konservatismus, Ländlicher Raum und die Volkstümlichkeit der Litauischen Kultur im Spätsozialismus 1956–1990, in: *Forschungen zur Baltischen Geschichte*, (13), 2019, S. 151–188.
- Ruskevich 2020  
Ruskevich, K.: Transkript der Interviews mit Nikolai Bayrachny, Valentin Priyeshkin, Alexandra Dyatlova, Valery Dovgalo, Minsk 2020.
- Sadomskaya 2008  
Sadomskaya, N.: New Soviet Rituals and National Integration in the USSR, in: Huttenbach, H. (Hg.): *Soviet Nationality Policies. Ruling Ethnic Groups in the USSR*, London 1990, S. 94–120.
- Smith 2011  
Smith, J.: Leadership and Nationalism in the Soviet Republics 1951–1959, in: Ilic, M./Smith, J. (Hg.): *Khrushchev in the Kremlin: Policy and Government in the Soviet Union, 1953–1964*, Abingdon 2011, S. 79–93.
- Stone 2008  
Stone, A.: »Overcoming Peasant Backwardness«: The Khrushchev Antireligious Campaign and the Rural Soviet Union, in: *Russian Review* (67) 2008, S. 296–320.
- Tkachuk 1981  
Tkachuk, O.: The Theatre of Musical Comedy in Minsk, in: *Construction and Architecture in BSSR* (2) 1981, S. 12–14.
- Urban 1989  
Urban, M.: *An Algebra of Soviet Power. Elite Circulation in the Belorussian Republic 1966–86*, Cambridge/New York/Melbourne 1989.
- Abb. 1a Plan der vorgesehenen Abläufe verschiedener Zeremonien im Trauungspalast in Vilnius, Architekt Gedyminas Baravykas, 1968–1974. Quelle: »Statyba ir architektūra«, 1975, nr. 4
- Abb. 1b Der Trauungspalast in Vilnius. Architekt Gedyminas Baravykas, 1968–1974. Foto: M. Sakalauskas, 1980s. Quelle: Archiv KTU AIS
- Abb. 2 Keramische Figur eines Heilers in den Interieurs der »Olympischen« Apotheke in Borisov. Künstler Nikolai Bayrachny und Valentin Priyeshkin, 1980. Foto: Natalya Tsarik, 2021. Quelle: Archiv der Autorin
- Abb. 3 Apotheke im Minsker Touristenquartier Troitskoe, Innenansicht mit Vitrine. Künstlerinnen Alexandra Diatlova und Olga Sazykina, späte 1980er. Fotos: Andrey Lyankevich, 2021, Quelle: Archiv Oxana Gourinovitsh
- Abb. 4 Apotheke im Minsker Touristenquartier Troitskoe, Innenansicht. Künstlerinnen Alexandra Diatlova und Olga Sazykina, späte 1980er. Fotos: Andrey Lyankevich, 2021, Quelle: Archiv Oxana Gourinovitsh

# Konstrukte figurieren

The background of the page is a light gray color. It is decorated with several large, solid black geometric shapes. These shapes are irregular polygons with various angles and lengths of sides, scattered across the page. Some shapes resemble elongated triangles or trapezoids, while others are more complex, multi-sided polygons. The overall effect is a minimalist, abstract pattern.

# Identität durch iterative Nicht-Identität

Postheroische Selbstbilder und die  
Institutionalisierung der Dauerneugung

Jochen Kibel

Die Bundeswehr hat ein Problem. Einerseits muss sie sich von den Verheerungen der deutschen Militärgeschichte im 20. Jahrhunderts distanzieren, andererseits ist sie als staatliche Institution darauf angewiesen, sich über Geschichte zu legitimieren.<sup>1</sup> Das Identitätsangebot, welches artikuliert werden muss, erfordert ein Minimum an historischer Kontinuität. Wie dieses Dilemma aufgelöst wird, lässt sich anhand des Militärhistorischen Museums in Dresden darstellen. Obwohl in der Architektur des Leitmuseums der Bundeswehr historische Diskontinuität plakativ inszeniert wird, können durch eine inkrementelle Form der Traditionsbildung neue identitätskonkrete Gewissheiten gestiftet werden. Indem die Distanzierung von der Vergangenheit auf Dauer gestellt wird, kann die anhaltende Selbst-Befremdung institutionalisiert werden. Der zentrale Wert der dauerhaften Selbstkritik wird als Identitätsressource reklamiert.

Feste Wesensmerkmale sind dabei nicht mehr positiv bestimmt (im Sinne eines So-sind-wir), sondern werden immer wieder neu durch negative Neubestimmungen definiert – im Sinne eines So-sind-wir-nicht (mehr). Diese Form der Selbstthematisierung kommt also in anhaltenden Negationen immer wieder auf sich selbst zurück.<sup>2</sup> Die Maxime der »kritischen Auseinandersetzung«<sup>3</sup> erhält verpflichtenden Charakter und bildet den normativen Kern dieser Identitätsbehauptung. Die Bundeswehr gewinnt ihre Identität also durch iterative Nicht-Identität. Schließlich kann die Fähigkeit zum Hinterfragen von Strukturen auch in der Vergangenheit »wiedergefunden« werden, wodurch eine Tradition des Traditionsbruchs konstruiert wird. So wie das Selbstbild in die Vergangenheit ausstrahlt, so wird diese nach Maßgaben der Gegenwart und unter dem Erwartungshorizont der Zukunft modifiziert und angepasst. Dieser Modus der Identitätsbildung entsteht also nicht nur unter dem Eindruck historischer Brüche, sondern reagiert auch auf gegenwärtige Herausforderungen der Sozialintegration, indem Reflexivität,

Multiperspektivität und (Selbst-)Kritik als der Bundeswehr eigentümliche Traditionen historisiert werden.

Im Folgenden werden (1.) die Schwierigkeiten der Traditionsbildung der Bundeswehr anhand der Traditionserlässe<sup>4</sup> und der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung<sup>5</sup> dargestellt. Neben den bundeswehreigenen Institutionen wie dem Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften (ZMSBw) in Potsdam und dem Zentrum Innere Führung in Koblenz ist das Militärhistorische Museum in Dresden als Leitmuseum der Bundeswehr für deren Identitätspolitik zentral. Anhand der architektonischen Neugestaltung des Museums und dessen diskursiver Deutung lassen sich (2.) zentrale Aspekte des Identitätsdiskurses der Bundeswehr verdeutlichen. Die dramatische Inszenierung einer historischen Zäsur wird als Sinnbild des schwierigen Erbes des deutschen Militärs gedeutet.

Das Erbe dient als negativer Referenzpunkt, womit Vergangenheit nicht abschließend historisiert, sondern anhaltend problematisiert wird. Die Abkehr von der Vergangenheit stellt also (3.) keinen Schlussstrich dar. Unter dem Eindruck einer problembeladenen *Vergangenheit* aber auch aufgrund sich ständig verändernder gesellschaftlicher und politischer Anforderungen in der *Gegenwart*, können keine letztverbindlichen Werte mehr artikuliert werden. An die Stelle von Werten wie Treue, Ehre, Pflichterfüllung treten Reflexivität, Wandlungsfähigkeit und kritische Selbstprüfung. Der institutionalisierte Diskurs der anhaltenden Selbstproblematisierung führt jedoch dazu, dass die kritische Auseinandersetzung mit sich selbst erneut sinnstiftend wirkt und zur Identitätsressource erhoben wird.

Diese Selbstdarstellung verfügt über typische Elemente postheroischer Narrative. Damit ist nicht ein »Ende heroischer Orientierungen« gemeint, sondern das »Problematisch- und Reflexivwerden« klassischer Heroismen.<sup>6</sup> Versteht man Helden und Heldinnen als Personifizierungen gesellschaftlicher Werteordnung<sup>7</sup>, so wird (4.) deutlich, dass auch die Traditionsbildung der Bundeswehr nicht frei von heroischen Elementen ist. Die entscheidende Bedeutung, die den Werten des kritischen Hinterfragens und der anhaltenden Wandlungsfähigkeit beigemessen werden, führt dazu, dass etwa die Preußischen Heeresreformer, die Bürgersoldaten der Revolution von 1848/49 oder die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 zu zentralen Gestalten der Traditionsbildung werden.<sup>8</sup> Mit anderen Worten: Die Bundeswehr mustert ihre Helden nach ihrem gegenwärtigen Anforderungsprofil.

In Anlehnung an einen Begriff des amerikanischen Organisationssoziologen Charles Lindblom und den daran anschließenden Arbeiten Uwe Schimanks kann die Selbstthematization der Bundeswehr schließlich (5.) als inkrementelle Form der Identitätsbildung bezeichnet werden. Die narrative Struktur<sup>9</sup> dieses Diskurses lautet dann: *Nie kann abschließend gesagt werden, wie die Bundeswehr ist. Immer jedoch kann (und muss) gesagt werden, wie sie nicht (mehr) sein darf.* Damit dynamisiert sich die Identitätsbildung der Bundeswehr, wodurch es gelingt auch in Zeiten stetigen Wandels ein Minimum an Kontinuität aufrechtzuerhalten. Paradoxaerweise gewinnt diese Identitätskonstruktion ihre Stabilität durch institutionalisierte Manöver der kontrollierten Destabilisierungen.

Der inkrementelle Identitätsdiskurs bildet neue Pathosformeln<sup>10</sup> aus, womit er auf die schwierigen Bedingungen der Sozialintegration in funktional differenzierten Gesellschaften reagiert.<sup>11</sup> Dies hat möglicherweise zur Folge, dass sich (6.) überall dort, wo heterogene und durch dynamischen Wandel geprägte Gesellschaften ein Integrationsangebot leisten müssen, ähnliche Formen der Identitätsbildung beschreiben lassen.

## Traditionsbildung in schwierigem Gelände

Bereits 1989 legte Donald Abenheim in seiner grundlegenden Studie zum Traditionsverständnis der Bundeswehr die spannungsreiche Frontstellung zwischen Reformern und Traditionalisten dar.<sup>12</sup> Die schwierige »Suche nach dem gültigen Erbe des deutschen Soldaten«<sup>13</sup>, wirft seit Gründung der Bundeswehr immer wieder die Frage auf, welche Aspekte der Vergangenheit als Identitätsressource für das Selbstbild der Institution konstitutiv bleiben und welches Erbe ausgeslagen werden muss. Die sogenannte »Himmeroder Denkschrift« aus dem Jahr 1950 gilt als eines der Gründungsdokumente der Bundeswehr.<sup>14</sup> Bereits die Verfasser dieser fundierenden Schrift gerieten darüber in Konflikt, inwiefern die Vergangenheit für das Selbstbild der Gegenwart verbindlich bleiben sollte. Ehemals hitlernaher Generäle, wie Hermann Foertsch, waren der Auffassung, dass zeitlose soldatische Tugenden auch weiterhin Fundament der »Neuen Wehrmacht [sic!]« sein könnten.<sup>15</sup> Der Einschätzung des Historikers Detlef Bald zufolge war die Schrift anfänglich eher ein Dokument der Restauration und nicht des demokratischen Neuanfangs.<sup>16</sup> Erst durch die Intervention des Grafen von Baudessin gelang es, »durch bescheidene Ergänzungen des Textes eine normative Wertewendung« herbeizuführen.<sup>17</sup> Dieser »Gründungskompromiss«<sup>18</sup> bildet bis heute die zentrale Spannungslinie des Identitätsdiskurses der Bundeswehr.

Der immer wieder aufflammende Streit um das legitime Erbe der Bundeswehr deutet auf dessen strukturelle Dimension hin. Diese besteht einerseits darin, dass sich die Institution, um ihre moralische Integrität zu wahren, von weiten Teilen ihrer Vergangenheit distanzieren muss. Andererseits ist die Bundeswehr, wie jedes staatliche Organ, ebenfalls auf einen legitimierenden Vergangenheitsbezug angewiesen.<sup>19</sup> Somit ergibt sich ein zeitkonstitutionelles Dilemma, welches in der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung<sup>20</sup> und den Traditionserlassen folgendermaßen benannt wird: »Tradition verbindet die Generationen, sichert Identität und schlägt eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft. Tradition ist eine wesentliche Grundlage menschlicher Kultur.«<sup>21</sup>

An exponierter Stelle des Traditionserlasses von 1982 wird Tradition somit als »Grundlage menschlicher Kultur« bezeichnet. Vergangenheit und Zukunft miteinander zu verknüpfen, (sprich: Identität zu »sichern«) wird so als eine anthropologische Grunddisposition ausgewiesen. Die »Brücke« über den Strom der Zeit ist allerdings durch die Geschichte der deutschen Streitkräfte zerstört. Das Dilemma entfaltet sich weiter wie folgt: »Die Geschichte deutscher Streitkräfte hat sich nicht ohne tiefe Einbrüche entwickelt [...]. Ein Unrechtsregime, wie das Dritte Reich, kann Tradition nicht begründen.«<sup>22</sup>

Der Weg über eine positive Bezugnahme auf die deutsche Militärgeschichte ist der Traditionsbildung weitgehend verstellt. Das Erbe der deutschen Streitkräfte erlaubt keine fundierende »Begründung« von Tradition. Nicht der Appell an eine heroische Vergangenheit, sondern die bewusste Abgrenzung davon wird erforderlich. Die vielfältigen problematischen Geschichtsbestände des deutschen Militärs führen dazu, dass Vergangenheit in erster Linie als negativer Referenzpunkt fungiert. Wie noch zu zeigen sein wird, ermöglicht aber auch die negative Bezugnahme die Fundierung eines Selbstbildes.

Dass das deutsche Militär nicht Staat im Staate sein solle, ist einer der Kernsätze der Himmeroder Denkschrift<sup>23</sup>, mit dem die zivilgesellschaftliche Einbettung der Bundeswehr betont wird. Die Bundeswehr unterliegt keiner gesonderten Militärgerechtigbarkeit, sondern ist als Parlamentsarmee dem deutschen Bundestag rechenschaftspflichtig. Mit dem Leitbild des »Staatsbürgers in Uniform«<sup>24</sup> wird die zivilgesellschaftliche Verbindung des Militärs kodifiziert. Dies führt dazu, dass das Identitätsangebot der Bundeswehr nicht nur dem Bruch mit der Vergangenheit, sondern auch den gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart Rechnung tragen muss. In der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung heißt es dazu:

»Die Menschen in der Bundeswehr sind Teil der Gesellschaft mit ihrer Vielfalt, aber auch mit ihren Interessengegensätzen und Konflikten. Damit steht auch die Bundeswehr selbst im Widerstreit der Meinungen und im Spannungsfeld unterschiedlicher Generationen, Kulturen und Herkünfte.«

Aus der Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft erwächst eine weitere Anforderung an das Identitätsangebot der Institution, welches explizit durch die Heterogenität der »pluralistischen Gesellschaft« benannt wird. In direktem Anschluss heißt es weiter:

»Der Inneren Führung entspricht es, dass die Angehörigen der Bundeswehr einander als Mitglieder einer freiheitlichen und pluralistischen Gesellschaft anerkennen und sich mit den gesellschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzen.«<sup>25</sup>

Wurde zunächst festgestellt, dass »Tradition die Generationen [verbindet]«<sup>26</sup>, womit die Integration entlang der Zeitachse angesprochen ist, so wird mit den »Interessensgegensätzen und Konflikten« explizit das Problem der Sozialintegration in einer »pluralistischen Gesellschaft« betont. Das konflikthafte Nebeneinander widerstreitender Meinungen artikuliert sich in besonderem Maße im Hinblick auf den unterschiedlichen Umgang und die Identifikation mit der Vergangenheit. Tatsächlich kann die Frage der Sozialintegration unter den Bedingungen funktional aber auch kulturell differenzierter Gesellschaften als eine der zentralen Fragen einer Soziologie sozialer Gedächtnisse angesehen werden.<sup>27</sup> Dass dabei die unterschiedlichen Vergangenheitsbezüge eine wichtige Rolle einnehmen, wird im Traditionserlass von 1982 mit der Abnahme sozialer Kohäsionskraft durch das Fehlen *verbindlicher* Vergangenheitsbezüge thematisiert. So wird festgestellt, dass »historische Ereignisse« und »geschichtliche Lehren« nicht für »alle Staatsbürger gleiche Bedeutung« und den »gleichen Grad an Verbindlichkeit« haben.<sup>28</sup>

Wurden bisher die historische Diskontinuität und die daraus resultierende Abgrenzung von der Vergangenheit sowie die Herausforderung der Sozialintegration durch gesellschaftliche

Heterogenität in »pluralistischen Gesellschaften« problematisiert, so wird mit der Aufforderung, dass sich auch die Mitglieder der Bundeswehr mit »gesellschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzen« sollen, ein drittes Problem benannt, auf welches die Traditionsbildung reagiert. Dabei handelt es sich um die Dynamisierung sozialen und politischen Wandels, welche bereits im Traditionserlass von 1982 hervorgehoben wird. So heißt es dort: »Stets [ist] zu prüfen, inwieweit Überliefertes angesichts ständig sich wandelnder technischer und taktischer, politischer und gesellschaftlicher Gegebenheiten an Wert behält.«<sup>29</sup>

Wieder also bildet das Erbe (»Überliefertes«) keinen uneingeschränkt gültigen Referenzpunkt. Allerdings wird hier ein anderer Akzent gesetzt. Da sich die Gegebenheiten »ständig« wandeln, bedarf das »Überlieferte« nicht nur der *einmaligen*, sondern der *anhaltenden* Prüfung. Die Geschichtsbestände verbleiben also *dauerhaft* auf dem Prüfstand der kritischen Selbstbetrachtung. Diese Maxime wird in der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung von 2008 als auch im Traditionserlass und der Konzeption der Bundeswehr von 2018 abermals wiederholt.<sup>30</sup> Zeitlos gültige Traditionen können so nicht mehr konstruiert werden, was schließlich zur Folge hat, dass sich die Tradition selbst dynamisiert. So erfordere die Dynamik sozialer und politischer Veränderungen, dass sich das Selbstbild der Bundeswehr »einer andauernden Notwendigkeit zur Weiterentwicklung« unterwirft.<sup>31</sup>

Bereits die Tatsache, dass die Traditionserlässe der Bundeswehr immer wieder neuformuliert wurden, veranschaulicht die iterative Adaption des Traditionsverständnisses. Zuletzt gaben die Funde von Nazidevotionalien in Kasernen der Bundeswehr Anlass, die Abgrenzung von der Vergangenheit erneut zu bekräftigen.<sup>32</sup> Auch diese Ereignisse bezeugen den anhaltenden Streit um das Erbe zwischen Traditionalisten und Reformern. Zudem gibt die Rede, die die damalige Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen anlässlich der Vorstellung des neuen Traditionserlasses hielt, darüber Aufschluss, wie der Grundsatz der »andauernden« Adaptionfähigkeit aus den dynamischen Veränderungen der Gegenwart abgeleitet wird.

»Gerade weil sich die Herausforderungen heute so schnell verändern, brauchen wir ein gemeinsames Verständnis von unserer Vergangenheit. [...]. Wir müssen uns immer wieder selbst vergewissern, auf welchem Grund wir stehen.«<sup>33</sup>

Nicht allein die Vergangenheit (»Grund, auf dem wir stehen«) bedarf der kritischen Betrachtung, sondern ebenso die Gegenwart (»Herausforderungen heute«). Doch sowohl die problembeladene Vergangenheit, als auch die wechselvolle Gegenwart und eine ungewisse Zukunft werden durch die Gewissheit geeint, dass es sowohl Gestern, Heute und Morgen etwas zu kritisieren gibt.

Die Analyse der für die Kodifizierung des Selbstbildes der Bundeswehr zentralen Dokumente hält somit zwei Erkenntnisse bereit. 1.) Historische Diskontinuität, gesellschaftliche Heterogenität sowie die Kontingenz sozialen und politischen Wandels werden als Herausforderung für die Traditionsbildung der Bundeswehr explizit benannt. 2.) Um in diesem unübersichtlichen Feld, in dem keine fundierenden Letztbegründungen<sup>34</sup> mehr artikuliert werden können, dennoch Kontinuität und Kohärenz

aufrecht zu erhalten, werden stete Selbstprüfung und kritische Selbstvergewisserung gleichsam auf Dauer gestellt. Da es keine zeitlose Orientierung an der Vergangenheit geben darf und auch die Gegenwart einen strukturellen Zwang zur Integration von Vielfalt und Wandel erfordert, gilt nunmehr: Ewig bleibt allein die Veränderung.

Den identitätspolitischen Herausforderungen wird also mit einer gleichermaßen dynamischen Traditionsbildung begegnet, denn wie es in der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung heißt, soll die Tradition selbst angepasst und weiterentwickelt werden.<sup>35</sup> Die Werte, die in Anspruch genommen werden, nehmen nun selbst Prozessform an. Wandlungsfähigkeit, Reflexivität und insbesondere die »kritische Auseinandersetzung«<sup>36</sup> mit der Vergangenheit erhalten einen besonderen Rang. Wie im Folgenden gezeigt wird (3.), werden diese stereotypen Formen der Selbstbeschreibung erneut institutionalisiert.

Zuvor muss jedoch auf das Leitmuseum der Bundeswehr in Dresden eingegangen werden, welches bei der Institutionalisierung dieser Form der Identitätsbildung eine zentrale Rolle einnimmt. Anhand der Umgestaltung des ehemaligen Arsenalhauptgebäudes lassen sich die Dimensionen dieses Identitätsdiskurses veranschaulichen.

## Zwischen Persistenz und Wandel

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871 wurde bis 1876 im Norden Dresdens die nach dem sächsischen Regenten benannte Albertstadt errichtet.<sup>37</sup> Zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung galt die im Volksmund Kasernopolis genannte Anlage<sup>38</sup> als einer der größten militärischen Komplexe Europas. Das weitgehend erhaltene Ensemble verfügte neben Kasernen, Munitionsfabriken und Werkstätten auch über ein Gerichtsgebäude, ein Militärgefängnis, eine Garnisonskirche sowie ein Mausoleum für den Planer der Militärstadt, Graf von Fabrice.<sup>39</sup> Das Zentrum der weitläufigen und symmetrischen Anlage bildet nach wie vor das ehemalige Arsenalhauptgebäude. Die künstliche Erhöhung des Gebäudes weist dieses zudem als die stadträumliche Dominante der Albertstadt aus.

Der spätklassizistische dreigeschossige Flügelbau ist durch zwei Seitenrisalite sowie einen monumentalen Mittelrisalit gleichmäßig gegliedert. Das dominierende Palladiomotiv des Eingangsbereichs sowie die Ehrenkränze in den Giebfeldern der Seitenrisalite unterstreichen den triumphal-feierlichen Charakter der Architektur. Der rustifizierte Sockelbereich und die ursprünglich mit Harnischen geschmückten Balustraden, die einst das Gebäude nach oben abschlossen, verweisen eindeutig auf die militärische Nutzung des Gebäudes.

Wehrtechnische Veränderungen insbesondere die neuen Anforderungen, die stehende Heere in permanente Einsatzbereitschaft stellten, führten dazu, dass die zentrale Aufbewahrung von Waffen in Arsenalen an Bedeutung verlor.<sup>40</sup> So kam es, dass das Arsenalhauptgebäude bereits kurze Zeit nach seiner Fertigstellung als Museum Verwendung fand. Ungeachtet der politischen Umbrüche im 20. Jahrhundert diente das Gebäude sowohl der sächsischen Armee im Kaiserreich, der Reichswehr in der Weimarer Republik, der Wehrmacht während der Zeit des

Nationalsozialismus als auch der Nationalen Volksarmee (NVA) in der DDR als zentraler Repräsentationsort. Der Wandel der politischen Systeme verband sich an diesem Ort also mit einer erstaunlichen Persistenz militärischer Selbstdarstellung.

In diese Kontinuität reihte sich auch die Bundeswehr im Jahr 1994 ein. Mit der »Konzeption für das Museumswesen der Bundeswehr«<sup>41</sup> trat auch die Bundeswehr das schwierige Erbe dieses Ortes an, indem das ehemalige Arsenalgebäude erneut den Rang eines Leitmuseums erhielt. Dies bedeutet auch, dass das Museum als Dienststelle der Bundeswehr über den Referatsleiter Innere Führung dem Bundesverteidigungsministerium unterstellt ist<sup>42</sup> und somit als unmittelbarer Ausdruck eines staatlichen Selbstverständnisses angesehen werden kann. Mit der erneuten Nutzung als militärhistorisches Museum sollte nun allerdings der triumphal-feierliche Charakter und seine strenge Symmetrie durch eine grundlegend veränderte Darstellungsform des Hauses umgestaltet werden. Unabhängig davon bleibt sein identitätsstiftender Darstellungszweck erhalten. Denn Ziel war es, dass sich – gemäß dem zivilgesellschaftlichen Anspruch – sowohl »die Bundeswehr und darüber hinaus der Gesamtstaat mit diesem Museum identifizieren.«<sup>43</sup>

Gerade die Kontinuität der militärischen Nutzung und die notwendige Distanzierung von der Vergangenheit erforderten eine tiefgreifende Umgestaltung. So kam es, dass einige der ersten Entwürfe zur architektonischen Neugestaltung mit dem Hinweis zurückgewiesen wurden, dass sie »zu viel Respekt« vor der alten Bausubstanz hätten.<sup>44</sup> Erst in der drastischen Intervention des Architekten Daniel Libeskind sahen die Verantwortlichen den rigorosen Bruch mit der Vergangenheit angemessen versinnbildlicht. Der schließlich verwirklichte Entwurf durchtrennt den Altbau geschossübergreifend mit einem das Gebäudeüberragenden und rückseitig abfallenden asymmetrischen Keil aus Stahl und Beton.

Zudem wird die Architektur in einer Vielzahl von Publikationen, die vom Museum herausgegeben wurden, im Sinne des Identitätsdiskurses der Bundeswehr gedeutet. In diesen diskursiven Deutungen erfährt der Altbau eine überwiegend negative Einschätzung. Insbesondere seine strenge und rigide Symmetrie<sup>45</sup> werden mit dem schwierigen Erbe des deutschen Militärs assoziiert. Zudem wird die Geschlossenheit des Altbaus mit einer nationalräumlich verengten Darstellung »*patriotischer Heilsgeschichten*« verbunden.<sup>46</sup> In scharfem Kontrast dazu wird die Offenheit des Neubaus als Ausdruck einer demokratischen Gesellschaft beschrieben.<sup>47</sup>

Der keilförmige Neubau wird demnach als Störung des Alten und notwendiges Korrektiv gedeutet. Er breche das alte Arsenalgebäude auf, wodurch neue Perspektiven im Inneren eröffnet aber auch stadträumliche Bezüge neu geknüpft würden.<sup>48</sup> Durch diese Neuperspektivierung werde die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit möglich. Wie der Projektleiter der Neukonzeption des Museums, Gorch Pieken, formuliert, erkenne der Keil das Alte nicht kritiklos an und irritiere alte Sehgewohnheiten.<sup>49</sup> Schließlich eröffne der asymmetrische Keil mit seinen lichtdurchlässigen und geschossübergreifenden Durchbrüchen auch im Inneren multiperspektivische Sichtachsen, die eine themenübergreifende Darstellung ermöglichen und

einer technikgeschichtlichen Reduktion der Militärgeschichte entgegenwirken.<sup>50</sup>

Die weitreichenden Bedeutungszuschreibungen, die sowohl die alte als auch die neue Architektur erfahren, bedienen sich der scharfen Kontrastierung. An die Stelle des Alten tritt nicht einfach das Neue. Vielmehr bleiben Alt- und Neubau aufeinander bezogen und erhalten erst durch die kontrastreiche Gegenüberstellung ihre jeweilige Bedeutung. Die moderne Erweiterung fungiert somit als ein produktiver Stör-Akt<sup>51</sup>, der die kritische Auseinandersetzung mit dem Alten befördert. Vergangenheit wird also nicht einmalig überwunden; vielmehr bleibt das schwierige Erbe in der Negation weiterhin erhalten.

## Zweifeln als Gewissheit

Die Distanzierung von der Vergangenheit stellt somit keinen Schlusstrich dar. Vielmehr bleibt das schwierige Erbe als negativer Referenzpunkt für das Selbstverständnis der Bundeswehr hochrelevant. Für die Unterscheidung zwischen *abschließender* Historisierung und *anhaltender* Distanzierung hat Aleida Assmann das Begriffspaar Schlusstrich und Trennstrich vorgeschlagen.<sup>52</sup> Paradoxerweise führt gerade die Distanzierung von der Vergangenheit zu deren anhaltender Vergegenwärtigung, die eine erneute Distanzierung erfordert. Dieser iterative Prozess führt zu einer dauerhaften Selbstproblematisierung. Im Sinne einer *trennenden Verbindung* wird das Erbe gleichsam in der Schwebe gehalten und ermöglicht schließlich die erneute Ausbildung von Institutionen, Routinen, Traditionen und identitätsstiftenden Gewissheiten. Indem die Aufgabe der Kritik auf Dauer gestellt wird, tritt sie ins Zentrum dieses Identitätsdiskurses.

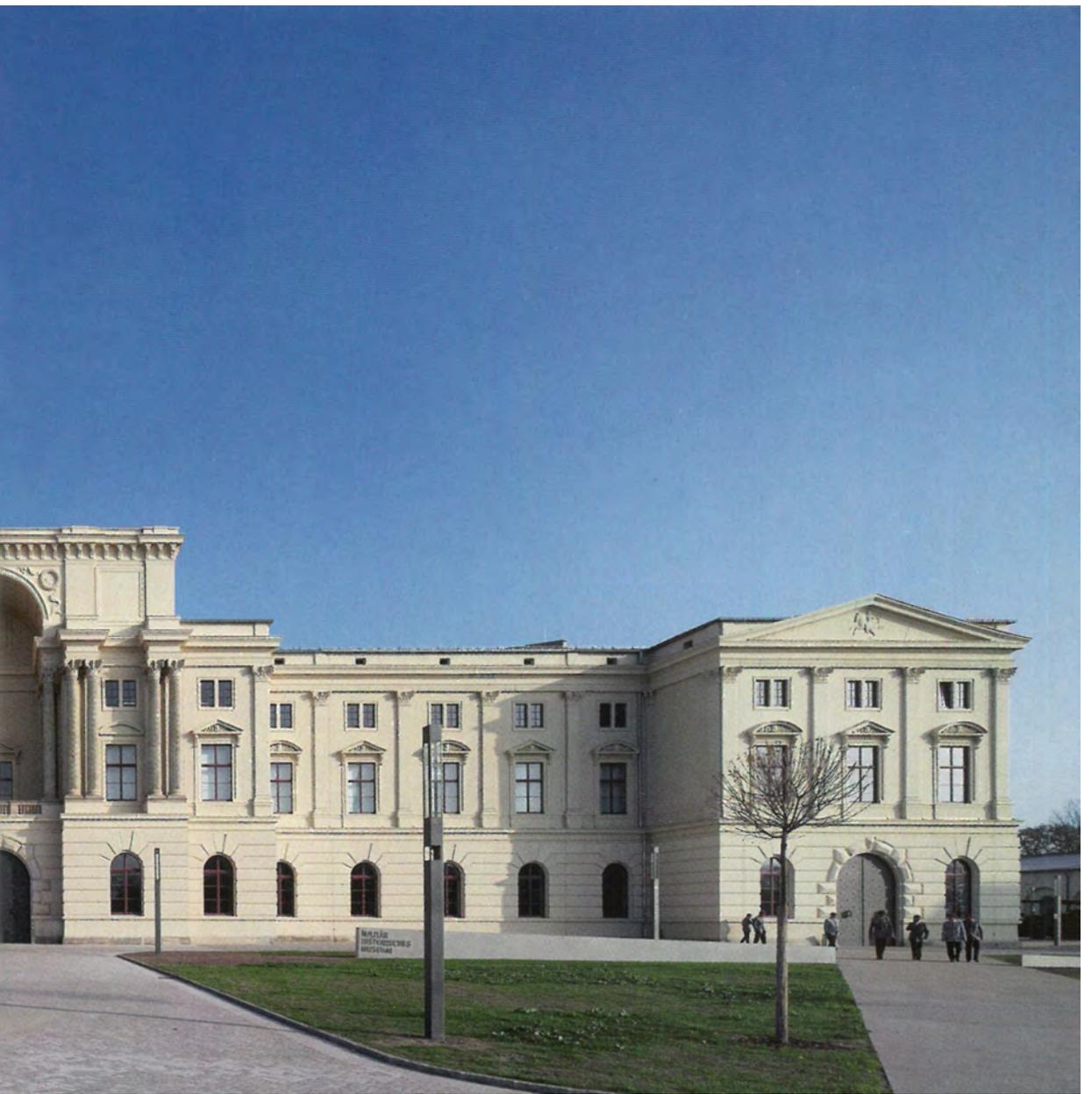
Gerade weil das Arsenalhauptgebäude eine konstante Nutzungsgeschichte als Ort militärischer Repräsentation verkörpert, wird eine symbolische Abgrenzung erforderlich. Da die Vergangenheit hier nahe ist, muss sie auf Abstand gebracht werden. Wie bereits gesehen, wird der Altbau zum Repräsentanten einer problematischen Vergangenheit und zum negativen Referenzpunkt, auf welchen das gegenwärtige Selbstbildes der Bundeswehr ausgerichtet bleibt. Die negative Selbstthematization wird deutlich, wenn etwa der Projektleiter der Neukonzeption erklärt, was das Leitmuseum nun *nicht mehr* ist:

»Das Militärhistorische Museum wird ein Museum ohne Pathos sein, das sich bemüht geschichtliche Besinnung mit kritischer Auseinandersetzung und Wertung zu verbinden. Es wird weniger ein Haus der Sinnstiftung als der Denkstiftung werden. [...]. Der bauliche Gesamtkomplex ist als kritisch codierte Architektur zu lesen.«<sup>53</sup>

Das Bild, welches die Bundeswehr in ihrem Leitmuseum von sich zeichnet, entsteht als Negativ der Vergangenheit und durch die Kontrastierung mit ehemaligen Militärmuseen. Der Anspruch, zur kritischen Reflexion über den Krieg anzuregen, bildet den größtmöglichen Kontrast zur euphorisierenden Darstellungen des Krieges vergangener Zeiten, in denen »kritische Reflexionen auf die selbstgewählte Perspektive keinen Platz [hatten].«<sup>54</sup> Was die Bundeswehr heute ist, wird artikuliert, indem gesagt wird, was das deutsche Militär nicht mehr ist. Nicht mehr die heroische Sinnstiftung in »schimmernder Wehr«<sup>55</sup>, sondern



↑ Abb. 1  
Das Militärhistorische Museum nach der Umgestaltung im Jahr 2011. Der mit Lamellen aus Edelstahl verkleidete Keil durchtrennt den Altbau geschossübergreifend. Die Symmetrie der Gesamtanlage wird dadurch gestört. Die neue Asymmetrie setzt sich auch in der Wegführung im Vorfeld des Gebäudes fort.





↑ Abb. 2  
Das Arsenalhauptgebäude um 1897. Die Kontrastierung wird in den Publikationen des Museums auch visuell inszeniert. Die asymmetrische Neugestaltung wird durch die strenge Symmetrie der militärischen Formation der Vergangenheit kontrastiert.



»geschichtliche Besinnung mit kritischer Auseinandersetzung« bilden den normativen Kern des Selbstbildes. Wie mit dem Credo ›Denkstiftung statt Sinnstiftung‹ deutlich wird, tritt an die Stelle heroischer Selbstvergewisserung nunmehr postheroische Selbstvergewisserung.

Jedoch darf nicht übersehen werden, dass auch die redundant eingeforderte kritische Auseinandersetzung (sprich: Denkstiftung) wiederum sinnstiftend wirkt. In der Reformulierung des Traditionserlasses<sup>56</sup> und der Konzeption der Bundeswehr aus dem Jahr 2018 heißt es explizit: »Tradition der Bundeswehr ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.«<sup>57</sup> Auch die amtierende Bundesverteidigungsministerin sieht in der eigenen Geschichte den »zentralen Bezugspunkt unserer Tradition« und den »Mittelpunkt unserer Erinnerungskultur.« Der kritische Umgang mit sich selbst wird so zu einer wichtigen Quelle der Selbstvergewisserung. Denn: »Auf diese Geschichte darf die Bundeswehr unendlich stolz sein! Sie ist sinnstiftend. Sie ist unser Fundament für die Zukunft.«<sup>58</sup>

Das anhaltende Hinterfragen der eigenen Institution dient damit der erneuten Fundierung (»Fundament für die Zukunft«). Die Maxime der kritischen Auseinandersetzung stiftet somit Orientierung und sogar eine entzeitlichte Zukunftsgewissheit (»unendlich stolz«). Der Anspruch der Denkstiftung statt Sinnstiftung wird also erneut identitätspolitisch eingefangen. Dabei sind es nicht mehr die Heldentaten oder militärischen Erfolge der Vergangenheit, an denen das Selbstbild der Bundeswehr festgemacht wird, sondern ein spezifischer Modus der Selbstproblematisierung, der nunmehr »sinnstiftend« ist.

Die historischen Brüche und die dynamischen Veränderungen in Gegenwart und Zukunft können durch eine gleichermaßen im Fluss befindliche Strategie anhaltender Kurskorrekturen integriert werden. Indem die Bereitschaft zum anhaltenden kritischen Hinterfragen als Identitätsressource ausgegeben wird, gelingt, was Helmut Schelsky die Institutionalisierung der Dauerreflexion genannt hat.<sup>59</sup> Auch hier entsteht innerhalb institutionalisierter Diskurse eine Art stereotyper Autokommunikation, durch die neue identitätsbildende Gewissheiten stabilisiert werden können. Auch durch die anhaltende Selbstproblematisierung gelingt eine erneute Bestimmung identitätskonkreter Alleinstellungsmerkmale. Die Konstruktionslogik dieser Form der Identitätsbildung besteht also darin, dass der institutionalisierte Zweifel ein Minimum an Gewissheit stiftet.

## (Post-)Heroismus: Kritische Helden oder heroische Kritik?

Die Distanzierung von der eigenen Vergangenheit und die (anhaltende) Selbst-Befremdung werden schließlich zum Distinktionsmerkmal gegenüber anderen Armeen. Der kritische Umgang mit der eigenen Vergangenheit bildet, dieser Erzählung zufolge, den Wesenskern der eigenen Institution. Die Werte, die reklamiert werden, erscheinen als Reaktion auf die identitätspolitischen Herausforderungen in hohem Maße funktional. Zudem werden die gegenwärtig erforderlichen Werte auch in der Vergangenheit ›wiedergefunden‹. Sie werden traditionalisiert, indem sie historischen Personen der deutschen Militärgeschichte zugeschrieben werden. Die Bundeswehr

konstruiert sich somit die (postheroischen) Helden<sup>60</sup>, die sie in der Gegenwart braucht.

Die nationalräumliche Geschlossenheit, die Reduktion des Krieges auf militärisch-technische Aspekte, die Abwesenheit individueller Leidensgeschichten, die mangelnde Reflexion zivilgesellschaftlicher Auswirkungen und die apologetische Glorifizierung des Krieges früherer Darstellungsformen des Militärischen werden problematisiert,<sup>61</sup> wobei nicht allein nüchtern über die Vergangenheit berichtet wird. Vielmehr wird diese selektiv aufgerufen, um in größtmöglicher Distanzierung davon eine negative Selbstdefinition zu vollziehen. Auch hier steht die Rekonstruktivität des Erinnerns<sup>62</sup> unter dem Erwartungshorizont der Gegenwart und der Zukunft.

Eine exklusiv nationalräumliche Selbstthematizierung erscheint tatsächlich vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Einbettung der Bundeswehr in einem »multinationalen Umfeld« inopportun.<sup>63</sup> Die Betonung zivilgesellschaftlicher Implikationen des Krieges und die Kritik an der militärtechnischen Reduktion des Krieges weisen Ähnlichkeit zum Leitbild des »Staatsbürgers in Uniform«<sup>64</sup> auf und werden damit der zivilgesellschaftlichen Anbindung der Bundeswehr gerecht. Auch die multiperspektivische Darstellung der »Vielfalt der Wirklichkeit«<sup>65</sup> und die Betonung des »Prinzips der Vielperspektivität«<sup>66</sup>, welches die gesamte Ausstellung durchzieht, wirken wie eine Antwort auf die zuvor dargestellten Herausforderungen der Sozialintegration in der »pluralistischen Gesellschaft«. Das Bild, welches die Bundeswehr in ihrem Leitmuseum von sich zeichnet, weist also ein starkes Passverhältnis mit den in den offiziellen Dokumenten problematisierten historischen und sozialen Bedingungen der Traditionsbildung auf. Die selektive Abgrenzung von der Vergangenheit muss damit (auch) als Beantwortungsversuch der gegenwärtigen identitätspolitischen Herausforderungen verstanden werden.

Die Ansprüche, ein »Museum ohne Pathos«<sup>67</sup> zu sein und ein »heroisiertes Militärbild«<sup>68</sup> zu überwinden, bilden eine typische postheroische Form der Selbstbeschreibung. Da Ulrich Bröckling unter postheroischen Narrativen nicht die Abwesenheit des Heroischen, sondern gerade das »Problematisch- und Reflexivwerden« klassischer Heroismen versteht<sup>69</sup>, bildet die Selbstdarstellung der Bundeswehr einen postheroischen Identitätsdiskurs in diesem Sinne. Versteht man unter heroischen Figuren Sinnbilder gesellschaftlicher Werteordnungen<sup>70</sup>, so ist es nicht verwunderlich, dass die Bundeswehr die alten Heroen der deutschen Militärgeschichte ausgemustert hat. Dies bedeutet aber auch, dass die Bundeswehr neue Helden rekrutiert, die zu ihrem gegenwärtigen Anforderungsprofil passen. Die anhaltende Selbst-Negation führt nicht dazu, dass sinnstiftende und identitätsstabilisierende Gewissheiten nicht mehr konstruiert werden können. Ebenso führt die Problematisierungen vergangener Heroismen nicht zur Abwesenheit neuer und komplexerer Heldenfiguren, die dem gegenwärtigen Wertekanon der Bundeswehr gerecht werden.

Es sind vor allem historische Personen, die mit Wandel und Veränderung assoziiert werden, wie etwa die preußischen Heeresreformer, die Bürgersoldaten der Revolution 1848/49 sowie die Verschwörer der Gruppe des 20. Juli 1944, die nun in

der Traditionsbildung der Bundeswehr eine zentrale Rolle einnehmen.<sup>71</sup> Nicht zufällig wurde die Bundeswehr am 12. November 1955 – dem 200. Geburtstag des preußischen Heeresreformers Scharnhorst – gegründet. Indem man an Scharnhorsts Leitbild des »Staatsbürgers in Uniform« und seinen Reformgeist appellierte, konnte man sowohl die zivilgesellschaftliche Einbettung der Bundeswehr als auch das »Reformkonzept«<sup>72</sup> der Inneren Führung historisch legitimieren. Historische Legitimität *und* die gleichzeitige Abgrenzung von der unmittelbaren Vergangenheit konnten erlangt werden, indem man die Reformbereitschaft in einer älteren Vergangenheit »wiederentdeckte«. Veränderungswille und die Fähigkeit zum kritischen Hinterfragen bestehender Strukturen werden in der Geschichte des deutschen Militärs beschworen, wodurch eine Tradition des Traditionsbruchs konstruiert wird.

Dies betrifft insbesondere das ehrende Gedenken an die Verschwörer des 20. Juli 1944. Dabei wird deutlich, dass sich der Wertewandel einer Gesellschaft gerade in der Transformation ihrer Heldenfiguren zu erkennen gibt.<sup>73</sup> In der frühen Bundesrepublik oftmals als Vaterlandsverräter geschmäht, kreuzen sich heute am Olbrichtplatz vor dem Militärhistorischen Museum der Bundeswehr die Stauffenbergallee und die Osterstraße. Mit Friedrich Olbricht, Hans Oster und dem Grafen von Stauffenberg werden zwar hochrangige Angehörige der Wehrmacht geehrt, deren Auflehnung gegen Hitler gilt jedoch als Beleg für ihre moralische Integrität. Wie Scharnhorst erfüllen auch diese zentralen Figuren der Traditionsbildung der Bundeswehr die Doppelfunktion der Abgrenzung und Verbindung. Wie Eike Geisel hellseherhaft analysierte, erfüllen sie damit die wichtige (aber zweifelhafte) Rolle eines »moralischen Bindegliedes«<sup>74</sup>, da sie als integrale Repräsentanten eines »anderen Deutschlands« zwischen 1933 und 1945 angesehen werden. Mit der Betonung ihrer Opferbereitschaft und dem appellativen Charakter ihrer Tat, womit ihre Vorbildfunktion unterstrichen wird, werden zudem typische Attribute klassischer Heroismen aufgerufen.<sup>75</sup> Inwiefern es sich bei den postheroischen Heldenfiguren der Bundeswehr nicht vielleicht doch um kritische Helden handelt, kann an dieser Stelle nicht vertieft werden. Wichtiger ist, dass gerade deren kritischer Widerspruch heroisiert wird. Mit anderen Worten: Auch die Bundeswehr konstruiert sich die Helden, die sie braucht.

## Identität durch iterative Nicht-Identität

Vor diesem Hintergrund wird die Funktionalität dieser postheroischen Identitätspolitik erkennbar, die endgültige Festlegungen meidet und sich durch ihre Unbestimmtheit die notwendigen Optionen anhaltender Kurskorrekturen offenhält. Diese Unbestimmtheit erhält vor dem Hintergrund der identitätspolitischen Herausforderungen ihre spezifische Rationalität. Aufgrund des zentralen Wertes der anhaltenden Adaptionmöglichkeiten, kann das Selbstbild der Bundeswehr als eine inkrementelle Form der Identitätsbildung beschrieben werden.

Im Kontext komplexer Planungsentscheidungen konnte der Organisationssoziologe Charles Lindblom zeigen, dass anstatt endgültiger Festlegungen, womit dauerhafte Fehlentscheidungen

riskiert werden, eher eine näherungsweise Entscheidungsfindung durch eine »succession of incremental changes« funktional wird.<sup>76</sup> Sich nicht festzulegen, ist also gerade kein Manko, sondern wird den Anforderungen komplexer Entscheidungssituationen gerecht. Diese inkrementelle Form der Entscheidungsfindung, die Lindblom als eine (durchaus anspruchsvolle) Technik des »Sich-Durchwurstelns« (Muddling Through) bezeichnet<sup>77</sup>, weist eine Parallele zum Prozess anhaltender Kurskorrektur und institutionalisierter Selbstproblematik im Identitätsdiskurs der Bundeswehr auf. An die Arbeiten Lindbloms anknüpfend konnte auch Uwe Schimank im Kontext lebensgeschichtlicher Erzählungen eine Form der Selbstbeschreibung analysieren, in denen es den Befragten trotz biografischer Brüche gelang, eine kohärente Lebensgeschichte zu erzählen. Sprich: sich selbst eine Identität zu geben. Es gelang, die einzelnen Lebensepisoden mittels einer *prozesshaften* Vermittlungsleistung zusammenzufassen, die Schimank »biographischen Inkrementalismus« nennt.<sup>78</sup>

Lebensgeschichtliche Einheit wird nunmehr also – wie die Tradition der Traditionsbrüche der Bundeswehr – prozessual hergestellt. »Die Einheit inkrementalistischer Prozesse konstituiert sich vielmehr daraus, dass diese immer wieder in Form bestimmter Negationen auf sich selbst als problembehaftet reagieren.«<sup>79</sup> Die Konstruktion dieser prozessualen Einheit folgt dann dem Muster: »Ich weiß niemals, was ich will – doch ich weiß wenigstens immer wieder, was ich nicht will.«<sup>80</sup>

Unter dem Eindruck historischer Brüche und einer ungewissen Zukunft stellt auch die Verstetigung fortgesetzter Selbst-Negation, wie sie in der Traditionsbildung der Bundeswehr aufgezeigt wurde, eine inkrementelle Form der Identitätskonstruktion dar. Gerade der von Schimank beschriebene Prozess einer »iterativen Problemverschiebung«<sup>81</sup> bildet den Plot dieses Identitätsdiskurses. Auch hier gilt: *Nie (oder nur sehr eingeschränkt) kann artikuliert werden, wie die Bundeswehr ist, weshalb immer wieder gesagt werden muss, wie sie nicht (mehr) sein darf.*

Identität kann also nur noch als eine Kette fortgesetzter Selbst-Negation konstruiert werden, was vor dem Hintergrund »[sich] ständig wandelnder technischer und taktischer, politischer und gesellschaftlicher Gegebenheiten«<sup>82</sup> durchaus funktional erscheint. Im Sinne einer »dauerhaften Übergangslösung«<sup>83</sup> gelingt es allerdings, diese Dauernegation wiederum in eine stereotype Form der Selbstbeschreibung zu überführen. Werte wie Weiterentwicklung, Hinterfragen, Multiperspektive, Selbstreflexion und die kritische Auseinandersetzung erlauben die von Schimank beschriebene Konstruktion einer »prozessualen Einheit«. Dies bedeutet, dass durch die Institutionalisierung der Dauernegation und der Tradition des Traditionsbruchs die Bundeswehr ihre Identität durch einen Prozess iterativer Nicht-Identität gewinnt.

Mit dieser inkrementellen Form der Identitätsbildung gelingt es, im Angesicht postfundamentalistischer Ungewissheitsgewissheit<sup>84</sup> auf die dynamischen Veränderungen der Gegenwart zu reagieren. Sie geht nicht (nur) aus der Vergangenheit hervor, sondern ergibt sich (auch) aus den spezifischen Anforderungen der Gegenwart. Nicht mehr die Anrufung »zeitloser soldatischer Tugenden«<sup>85</sup> wie Ehre, Treue, Pflichterfüllung, sondern typische Werte »postheroischer Politik«<sup>86</sup> wie Wandlungsfähigkeit, Reflexivität und (Selbst-)Kritik erhalten nun zentrale Bedeutung. Die Umstellung des Wertekanons wird zudem in der Architektur und durch die spezifischen diskursiven Bedeutungszuschreibungen, die sie erfährt, verräumlicht. Es zeigt sich allerdings auch, dass der Anspruch, ein »Museum ohne Pathos«<sup>87</sup> zu sein, durch neue Formen postheroischer Pathosformeln teilweise unterlaufen wird.

Laut Martin Sabrow bildet die Verschiebung von der Heroisierung zur Viktimisierung eines der Grundmuster postheroischer Gedächtnisgesellschaft<sup>88</sup> und eine zentrale Pathosformel unserer Zeit.<sup>89</sup> Wie Reinhart Koselleck bereits in den 1970er Jahren zeigen konnte, betrifft dies auch die materielle Formensprache der Erinnerungskultur. Die Ikonologie von Kriegsdenkmalen bietet nunmehr keine eindeutigen Antworten, sondern wirft anhaltend neue und *kritische* Fragen auf.<sup>90</sup> Der Keil im Leitmuseum der Bundeswehr verkörpert diesen Aspekt nachgerade idealtypisch. Es konnte aber zudem gezeigt werden, dass die Dynamisierung der Traditionsbildung auch die zeitliche Dimension der neuen Pathosformeln postheroischer Heroik erfasst. Peter Springer zufolge ist es gerade die über Jahrhunderte dominante »Rhetorik der Standhaftigkeit«<sup>91</sup>, die nun in Frage gestellt wird. An ihre Stelle treten die monumentale inszenierte Zäsur und das Pathos des Epochenbruchs. Ebenso wichtig ist aber, dass durch die Betonung anhaltender Neuperspektivierung die Adaption an das dynamische Zeitregime der Spätmoderne<sup>92</sup> gelingt. An die Stelle der Rhetorik der Standhaftigkeit tritt nun eine Rhetorik der inkrementellen Verstetigung.

Bernhard Giesen hat argumentiert, dass in den Gegenwartsgesellschaften des Westens die Konstruktionslogik kollektiver Identitäten ihren Fokus vom Triumph zum Trauma verlagert.<sup>93</sup> Die identitätspolitische Vereinnahmung der Kritik als Ressource des Selbst und als Distinktionsmerkmal von Anderen bildet ebendies ab. Der indische Historiker Dipesh Chakrabarty hat diese »Mischung aus Geschichte und Gedächtnis« als ein neues identitätspolitisches Paradigma der »historischen Wunden« bezeichnet.<sup>94</sup> Statt der Heroisierung der Vergangenheit dienen nun »politische Rituale der Reue«<sup>95</sup> und die Anerkennung historischer Schuld der politischen Integration. Hierin besteht also ein potenzieller Kipppunkt zwischen kritischer Historiographie und fundierender Mythenbildung. Oder kulturkritisch gesprochen: zwischen Aufklärung und Mythos.<sup>96</sup> Doch die kulturpessimistische Dramatisierung wird den ernsthaften Bemühungen um eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ebenso wenig gerecht, wie die Vorstellung, dass diese allein das Resultat eines moralischen Fortschritts wäre. Was Chakrabartys Analyse so hellsichtig macht ist, dass – wie am Beispiel der Bundeswehr gesehen – das »Bewusstsein für

historische Wunden nicht aus der Geschichtsschreibung heraus entstanden [ist], sondern aus einer *multikulturellen* Politik der Anerkennung.«<sup>97</sup>

Wie gezeigt werden konnte, steht auch die opferfokussierte Identitätskonstruktion unter dem Erwartungshorizont der Gegenwart und der Zukunft und reagiert insbesondere auf *gegenwärtige* Probleme der Sozialintegration. Implizit ist damit gesagt, dass Formen inkrementeller Identität möglicherweise auch in anderen Zusammenhängen nachweisbar sind. Die (Identitäts-)Diskurse der Reue, wie sie etwa im Kontext der Verbrechen gegen die indigene Bevölkerung Kanadas oder des Apartheidsregimes in Südafrika geführt werden, weisen der kritischen Auseinandersetzung ebenfalls einen zentralen Stellenwert zu. Etwa durch die Installierung von Truth and Reconciliation Commissions, gelingt auch hier die Institutionalisierung kritischer Selbstreflexion, wodurch erneut Identität begründet werden kann. Die stereotype Autokommunikation, die so entsteht, entspricht einem angemessenen Modus der Identitätsbildung in funktional differenzierten Gesellschaften, die strukturell auf die Anerkennung von Differenz angewiesen sind; sowohl im diachronen Wandel als auch im synchronen Nebeneinander unterschiedlicher kultureller Wissensbestände. Die Funktionalität und Verheißung dieser Identitätsdiskurse bestehen dann darin, dass sie ihre Konstanz durch *anhaltende* Kurskorrekturen erlangen und Stabilität durch eine endlose Kette *kontrollierter* Destabilisierungen.

- 1 Dieser Aufsatz basiert auf Ergebnissen meiner Dissertation »Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit« (Kibel 2021), in der ich anhand des Neuen Museums Berlin und des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden verschiedene Modi der Identitätskonstruktion idealtypisch rekonstruiere. Die Thematisierung der postheroischen Heroik stellt jedoch eine neue Akzentuierung dar.
- 2 Schimank 2002, S. 244.
- 3 BMVg 2018a, 2; 2018b, S. 13.
- 4 BMVg 1982; 2018a; 2018b.
- 5 BMVg 2008.
- 6 Bröckling 2020, 13; s.a. von den Hoff et al. 2013.
- 7 Vgl. Bröckling 2020, S. 10, S. 28.
- 8 Pieken/Rogg, 2011, S. 189.
- 9 Keller 2011, S. 240ff.
- 10 Sabrow 2012, S. 39 – 42.
- 11 Sebald/Weyand 2011.
- 12 Prüfert 2005.
- 13 Abenheim 1989.
- 14 Himmeroder Denkschrift 1950, zitiert nach Rautenberg/Wiggershaus 1985.
- 15 Bald 2005, S. 179.
- 16 Vgl. Bald 2005.
- 17 Bald 2005, S. 179.
- 18 Ebd.
- 19 Konzeptgruppe/Expertenkommission 2003.
- 20 BMVg 2008.
- 21 BMVg 1982, Art. 1.
- 22 BMVg 1982, Art. 6.
- 23 Himmeroder Denkschrift 1950, zitiert nach Rautenberg/Wiggershaus 1985, S. 185.
- 24 BMVg 2008, Art. 105.
- 25 BMVg 2008, Art. 313.
- 26 BMVg 1982, Art. 1.
- 27 Sebald/Weyand 2011.
- 28 BMVg 1982, Art. 3.
- 29 BMVg 1982, Art. 19.
- 30 BMVg 2008, S. 34; 2018a, S. 2; 2018b, S. 13.
- 31 BMVg 2008, Art. 108.
- 32 Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages 2017, S. 4.
- 33 Von der Leyen 2018, S. 2.
- 34 Vgl. Marchart 2012.
- 35 BMVg 2008, Art. 20.
- 36 BMVg 2018a, S. 2; 2018b, S. 13.
- 37 Lisewski 1997, S. 11.
- 38 Rogg 2011, S. 7.
- 39 Gräfe 2012, S. 22 – 24.
- 40 Kunz 2003, S. 7.
- 41 BMVg 1994.
- 42 Kraus 2011.
- 43 Rauchensteiner 2011, S. 11.
- 44 Ebd., S. 14.
- 45 Pieken 2010, 7.
- 46 Ebd., 6.
- 47 Libeskind 2013.
- 48 Vgl. Pieken 2011; Libeskind 2013.
- 49 Pieken 2011, S. 17.
- 50 Pieken 2010, S. 6.
- 51 Delitz 2010.
- 52 Assmann 2016, S. 49–51.
- 53 Pieken 2010, S. 7.
- 54 Ebd., S. 6.
- 55 Rogg 2011, S. 8.
- 56 BMVg 2018a, S. 7.
- 57 BMVg 2018b, S. 14.
- 58 von der Leyen 2018, S. 3–4.
- 59 Schelsky 1957.
- 60 Bröckling 2020.
- 61 Vgl. Pieken 2011, S. 21.
- 62 Halbwachs 1985.
- 63 BMVg 2008, Art. 634.
- 64 BMVg 2008, Art. 301.
- 65 Pieken 2011, S. 24.
- 66 Ebd., S. 27.
- 67 Pieken 2010, S. 7.
- 68 Rogg 2011, S. 8.
- 69 Bröckling 2020, S. 10.
- 70 Ebd., S. 28.
- 71 Pieken/Rogg 2011, S. 189.
- 72 BMVg 2008, Art. 205.
- 73 Giesen 2010, S. 67–87.
- 74 Geisel 2015.
- 75 Von den Hoff et al. 2013.
- 76 Lindblom 1959, S. 86.
- 77 Ebd., S. 79.
- 78 Schimank 2002, S. 244.
- 79 Ebd.
- 80 Ebd., S. 245.
- 81 Ebd., S. 244.
- 82 BMVg 1982, Art. 19.
- 83 Schimank 2002, S. 84.
- 84 Marchart 2015, S. 26–31.
- 85 Pieken Rogg 2011, S. 171.
- 86 Schimank 2011.
- 87 Pieken 2010, S. 7.
- 88 Sabrow 2013, S. 314.
- 89 Sabrow 2012, S. 39–42.
- 90 Koselleck 1979, S. 274.
- 91 Springer 2009.
- 92 Rosa 2005.
- 93 Giesen 2016.
- 94 Chakrabarty 2007, zitiert nach Assmann 2016, S. 170, S. 173.
- 95 Assmann 2016, S. 165.
- 96 Adorno/Horkheimer 2001.
- 97 Assmann 2016, S. 171, Hervorhebung d. A.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Adorno/Horkheimer 2001  
Adorno, T. W./Horkheimer, M.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt am Main 2001.
- Abenheim 1989  
Abenheim, D.: Bundeswehr und Tradition. Die Suche nach dem gültigen Erbe des deutschen Soldaten, München/Oldenbourg 1989.
- Assmann 2016  
Assmann, A.: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München 2016.
- Bald 2005  
Bald, D.: Die gesplante Ausrichtung der Bundeswehr. Oder: warum sich die Bundeswehr mit der »Inneren Führung« seit 1950 schwer tut, in: Sicherheit und Frieden – Security and Peace (23/4) 2005, S. 177–179.
- Bröckling 2020:  
Bröckling, U.: Postheroische Helden. Ein Zeitbild, Berlin 2020.
- BMVg 1982  
Bundesministerium der Verteidigung: Traditionserlass der Bundeswehr. Richtlinien zum Traditionsverständnis und zur Traditionspflege in der Bundeswehr, 1982, verfügbar unter: [www.helmut-lent.de/wp-content/uploads/2018/01/Traditionserlass-von-1982.pdf](http://www.helmut-lent.de/wp-content/uploads/2018/01/Traditionserlass-von-1982.pdf) [17.04.2020].
- BMVg 1994  
Bundesministerium der Verteidigung: Konzeption für das Museumswesen in der Bundeswehr, Bonn 1994.
- BMVg 2008  
Bundesministerium der Verteidigung: Innere Führung – Selbstverständnis und Führungskultur. Zentrale Dienstvorschrift, 2008, verfügbar unter: [www.bmvg.de/resource/blob/14258/a0c22992bc053f873c402c8aaf2cfa88/b-01-02-02-download-data.pdf](http://www.bmvg.de/resource/blob/14258/a0c22992bc053f873c402c8aaf2cfa88/b-01-02-02-download-data.pdf) [17.04.2020].
- BMVg 2018a  
Bundesministerium der Verteidigung: Die Tradition der Bundeswehr. Richtlinien zum Traditionsverständnis und zur Traditionspflege, 2018a, verfügbar unter: [www.bmvg.de/resource/blob/23234/6a93123bc919584d48e-16c45a5d52c10/20180328-die-tradition-der-bundeswehr-data.pdf](http://www.bmvg.de/resource/blob/23234/6a93123bc919584d48e-16c45a5d52c10/20180328-die-tradition-der-bundeswehr-data.pdf) [17.04.2020].
- BMVg 2018b  
Bundesministerium der Verteidigung: Konzeption der Bundeswehr, 2018b, verfügbar unter: [www.bmvg.de/resource/blob/26544/9ceddf-6df2f48ca87aa0c3ce2826348d/20180731-konzeption-der-bundeswehr-data.pdf](http://www.bmvg.de/resource/blob/26544/9ceddf-6df2f48ca87aa0c3ce2826348d/20180731-konzeption-der-bundeswehr-data.pdf) [29.07.2020].
- Chakrabarty 2007  
Chakrabarty, D.: History and the Politics of Recognition, in: Jenkins, K./ Morgan, S./ Munslow, A. (Hg.): Manifestos for history, London 2007, S. 77–87.
- Delitz 2010  
Delitz, H.: Parasitäre Strategien der De-Konstruktion. Eine architektursoziologische Skizze, in: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* (38) 2010, S. 28–32.
- Von den Hoff et al. 2013  
Von den Hoff, R./Asch, R. G./Aurnhammer, A./Bröckling, U./Korte, B./Leonhardt, J./Studt, B.: Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne, Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948, in: *helden.heroes.héros* (1/1) 2013, S. 7–14.
- Geisel 2015:  
Geisel, E.: Runder Tisch mit Eichmann. Über den kleinen Unterschied zwischen dem wandernden Deutschland« und der zivilisierten Welt, in: Geisel, E. (Hg.): Die Wiedergutwerdung der Deutschen. Essays & Polemiken, Berlin 2015, S. 21–31.
- Giesen 2016  
Giesen, B.: Triumph and Trauma, London 2016.
- Giesen 2010  
Giesen, B.: Zwischenlagen. Das Außerordentliche als Grund der sozialen Wirklichkeit, Velbrück 2010.
- Gräfe 2012  
Gräfe, R.: Die Entstehung und Entwicklung der Albertstadt (1873-1918). Ein geschichtlicher Abriss, in: *Dresdner Hefte, Beiträge zur Kulturgeschichte. Dresden als Garnisonstadt* (53/16) 2012, S. 22–30.
- Halbwachs 1985 [1925]  
Halbwachs, M.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt am Main 1985 [1925].
- Keller 2011  
Keller, R.: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden 2011.
- Kibel 2021  
Kibel, J.: Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit. Kollektivierungsdiskurse und ihre Codes der Verräumlichung, Bielefeld 2021, verfügbar unter: [www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5429-5/hoffnung-auf-eine-bessere-vergangenheit/?number=978-3-8394-5429-9](http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5429-5/hoffnung-auf-eine-bessere-vergangenheit/?number=978-3-8394-5429-9)
- Konzeptgruppe/Expertenkommission 2003  
Konzeptgruppe/Expertenkommission: Das Militärhistorische Museum Dresden 2006. (Konzeption), in: Scheerer, T. E. (Hg.): Militärhistorisches Museum der Bundeswehr in Dresden. Arsenal und Museum. Vergangenheit Gegenwart Zukunft, Dresden 2003, S. 28–47.
- Koselleck 1969  
Koselleck, R.: Kriegerdenkmale als Sinnstiftungen der Überlebenden, in: Marquard, O./Stierle, K. (Hg.): Identität. Poetik und Hermeneutik, München 1969, S. 255–276.
- Kraus 2011  
Kraus, H.: Die Organisation der Neukonzeption des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr, in: Picken, G./Rogg, M. (Hg.): Militärhistorisches Museum der Bundeswehr. Ausstellung und Architektur, Dresden 2011, S. 40–47.
- Kunz 2003  
Kunz, M.: Ein Stück von Sachsens Glanz. Das Arsenal in der Dresdner Albertstadt, in: Scheerer, T. E. (Hg.): Militärhistorisches Museum der Bundeswehr in Dresden. Arsenal und Museum. Vergangenheit Gegenwart Zukunft, Dresden 2003, S. 5–16.
- Von der Leyen 2018  
Von der Leyen, U.: Rede der Bundesministerin der Verteidigung. Anlässlich der Umbenennung der »Emmich-Cambrai-Kaserne« in »Hauptfeldwebel-Lagenstein-Kaserne«, 2018, verfügbar unter: [www.bmvg.de/resource/blob/23252/938d7cafd2565c4803b12d1d92c846b9/20180328-rede-der-verteidigungsministerin-in-hannover-data.pdf](http://www.bmvg.de/resource/blob/23252/938d7cafd2565c4803b12d1d92c846b9/20180328-rede-der-verteidigungsministerin-in-hannover-data.pdf) [17.04.2020].
- Libeskind 2013  
Libeskind, D.: Architect and architecture. Daniel Libeskind in conversation with Gorch Picken, in: Picken, G. (Hg.): 40,1°. Militärhistorisches Museum Dresden. Architecture, Dresden 2013, S. 14–24.

- Lindblom 1959:  
Lindblom, C. E.: The Science of »Muddling Through«, in *Public Administration Review* (19/2) 1959, S. 79–88.
- Lisewski 1997:  
Lisewski, E. A.: Von der Arsenalammlung zum Königlich Sächsischen Armeemuseum 1897 bis 1918. Die Anfangsjahre des Sächsischen Armeemuseums, Dresden 1997.
- Marchart 2013  
Marchart, O.: Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft, Berlin 2013.
- Picken 2010  
Picken, G.: Militärgeschichte ausstellen. Die Neukonzeption des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden, in: *Museumsblätter Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg* (16) 2010, S. 6–9.
- Picken 2011  
Picken, G.: Inhalt und Raum. Neukonzeption und Neubau des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr, in: Picken, G./Rogg, M. (Hg.), *Militärhistorisches Museum der Bundeswehr. Ausstellung und Architektur*, Dresden 2011, S. 16–40.
- Picken 2013  
Picken, G.: 40,1°. Architecture, Dresden 2013
- Picken/Rogg 2011:  
Picken, G./Rogg, M. (Hg.): Das Militärhistorische Museum der Bundeswehr. Ausstellungsführer, Dresden 2011.
- Prüfert 2005  
Prüfert, A. D.: Editorial, in: *Sicherheit und Frieden – Security and Peace* (23/4) 2005, S. 2.
- Rauchensteiner 2011  
Rauchensteiner, M.: Von Beiräten, Hofräten und anderen Menschen, in: Picken, G./Rogg, M. (Hg.): *Militärhistorisches Museum der Bundeswehr. Ausstellung und Architektur*, Dresden 2011, S. 10–15.
- Rautenberg/Wiggershaus 1985  
Rautenberg, H.-J./Wiggershaus, N.: Die »Himmeroder Denkschrift« vom Oktober 1950. Politische und militärische Überlegungen für einen Beitrag der Bundesrepublik Deutschland zur westeuropäischen Verteidigung, Karlsruhe 1985.
- Rogg 2011  
Rogg, M.: Der historische Ort, in: Picken, G./Rogg, M. (Hg.): *Das Militärhistorische Museum der Bundeswehr. Ausstellungsführer*, Dresden 2011, S. 7–13.
- Rosa 2005  
Rosa, H.: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main 2005.
- Sabrow 2012  
Sabrow, M.: Held und Opfer. Zum Subjektwandel deutscher Vergangenheitsverständigung im 20. Jahrhundert, in: Frölich, M./Jureit, U./Schneider, C. (Hg.): *Das Unbehagen an der Erinnerung. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*, Frankfurt am Main 2012, S. 37–54.
- Sabrow 2013  
Sabrow, M.: »Die postheroische Gedächtnisgesellschaft. Bauformen des historischen Erzählens«, in: François, E./Konczal, K./Traba, R./Troebst, S. (Hg.): *Geschichtspolitik in Europa seit 1989. Deutschland, Frankreich und Polen im internationalen Vergleich*, Göttingen 2013, S. 311–316.
- Schelsky 1957  
Schelsky, H.: Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar? Zum Thema einer modernen Religionssoziologie, in: *Zeitschrift für Evangelische Ethik* (1/1) 1957, S. 153–174.
- Schimank 2002  
Schimank, U.: Das zwiespältige Individuum. Zum Person-Gesellschaft-Arrangement der Moderne, Wiesbaden 2002.
- Schimank 2011  
Schimank, U.: Nur noch Coping. Eine Skizze postheroischer Politik, in: *Zeitschrift für Politikwissenschaft* (21) 2011, S. 455–463.
- Sebald/Weyand 2011  
Sebald, G./Weyand, J.: Zur Formierung sozialer Gedächtnisse. On the Formation of Social Memory, in: *Zeitschrift für Soziologie* (40/3) 2011, S. 174–189.
- Springer 2009  
Springer, P.: Rhetorik der Standhaftigkeit. Monument und Sockel nach dem Ende des traditionellen Denkmals, in: ders. (Hg.): *Denkmal und Gedenkmal*, Bremen 2009, S. 245–296.
- Wissenschaftl. Dienste des Deutschen Bundestages 2017  
*Wissenschaftl. Dienste des Deutschen Bundestages 2017. Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages: Die Konzeption der »Inneren Führung« der Bundeswehr. Entstehungsgeschichte – Inhalte – Herausforderungen, 2017, verfügbar unter: [www.bundestag.de/resource/blob/513082/da-6d3a256102e8fd1325d0c580981561/WD-2-041-17-pdf-data.pdf](http://www.bundestag.de/resource/blob/513082/da-6d3a256102e8fd1325d0c580981561/WD-2-041-17-pdf-data.pdf) [28.08.2020].*

#### ABBILDUNGSVERZEICHNIS:

- Abb. 1 © Sandstein Verlag, Militärhistorisches Museum der Bundeswehr / Quelle: Picken 2013, 2–3 / Foto: Nick Hufton.
- Abb. 2 © Sandstein Verlag, Militärhistorisches Museum der Bundeswehr / Quelle: Picken 2013, 4–5.



# Geschichtsvorstellungen und Raummetaphern

Stabilitätsbehauptungen  
am Beispiel von Museumsdisplays  
in Gambia und Senegal

Claudia Ba

Anhand der Analyse zweier musealer Displays des Initiationsritus Kankurang, der als Immaterielles Kulturerbe der UNESCO eingeschrieben ist, möchte ich im Folgenden erläutern, wie sich in Bildern Geschichtsvorstellungen und Raummetaphern ablesen lassen, die für verschieden stabile Identitätskonstruktionen verwendet werden. Dabei nutze ich den von mir eingeführten Modus der *ikonischen Kohärenz* in Erweiterung des kulturellen Gedächtnisses nach Jan Assmann. Assmann unterscheidet zwischen der rituellen und textuellen Kohärenz, die der Kontinuität von Selbstbehauptungen dienen.<sup>1</sup> Durch den neuen Modus der *ikonischen Kohärenz*<sup>2</sup> kann vom Bild ausgehend der Fokus auf die Kontinuität von Identitätskonstruktionen mittels Bildern gerichtet werden. Bilder sind dabei immer diskursiv eingebettet, also in Sprache und Schrift, und anhand von Bildern ist es möglich zu beschreiben, welche Geschichts- und Raumvorstellungen von Akteur:innen für Stabilitätsbehauptungen ihrer Identitäten wirksam gemacht werden. Vor den Fallanalysen beginne ich mit einer kurzen Einordnung des Begriffs der instabilen Konstruktion und der Frage, inwiefern er zur analytischen Schärfung im Umgang mit visualisiertem Erbe taugt.

Instabile Konstruktion verweist zunächst auf die gebaute Umwelt und die damit verknüpften Wert- und Normvorstellungen. Wenn das Material erodiert, so wird häufig angenommen, so erodieren auch deren symbolischen Verknüpfungen. Mit der Instabilität der gebauten Umwelt gehen daher häufig Narrative des (drohenden) Verlusts einher. Instabilität meint hier eine Bedrohung der Kontinuität durch seinen materiellen Verlust.

In der Auseinandersetzung mit Immateriellem Kulturerbe – Bräuchen, Riten, Tänzen und andere kulturellen Ausdrucksformen – werden instabile Konstruktionen indes oft nicht so eindeutig als eine Bedrohung wahrgenommen, sondern durch den Wandel des Erbes als ko-konstitutiv begriffen. Kulturellen Ausdrucksformen ist meist per se, insbesondere bei Beschreibungen

von Erbeprozessen gemein, dass ein früherer Zustand idealisiert und die Vergänglichkeit des Brauches kritisiert wird. Sich mit dem Immateriellen Kulturerbe zu beschäftigen, setzt gewissermaßen voraus, direkt in eine Wert- und Normendebatte über den Konstruktionszustand des Erbes einzusteigen. Die Akteur:innen, die diese Erbeprozesse aushandeln, beziehen sich häufig auf einen stabileren Originalzustand der Bräuche und Riten in der Vergangenheit. Instabilität ist dabei eine stets mitgedachte Komponente, denn dieser Originalzustand entzieht sich den Akteur:innen in dem Moment, in dem sie ihre kulturellen Ausdrucksformen praktizieren oder diese zu beschreiben versuchen. Im Fortschreiten der Zeit muss also ständig die Instabilität und die damit einhergehende drohende soziale Unbestimmtheit performativ und sprachlich überwunden werden. Eine Möglichkeit Kontinuität herzustellen, stellt daher die Kulturtechnik dar, dass (im Verlust begriffene) Erbe zu speichern und zu bewahren. Die Sektion Immaterielles Kulturerbe der UNESCO hat diese rigide Form des Erbeerhalts gewählt,<sup>3</sup> da Fotodokumentationen als das probate Mittel gesehen werden, mit denen ein vermeintlich originärer Zustand dokumentiert und erhalten werden kann.<sup>4</sup> Dies wurde heftig in den Critical Heritage Studies debattiert, da durch die Visualisierung auf das Erbe direkt Einfluss genommen würde.<sup>5</sup> Ich möchte hingegen in diesem Beitrag herausstellen, dass weniger die Beweisführung, wie sich das Erbe durch die Visualisierungen verändert, von aktuellen Forschungsinteresse sein kann, sondern wie die Akteur:innen eigene raumzeitliche und letztlich soziale Ordnungen mit den Bildern vornehmen.

Die Bilder und die mit ihnen geführten Diskurse ko-konstituieren die Vorstellungen von Erbe und sie zeugen somit von Vorstellungen von Kontinuität. Und Kontinuität hat neben der sozialen immer auch eine raumzeitliche Komponente. Ich wähle daher als Beispiel die Bilder des unter den Schutz des Immateriellen Kulturerbes der UNESCO gestellten Initiationsritus Kankurang, um zu zeigen, wie die Akteur:innen diese raumzeitlichen Konstruktionen vornehmen und dadurch ihre Selbstbehauptungen stabilisieren.

Der Ritus wurde 2008 in die Liste des Immateriellen Kulturerbes der Menschheit eingetragen.<sup>6</sup> Seitdem sind zwei museale Displays in Gambia und Senegal entstanden, die mit Skulpturen, Bildern, Fotografien und kleinen Artefakten ausgestattet sind. Mittels der Analyse der musealen Displays, die ich 2017 und 2018 dokumentiert habe und den über sie geführten Debatten aus Interview- und Medienanalysen kann gezeigt werden, welche unterschiedlichen Geschichts- und Raumvorstellungen die Akteur:innen pflegen, um ihre Vorstellungen über dieses Erbe zu stabilisieren. Wie schon vorweggenommen werden kann, sind dabei die Zeitvorstellungen äußerst konkret, wohingegen der Raum als Metapher dient, in dem sich der Ritus abspielt.

Die durch die musealen Displays erzeugten Stabilitätskonstruktionen bauen dabei auf nationale Einheitserzählung. Die Displays wurden durch die jeweiligen Institutionen – dem National Center for Arts and Culture (NCAC, Gambia) und der Direction du Patrimoine Culturel (DPC, Senegal) – erarbeitet und nicht zuletzt in den Dienst des jeweiligen nationalen Narrativs gestellt. Bei einer genaueren Analyse der Visualisierungen und der über sie geführten Diskurse zeigt sich hingegen, wie

verschiedene Akteur:innen an diesem visuellen Erbeprozessen mitwirken. Dabei lassen sich mitunter divergierende wenn nicht sogar gegenläufige Geschichts- und Raumentwürfe nachzeichnen. Durch diese Bilder werden auch Konstruktionen über ethnische Vergemeinschaftungsprozesse stabilisiert, die in den beiden Ländern eine unterschiedliche Gewichtung haben. Anhand der Bilder kann das Zusammenspiel aus den jeweils als *stabil* bezeichneten Konstruktionen des Erbes und den Sichtweisen auf ›die Anderen‹ aufgezeigt werden.



## Ein visualisierter Initiationsritus als (in)stabile Konstruktion?

Der Fokus der folgenden Betrachtungen liegt auf den lokalen Museen, welche den Kankurang Ritus in Gambia und Senegal zeigen.<sup>7</sup> Die Museen stellen eine Herausforderung für die

Brauchträger dar. Denn, der Kankurang ist ein Initiationsritus der Mandinka und dient dem rituellen Übergang von Jungen ins Mannesalter und darf von Nicht-Initiierten, somit auch von Frauen, nicht betrachtet werden.<sup>8</sup> Die Ethnie der Mandinka bildet dabei im Staatsgebiet Senegal die Minderheits- und in Gambia die Mehrheitsgesellschaft. Da der Kankurang als ein bereits sehr degenerierter Ritus galt, wurde er als Teil der Eigenlogik der Konvention des Immateriellen Kulturerbes zunächst visuell dokumentiert und die Artefakte zur Archivierung genutzt und anschließend mit ihnen das Erbe beworben.<sup>9</sup> Dadurch erhofften sich viele Brauchträger die Stabilisierung des Ritus oder gar die Rückbesinnung aller Brauchausübenden auf dessen Originalzustand. Durch die Praktiken der Unterschutzstellung durch die UNESCO wurden jedoch auch Stimmen der Ältestenräte laut, die behaupteten, der Ritus würde sich nun erst recht unweigerlich verändern.<sup>10</sup> Denn der Ritus müsse eben für Nicht-Beschnittene

und Nicht-Mandinka und Frauen unsichtbar bleiben. Die durch die Bilder geführten Debatten umfassen folglich nicht nur das Recht auf Erbe, sondern auch das Recht, dieses Erbe zu visualisieren und gar zu musealisieren: »Who has the right to present a mask (or a photograph of it) and to turn others into the audience?«<sup>11</sup> Durch die beiden Beitragsstaaten Gambia und Senegal und die UNESCO wird dies nun multimedial durchgeführt und in ihren Rollen als *objektive* Bewahrer legitimiert.

»Confectionner des vidéos sur le Kankurang en étroite collaboration avec les communautés. L'objectif poursuivi est de livrer une documentation objective, loin de clichés, et de promouvoir le Kankurang comme expression culturelle inscrite dans la continuité.«

(»Videos über den Kankurang werden in enger Zusammenarbeit mit den Communities erstellt. Das verfolgte Ziel ist es, eine objektive Dokumentation, weit entfernt von Klischees, zu liefern und den Kankurang als eine kulturelle Ausdrucksform in seiner Kontinuität zu fördern.«) [Ü. d. A.].<sup>12</sup>

Durch die Dokumentation würde eine Form der Kontinuität des Erbes gewährleistet, so die Beitragsstaaten und die UNESCO.

Die Critical Heritage Studies sehen hingegen in den Visualisierungen des Immateriellen Kulturerbes ein Erbe *eigener Ordnung*.

»Display is central to the production of heritage because it gives the endangered or outmoded a second life as an exhibition of itself.«<sup>13</sup> Um diese Debatten aufzugreifen und zu überprüfen, wer denn nun eigentlich was in eine Kontinuität überführt, möchte ich daher das Display untersuchen. Dabei ist mitnichten ausschlaggebend, *ob* der Ritus visualisiert wird, sondern *was* dargestellt wird, *wie* dies unter Einbezug derer, die sich als Mandinka identifizieren, geschieht und welche raumzeitlichen Verständnisse von Erbe und somit von Stabilitätsversprechen sie durch die Displays erzeugen. Interessanterweise beginnt eine Unterscheidung gleich mit der Feststellung, dass in Senegal und Gambia nicht etwa die gleichen Bilder ausgestellt sind, sondern beide Kuratoren-Teams über eigene Bildarchive und Kontakte zu Fotograf:innen verfügen. Die beiden Displays werden daher in vergleichender Perspektive analysiert. Anhand dieser Visualisierungen versuchen die Kuratoren historische Eindeutigkeit und Einheitlichkeit und folglich Stabilität zu vermitteln. Daher möchte ich diese Diskurse mit den Bildern als einen weiteren Modus des kulturellen Gedächtnisses bezeichnen – als *ikonische Kohärenz*. Die *ikonische Kohärenz* verfügt dabei über eine *äußere Dimension* (Display im Museumsbau, Museumsbau im Stadtbezug, usw.) und über *innere Dimensionierungen* (räumliche, zeitliche und soziale Vorstellungen, die sich in den Bildern ablesen lassen).

## Kankurang Museen und die ikonische Kohärenz

Seit den 1980er Jahren wird die Konstruktion von Ethnizität und imaginierten Communities stark diskutiert.<sup>14</sup> Die europäische Debatte hat über die Fachgrenzen der ethnologisch-

anthropologischen Fächer hinaus eine Repräsentationskrise in ihren praktisch ausgerichteten Institutionen mit sich geführt – ethnografische Institute und Archive, National-, Völkerkundebibliotheken und Kunstmuseen stellen unlängst ihren Deutungsanspruch selbst in Frage.

Gleichzeitig lag bislang der Fokus bei den Untersuchungen afrikanischer Erbe-Konstruktionen auf den mündlichen Tradierungen und Mnemotechniken.<sup>15</sup> Bildforschungen über Afrika galten dem Ritual,<sup>16</sup> der Aufbereitung afrikanischer Sammlungen in westlichen Museen,<sup>17</sup> oder der Implementierung von Musealisierungsstrategien in Afrika.<sup>18</sup> Zwar öffnete sich im letzten Jahrzehnt der europäische Diskurs in Bezug auf Kooperationen mit Nationalmuseen Afrikas, als weitestgehend unerforscht gelten jedoch die Perspektiven auf Museumsdisplays, die durch lokale Akteur:innen mitverantwortet werden. Der südafrikanische Historiker Ciraj Rassool stellt fest, dass in Afrika häufiger durch Communitys gestützte Museen diskursiviert werden, während in Europa die Auseinandersetzung mit kolonialer Beutekunst zentral ist.<sup>19</sup>

Die lokalen Community-Museen sind von der Idee getragen, gleichsam durch die Gesellschaften (bottom-up) organisiert zu sein und somit auch deren Selbstverständnissen zu folgen. Länderspezifisch verschieden orchestriert, sind diese Museen in verschiedene Werte- und Legitimitätsverständnisse eingebettet. Es muss daher in die Analyse miteinbezogen werden, wer wann über welches Museum und welche Form der Vergemeinschaftung – und somit auch Funktion der (institutionellen) (De)Stabilisierung – spricht. Dabei liegen den verschiedenen Musealisierungsstrategien in Westafrika auch unterschiedliche Verständnisse epistemologischer Ordnungen zugrunde.<sup>20</sup>

Als primär zu analysierende Quellen der *ikonischen Kohärenz* gelten demnach die Bilder und die mit ihnen geführten Diskurse in Museen. Bilder müssen, wenn sie für Erbe-Konstruktionen und Stabilitätsversprechen relevant gemacht werden, angezeigt (*deixis*) oder erzählt (*Tradierungsvarianz*), also diskursiviert werden – ich spreche daher im Folgenden von Visualisierungen.<sup>21</sup>

In der Analyse der Visualisierungen des Kankurang werden die vielseitigen Deutungen in den Blick genommen. Mittels der bildinterpretativen Methode der Segmentanalyse sowie der Diskursanalyse werden die räumlichen, zeitlichen und sozialen Dimensionen der Visualisierungen herausgearbeitet. Unsichtbares und Unsagbares, die Lücke und Absenz sind dabei gleichermaßen konstitutiv für die Identitätskonstruktionen. Insgesamt zeigt sich, dass das Medium Bild dabei durchaus ambig verhandelt wird. Das Bild eignet sich beispielsweise zur Deutung eines starren, wiederkehrenden Ritus (rituelle Formung) oder als Moment der sich öffnenden Interpretation oder Innovation (textuelle Formung), wenngleich in beiden Fällen über die immer wieder aktualisierte Selbstzuschreibung eine Stabilitätsbehauptung herzustellen versucht wird.<sup>22</sup> Die Ambiguität des Mediums Bild bestimmt ferner, dass beide Stabilisierungen – hier als Teil des starren Ritus, hier der ständigen Re-Interpretation – *gleichzeitig* möglich ist. Beide Modi der rituellen und textuellen Kohärenz des kulturellen Gedächtnisses zielen auf ein Stabilitäts- und Einheitlichkeitskonstrukt ab – denn, das Kollektiv kann sich dadurch als bruchlos erfahren, indem das Erbe immer wieder gleichförmig praktiziert oder ständig neu interpretiert und ausgelegt wird. Das Spektrum der *ikonischen Kohärenz* liegt daher zwischen diesen beiden Modi der Formungen – zwischen der Öffnung und Interpretation bis hin zu absoluter Rigidität und Unveränderlichkeit der raumzeitlichen und sozialen Zusammenhänge.

Die Formungen machen deutlich, welche sozialräumlichen Ein- und Ausschlüsse von den Akteuren vorgenommen werden, welche Bezüge zu Original, Aura und Repräsentation eingenommen und welche retrospektiven oder prospektiven Eigenschaften den Bildern beigemessen werden.



Der Kulturosoziologe und Semiotiker Andreas Schelske, der sich mit dem kulturellen Bildgedächtnis auseinandergesetzt hat, legt hierbei den Fokus auf das Symbol als Moment der Kontinuerung von Identitätskonstruktionen.<sup>23</sup> Für ihn werden Bilder gedächtnistheoretisch relevant, wenn diese eine bildliche Ähnlichkeit aufweisen, dasselbe Ding abbilden. Erst durch das Zusammenspiel repetitiver Symbole kann ein kulturelles Bildgedächtnis erzeugt werden. Mit dieser stabilisierten syntaktischen Regel kann das sich wiederholende Symbol als ein kulturelles Zeichen gelesen werden.<sup>24</sup> Als Beispiel könnte hier die Aufnahme des Kankurang als Totale genannt werden [Abb. 2]. Hier wiederholen sich mehrere symbolische Informationen; z.B., dass der Kankurang in beiden Händen Macheten hält. Diese wiederkehrenden Symbole schreiben sich dabei als kulturelle Zeichen ins kulturelle Bildgedächtnis ein.

Kulturelle Zeichen sind analytisch ein wichtiger Schritt, sich der Syntax der Bildsprache eines Erbes zu nähern. Darauf aufbauend, erlaubt die *ikonische Kohärenz*, die Einbettung kultureller Zeichen in ihren Kontext der Bild- Schrift-Medien im Museum, auf Webseiten usw. und die mir ihnen geführten Diskurse zu untersuchen und auf deren Raum- und Geschichtlichkeitsvorstellungen hin zu befragen.

## Geschichtlichkeitsvorstellungen und Raummetaphern mit den Bildern

Westliche Gedächtnis- und Kulturmodelle über Westafrika stützen sich meist auf zeitliche Beschreibungen des Gedächtnisses als kurzzeitig und an die Mündlichkeit gebunden und nutzen Afrika<sup>25</sup> als Raummetapher. Dieses westliche Geschichtsbewusstsein ist dem akademischen Diskurs in Westafrika jedoch nicht fremd. Beispielweise werden westlichen Institutionen ein Geschichtsbewusstsein im *Kollektivsingular* nach Reinhart Koselleck zugeschrieben<sup>26</sup> oder die Gegenwartsdiagnosen Ulrich Becks über immer größere Spezialisierung, Entfremdung vom eigenen Leben und Familiennukleus oder patchworkartigen Lebensstilen, die in Afrika häufig als Negativfolie der gesellschaftlichen Entwicklung des Globalen Nordens verstanden werden. Afrikanische Institutionen werden hingegen in Europa häufig als ›vormodern‹ temporalisiert.<sup>27</sup>

Mit der Entwicklung postkolonial geprägter Philosophieströmungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden diese dichotomen Institutions- und Gedächtnismodelle hinterfragt. Da in Europa in Reaktion auf die Umwälzungen der Industrialisierung die Retrospektive auf Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit als Entlastungsfunktion diente, wurde Afrika in der europäischen Moderne im Sinne dieser Projektionsfläche als immobil imaginiert und die sich daraus entwickelten Stereotypisierungen halten sich bis heute beharrlich.<sup>28</sup> Doch wie werden Zeit- und Geschichtlichkeitsvorstellungen und Räume durch die gegenwärtigen Museumsdisplays in Gambia und Senegal selbst begriffen?

Dafür muss auch ein Blick auf die Verhältnisse von Medientransfers und Zeitvorstellungen in Westafrika geworfen werden. In diesem Verhältnis zeigt sich, dass häufig für die Neuzeit Europas die Entwicklungen der Druckschrift als Schwellenepoche angeben wird und nicht selten bei der Entwicklung von Gedächtnistheorien auf andere kulturelle Kontexte übertragen wurde.<sup>29</sup> Die daraus abgeleitete Eigenlogik afrikanischer Zeitlichkeitsvorstellungen wurde dabei als rückständig konstruiert.<sup>30</sup> Welches Verhältnis von Medien und Zeitvorstellungen müssen demnach in den Fokus gerückt werden, um ein zeitgemäßes Verständnis von Gedächtnisprozessen in Gesellschaften Westafrikas zu gewinnen?

## Plurale Geschichtlichkeitsvorstellungen

Um die Strukturmerkmale westafrikanischer Gesellschaften zu begreifen, muss also das Zusammenspiel von Mündlichkeit und Visualität in den Fokus gestellt werden: Insbesondere durch die massenhafte Verbreitung von Bildern durch neue digitale Kommunikationsmedien, stellen Visualisierungen längst ein Strukturmerkmal von Gesellschaften in Westafrika dar. Dies spiegelt sich auch in der visuellen Diskursanalyse der beiden musealen Displays wider – dem *Espace Kankourang* in Mbour, Senegal und dem *Kankurang Documentation Center* in Janjanbureh, Gambia.

Der *Espace Kankourang* war als Display lediglich zwischen 2010 und 2014 in einer Privatschule zu sehen, deren Raum dann wieder als Unterrichtsraum umgewandelt wurde. Bislang scheiterten alle Unternehmungen ein neues Museum zu errichten.



Die Debatte in Mbour dreht sich dabei darum, ob ein der Gemeinde zugewiesenes Stück Land tatsächlich für die Errichtung eines Museumsbaus genutzt werden soll oder die mandinkische Gemeinde stattdessen ein weiteres Seklusionshaus für die Jungen nach ihrer Beschneidung einrichten könnte, was direkt in den Initiationsritus eingebunden wäre. Der ehemalige Kurator, Sadibou Dabo, drängt auf einen Museumsbau, welcher eine Vermittlungsfunktion einnehmen könnte zwischen den Mandinka und den anderen ethnischen Gruppen von Mbour. Vermittlung, so argumentiert er, sei zunehmend notwendig geworden, da das Blätterfest (*Diambadong*) häufig Schauplatz gewalttätiger Ausschreitungen geworden sei.<sup>31</sup> Während sich der mandinkische Ältestenrat in Mbour noch über die Vor- und Nachteile eines Community-Museums uneins ist, ist das *Kankurang Documentation Center* in Gambia längst errichtet und den Besucher:innen zugänglich.

Durch das *National Center for Arts and Culture* (NCAC) und durch die finanziellen Mittel des *Japan-Trust-in-Fund* und die *Weltbank* konnte 2016 das Dokumentationszentrum eröffnet werden [Abb. 1]. Das *Documentation Center* in Gambia ist durch Visualisierungen gekennzeichnet, die einen nicht historisierten Kankurang – als ein *gelebtes* Kulturerbe – präsentieren. Die meisten der Abbildungen in der Ausstellung und der Broschüre sind von dem US-amerikanischen Fotografen Jason Florio aufgenommen worden. Durch ihn, als Kunst- und Dokumentarfotograf, sind die Abbildungen der Kankurangs voller Bewegung, aus verschiedenen Perspektiven und auch von sozialen Interaktionen gekennzeichnet. Weitere seiner Bilder zeigen eine Bildsprache, die den Kankurang zu einem wertvollen Erbe aus respektvoller Distanz stilisiert. Die hier vorherrschende Zeitlichkeitsvorstellung ist die einer zyklischen Zeit. Denn gerade durch den Ausschluss historischer Abbildungen (an dem es dem gambischen Nationalarchiv jedoch nicht mangelt, wie deren Direktor Hassoum Ceesay beteuert<sup>32</sup>) wird deutlich, dass hier eine chronologische Erzählung des Ritus konstruiert wird. Mehr noch – der Kankurang wird nicht als *geschichtlich* konstruiert, da der Ritus ein *gelebtes* Kulturerbe ist, dass regelmäßig wiederholt wird. Ein letztgültiger historischer Moment, im Sinne einer linearen Zeitvorstellung, wird von den Akteuren nicht relevant gemacht. Der Ritus war immer so und wird es immer sein – daher bedarf es keiner Geschichtsvorstellung im Sinne des *Kollektivsingulars* nach Koselleck.<sup>33</sup> Räumlich wird Gambia als Einwanderungsland inszeniert. Im Selbstverständnis dieser permeablen Kultur, können viele andere Ethnien, Gesellschaften und Kulturen ihre Traditionen mitzubringen und in das Alltagsleben in Gambia integrieren.

Im *Espace Kankourang* in Mbour wurde hingegen ein lineares Zeitkonzept und Geschichtsverständnis visualisiert [Abb. 3]. Die Hauptnarrative stellen hier die historischen Bezüge zum Großreich Mali, zur Migrationsgeschichte der Mandinka in Westafrika und den historischen Entwicklungen der Agrikultur nach der Sesshaftigkeit der Mandinka dar. Ein spezieller Fokus liegt auf dem territorialen Raumverständnis der mandinkischen Gemeinde von Mbour, die sich von den anderen Ethnien abzugrenzen versucht. Hier liegt der Fokus nicht auf einer Kultur, die anderen Ethnien kulturellen Austausch ermöglicht, sondern das

Bild einer ethnisch-geschlossenen Stadtgesellschaft entwickelt. Daher kann in Mbour von einem rigiden Identitätsregime gesprochen werden, welches durch die Formungen der *ikonischen Kohärenz* zum Ausdruck gebracht wird.

## Erkenntnislese

Visualisierungen sind die stets diskursiv relevant gemachten Bezüge in einer Gesellschaft *mit* Bildern. Hier können Visualisierungen sowohl den Stellenwert einer *Aussage* im Diskurs einnehmen, als auch zum *Gegenstand* des Diskurses werden.<sup>34</sup>

In diesem Beitrag habe ich dargelegt, wie ein weiterer Modus der Stabilisierung von Identitätskonstruktionen mittels Visualisierungen zum kulturellen Gedächtnis hinzutritt. Dieser von mir als *ikonische Kohärenz* beschriebene Modus erlaubt es Individuen oder Gruppen, kollektive Identitätskonstruktionen mit Bildern zu konstruieren. In der Auseinandersetzung mit den Bildern zeigt sich, wie die Gesellschaften ihre Selbstbehauptungen der Kontinuierung sozial, räumlich und zeitlich plausibilisieren und stabilisieren.

Die *ikonische Kohärenz* des Kankurang, kann in den verschiedenen nationalen Kontexten als Konstruktion verschiedener Raum- und Zeitverständnisse und somit Strategien der Kontinuierung angesehen werden. An deren extremen Enden befinden sich die Vorstellungen absoluter Permeabilität oder absoluter Rigidität von Kultur – sowohl in Geschichts- als auch Raumvorstellungen. Durch die Visualisierungen des Kankurang in Gambia stabilisieren die Akteure ihre Selbstbehauptung im Spektrum der adaptiven Diffusion, indem das Land als ein permeabler und offener Raum des institutionellen Austauschs mit einer gelebten Kultur dargestellt wird. Auf der anderen Seite zeigt sich in Senegal ein Display mit Stabilisierungstendenzen adaptiver Rigidität, das den Kankurang als ein historisches Event darstellt und den Stadtraum von Mbour als Behälterraum. Hier werden gegenwärtig keine sozialräumlichen Bezüge zu stilisierten ›Anderen‹ aufgenommen und somit keine Verbindungen zur multiethnischen Gesellschaft Senegals geknüpft.

An den Enden dieses Spektrums der Identitätskonstruktionen mit Visualisierungen finden sich also Vorstellungen über die gewünschten Stabilitätsbehauptungen. Für die Brauchträger, die diese Bilder nutzen, stellen beide Stabilisierungsbehauptungen mit den Bildern etwas Positives dar. Sie versuchen mit den Visualisierungen Instabilität zu überwinden, tun dies aber auf unterschiedliche Weise.

## ENDNOTEN

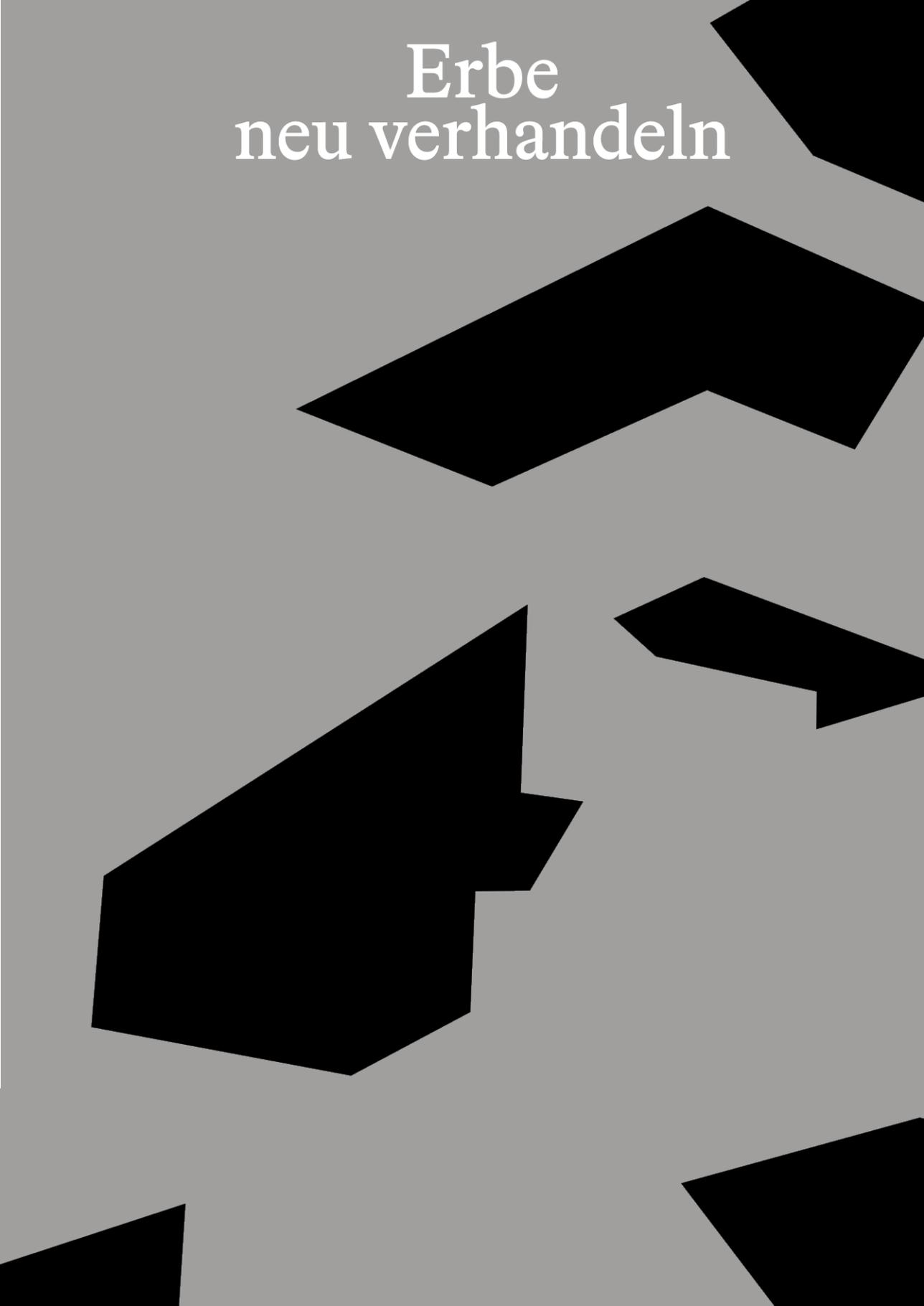
- 1 Assmann 2002, S. 87.
- 2 Vgl. Ba 2021.
- 3 UNESCO 2003a, S. 4.
- 4 Ebd.
- 5 De Jong 2016, S. 161 und Hafstein 2007, S. 81.
- 6 Der Kankurang wurde als Initiationsritus der Beitragsstaaten Senegal und Gambia zunächst 2004 in das Programm der *Meisterwerke des mündlichen und immateriellen Kulturerbes* der UNESCO eingeschrieben und 2008 in die repräsentative Liste der *Konvention des Immateriellen Kulturerbes* übertragen. Seine Verbreitung in Guinea-Bissau durch die große mandinkische Gemeinde und die anderen Funktionen des Ritus wurden dabei nicht herausgestellt, sondern der Ritus als ein gambisches und senegalesisches Nationalerbe dargestellt.
- 7 Mein Dank gilt hier den Organisator:innen, Prof. Dr. Gabriele Dolff-Bonekämper, Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier und Simone Bogner sowie den Interviewpartner:innen der Direktion des kulturellen Erbes in Senegal, Prof. Dr. Hamady Bocoum, Abdoulay Assiz Guissé, Oumar Badiane, Sadibou Dabo, und in Gambia, Hassoum Ceesay.
- 8 De Jong 2016, S. 162.
- 9 Vgl. UNESCO 2016.
- 10 Vgl. De Jong 2013.
- 11 De Jong 2007, S. 160.
- 12 UNESCO 2003b, S. 28.
- 13 Frey/Kirshenblatt-Gimblett 2002, S. 59.
- 14 Smith 2014, S. 137.
- 15 Diawara/Rösenthaller 2013, S. 133.
- 16 Vansina 1999, S. 1.
- 17 Laely et al. 2018.
- 18 Ardouin/Arinze 1995, S. vii, vgl. außerdem Adande/Arinze 2002.
- 19 Rassool 2018, S. xxi.
- 20 Vgl. Sarr 2019.
- 21 Keller 2016, S. 82.
- 22 Assmann 2002, S. 87.
- 23 Schelske 2004, S. 63.
- 24 a.a.O. S. 64.
- 25 Afrika wird im Folgenden verstanden als eine Chiffre für verschiedene Geschichts- und Raumvorstellungen. Afrika stellt dabei keinen in sich definierten territorialen Raum dar, der mit sozialen Entitäten oder Ethnizitätsvorstellungen in Deckung gebracht werden könnte. Der Raum Afrika, auf den ich mich hier beziehen möchte, wird häufig in der Sekundärliteratur in Bezug auf Schwarzafrika bzw. Westafrika genannt.
- 26 Diawara 1998, S. 342.
- 27 Vgl. Sarr 2019.
- 28 Sarr 2016, S. 32.
- 29 Assmann/Assmann 1994, S. 118.
- 30 Mazrui 1998, S. 581.
- 31 Interview mit dem Direktor des Espace Kankurang, Sadibou Dabo, 2017.
- 32 Interview Direktor des Kankurang Documentation Center, Hassoum Ceesay, 2018.
- 33 Koselleck 1992, S. 130.
- 34 Keller 2016, S. 80.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Adande/Arinze 2002  
Adande, A./ Arinze, E. (Hg.): *Museums and Urban Culture in West Africa*, Oxford 2002.
- Ardouin/Arinze 1995  
Ardouin, C./Arinze, E. (Hg.): *Museums & the Community in West Africa*, Washington 1995.
- Assmann/Assmann 1994  
Assmann, A./Assmann, J.: *Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis*, in: Merten, K. et al (Hg.): *Die Wirklichkeit der Medien*, Wiesbaden 1994, S. 114–137.
- Assmann 2002  
Assmann, J.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2002.
- Ba 2021  
Ba, C.: *Ikonsche Kohärenz. Vom Erben des Kankurang in Senegal und Gambia*, Bielefeld 2021.
- De Jong 2007  
De Jong, F.: *Masquerades of Modernity. Power and Secrecy in Casamance, Senegal*, Edinburgh 2007.
- De Jong 2013  
De Jong, F.: *Le secret exposé. Révélation et reconnaissance d'un patrimoine immatériel au Sénégal*, in: *gradhiva* 2013 (18), S. 98–123.
- De Jong 2016  
De Jong, F.: *Masterpiece of Masquerading: Contradictions of Conservation in Intangible Cultural Heritage*, in: de Jong, F./Rolands, M. (Hg.): *Reclaiming Heritage. Alternative Imaginaries of Memory in West Africa*, London 2016, S. 161–184.
- Diawara 1998  
Diawara, M.: *Geschichtsbewußtsein im Alltag. Die Beschworung der Vergangenheit in der heutigen Made-Welt*, in: Assmann, A./Friese, H. (Hg.): *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität* [3], Frankfurt am Main 1998, S. 314–345.
- Diawara/Rösenthaller 2013  
Diawara, M./Rösenthaller, U.: *Mediationen: Normenwandel und die Macht der Medien im sub-saharischen Afrika*, in: Fahrmeier, A./Imhausen, A. (Hg.): *Die Vielfalt normativer Ordnungen. Konflikte und Dynamik in historischer und ethnologischer Perspektive*, Frankfurt am Main 2013, S. 129–164.
- Frey/Kirshenblatt-Gimblett 2002  
Frey, B./Kirshenblatt-Gimblett, B.: *The Dematerialization of Culture and the De-Accessioning of Museum Collections*, in: *Museum International* 2002 (54/4), S. 58–63.
- Hafstein 2007  
Hafstein, V.: *Claiming Culture. Intangible Heritage Inc., Folklore©, Traditional Knowledge™*, in: Hemme, D./Tauschek, M./Bendix R. (Hg.): *Prädikat »Heritage«*. Wertschöpfung aus kulturellen Ressourcen, Berlin u.a. 2007, S. 75–100.
- Keller 2016  
Keller, R.: *Die komplexe Diskursivität der Visualisierungen*, in: Bosancic, S./Keller, R. (Hg.): *Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung*, Wiesbaden 2016, S. 75–94.
- Laely et al. 2018  
Laely, T./ Meyer, M. / Schwere, R. (Hg.): *Museum Cooperation between Africa and Europe. A New Field for Museum Studies*, Bielefeld 2018.
- Mazrui 1998  
Mazrui, A.: *Le développement de la littérature moderne*, in: UNESCO (Hg.): *Histoire générale de l'Afrique* [Vol. VIII. L'Afrique depuis 1935, Bd. 8.], Paris 1998, S. 581–608.

- Rassool 2018  
 Rassool, C.: Building a Critical Museology in Africa, in: Laely et al. 2018, S. XXI–XXIII.
- Sarr 2016  
 Sarr, F.: Afrotopia, Paris 2016.
- Sarr 2019  
 Sarr, F.: Rewriting the Humanities from Africa: For an Ecology of Knowledge. Vortrag im Rahmen der Berlin Southern Lectures, Freie Universität Berlin. Ethnologisches Museum Dahlem, 11.12.2019.
- Schelske 2004  
 Schelske, A.: Zeichen eines kulturellen Bildgedächtnisses, in: Sachs-Hombach, K./Rehkämper, K. (Hg.): Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung. Interdisziplinäre Beiträge zur Bildwissenschaft, Wiesbaden 2004, S. 59–68.
- Smith 2014  
 Smith, L.: Intangible Heritage: A Challenge to the Authorized Heritage Discourse, in: Revista d’Ethnologia de Catalunya 2014 (39), S. 133–142.
- UNESCO 2003a  
 UNESCO: Konvention zum Schutz des Immateriellen Kulturerbes, 2003.
- UNESCO 2003b  
 UNESCO: Dossier de Candidature Multinationale. Sénégal - Gambie. Le Kankurang. Troisième Proclamation des Chefs-d’œuvre du patrimoine oral et immatériel de l’humanité, 2003.
- UNESCO 2016  
 UNESCO - Section of the Intangible Cultural Heritage: Basic Texts of the 2003 Convention for the Safeguarding of the Intangible Cultural Heritage, 2016.
- Vansina 1999  
 Vansina, J.: Art History in Africa. An Introduction to Method, Hoboken 1999.
- Abb. 1 Kankurang Dokumentationszentrum in Janjanbureh, Gambia, 2017, Archiv Claudia Ba.
- Abb. 2 Kankurang in Ziguinchor, Senegal, 2004, Direction du Patrimoine Culturel du Sénégal (DPC).
- Abb. 3 Kurator Sadibou Dabo im ehemaligen Espace Kankurang in Mbour, Senegal, 2017, Archiv Claudia Ba.

Erbe  
neu verhandeln



# Zur Neuaushandlung des Bezugsrahmens (post-)kolonialen Erbes in Hamburg

Georg Krajewsky

## Das (post-)koloniale Erbe als »instabile Konstruktion«

Der Titel der Abschlusstagung des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe« knüpft an zwei Grundannahmen seines Forschungsprogramms an. Auf einer sozialtheoretischen Ebene wird

Erbe als etwas sozial Hergestelltes betrachtet. Die sich auf ein kulturelles Erbe beziehenden Identifikationsangebote sind Resultat kontingenter Konstruktionsprozesse, die sozial bedeutsame und wirkmächtige Erbe-Konstruktionen hervorbringen. Auf gesellschaftstheoretischer Ebene deutet der Titel an, dass sich diese Erbe-Konstruktionen – insbesondere diejenigen, die eine Einheit von Nationalität, Kultur und Erbe postulieren – als zunehmend instabil erweisen.<sup>1</sup>

Der Fall des (post-)kolonialen Erbes<sup>2</sup> in Deutschland verdeutlicht die gleichzeitige Flexibilität und Stabilität von Erbe-Konstruktionen. Das Erbe des Kolonialismus spielte lange Zeit eine allenfalls marginale Rolle in der deutschen Erinnerungspolitik. Die wissenschaftliche Literatur zu (post-)kolonialer Erinnerung prägte Begriffe wie »Blindfleck«, »Schweigen« und »koloniale Amnesie«, um darauf hinzuweisen, dass die Bedeutung des Kolonialismus und seiner Unterdrückungsgeschichte in der deutschen Vergangenheitsbetrachtung weitestgehend ausgeblendet werde. Dieses Nicht-Erinnern zeige das Fortbestehen (post-)imperialer Erbe-Konstrukte, in denen Kolonialismus keinen Platz habe.<sup>3</sup> Auch Jahrzehnte nach der erkämpften Dekolonisierung werden so die koloniale Ausbeutung, deren konstitutive Bedeutung für die Entwicklung des europäischen Kapitalismus sowie die damit verbundenen Verbrechen nicht ausreichend erinnert. Im Gegenteil drückt das Ausbleiben einer angemessenen Vergegenwärtigung der Kolonialvergangenheit die Stabilität kolonial geprägter Stereotype und das Fortbestehen westlicher Überlegenheit aus.<sup>4</sup>

Kolonialkritische Aktivist:innen fordern seit Jahrzehnten eine vollständige Anerkennung kolonialen Unrechts und der historischen Tragweite kolonialer Ausbeutungsverhältnisse. Die symbolischen Hinterlassenschaften des Kolonialismus entwickelten sich zu Streitpunkten, an denen die Erinnerungen an den deutschen Kolonialismus neu ausgehandelt werden. Manche Autor:innen erkennen darin eine allmählichen Neu-Semantisierung des (post-)kolonialen Erbes, in dessen Zuge Straßennamen kolonialen Ursprungs umbenannt (z.B. die Umbenennung des Groebenufer in May-Ayim Ufer in Berlin-Kreuzberg) und koloniale Erinnerungsorte kommentiert werden (z.B. die Gedenkstele in der Berliner Wilhelmstraße zur Erinnerung an die Afrikakonferenz 1884/1885).<sup>5</sup> Die Proteste der »Black Lives Matter«-Bewegung, die nach dem rassistischen Mord an George Floyd durch einen Polizeibeamten in Minneapolis (USA) vielerorts Monumente des Kolonialismus zu Fall gebracht haben, bilden den vorläufigen Höhepunkt dieser Neuaushandlung.<sup>6</sup> Inwiefern diese Neuaushandlung den Weg zu einer neuen Phase der Vergegenwärtigung von Kolonialvergangenheit weist, ist Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Erinnerungsforschung.<sup>7</sup>

In diesem Aufsatz möchte ich die Frage diskutieren, wie stabil und/oder instabil sich die Konstruktion (post-)kolonialen Erbes und deren Bezugsrahmen erweisen. Dabei stütze ich mich auf die vorläufigen Ergebnisse meiner empirischen Untersuchung der Aufarbeitung des (post-)kolonialen Erbes in Hamburg. Im Juli 2014 veröffentlichte der Hamburger Senat eine Drucksache mit dem Namen »*Aufarbeitung des kolonialen Erbes – Neustart in der Erinnerungskultur*.« Darin bekannte sich die Regierung der Stadt zu einer Aufarbeitung ihrer kolonialen Vergangenheit und stellte die Erarbeitung eines *gesamtstädtisch wirksamen Erinnerungskonzepts* in Aussicht.<sup>8</sup> Mein Forschungsinteresse gilt dem Verhältnis zwischen städtischen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen. Mit der Senatsdrucksache betreten erstmals städtische Akteur:innen das Feld (post-)kolonialer Erinnerungspolitik, welches bis dahin überwiegend von zivilgesellschaftlichen Akteur:innen, Organisationen der Schwarzen Communities und anderen Nichtregierungsorganisationen geprägt war.

Im ersten Schritt werde ich dazu den Hamburger Untersuchungsfall einführen und die Eckdaten des 2014 begonnenen gesamtstädtischen Aufarbeitungsprozesses darlegen. Im zweiten Schritt wird aufbauend auf den Arbeiten der *heritage studies* die Wirkungsweise eines dominanten Erbe-Diskurses beschrieben, der zur Stabilisierung eines sozial exklusiven, nationalzentrierten Bezugsrahmens der Vergangenheitsvergegenwärtigung beiträgt und eine umfassende Erinnerung der Kolonialvergangenheit mutmaßlich erschwert. Anhand meines empirischen Materials werde ich anschließend argumentieren, dass im vorliegenden Fall sowohl eine Destabilisierung als auch eine Stabilisierung des Bezugsrahmens erkennbar wird. So kann auf Ebene der Bewertung (post-)kolonialen Erbes eine Anerkennung und Inklusion der Expertise der Organisationen der Schwarzen Communities verzeichnet werden. Auf Ebene des Verfahrens deutet sich eine Etablierung der städtischen Verfahrenshoheit an.

## Der Untersuchungsfall: Die Aufarbeitung des (post-)kolonialen Erbes in Hamburg

Als bedeutender Hafen war die Freie und Hansestadt Hamburg seit dem 16. Jahrhundert in ein Netzwerk kolonialer Handelsbeziehungen eingebunden. In dieser Funktion spielten die Stadt und die hier ansässigen Handelsunter-

nehmen eine entscheidende Rolle in der späteren Kolonialpolitik des deutschen Kaiserreichs (1871–1918).<sup>9</sup> Entsprechend finden sich zahlreiche symbolische Markierungen der Kolonialzeit im Stadtraum, darunter Denkmäler, wie die Kolonialkriegerdenkmäler auf dem Gelände der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne in Hamburg Jenfeld<sup>10</sup>, oder die bereits 1967 gestürzte und in verschiedenen Ausstellungen präsentierte, neu-semantisierte Statue des Kolonialoffiziers Hermann Wissmann.<sup>11</sup> Hinzu kommen bis zu 100 Straßennamen mit kolonialem Bezug, die von der kolonialkritischen Ausstellung »freedom roads« im Jahr 2013 benannt wurden<sup>12</sup>, sowie Objekte kolonialen Ursprungs in den Hamburger Museen, wie die in der Ausstellung »Raubkunst« gezeigten Benin-Bronzen im Museum für Kunst und Gewerbe.<sup>13</sup>

Die kolonialen Hinterlassenschaften werden seit langer Zeit intensiv diskutiert. Vor allem die umstrittene Neupositionierung der Kolonialdenkmäler nach der Schließung der Lettow-Vorbeck-Kaserne 1999 kann als Auftakt eines neuen Zyklus erinnerungspolitischer Debatten über das (post-)koloniale Erbe Hamburgs gesehen werden. Kolonialkritische Gruppen und die Selbstorganisationen der Schwarzen Communities protestierten damals gemeinsam mit Historiker:innen gegen die Pläne eines lokalen Geschichtsvereins, die kolonialrevisionistischen Denkmäler in einen Park zu integrieren, der die gemeinsame Geschichte Deutschlands und Tansanias erzählen sollte. Nach der gescheiterten Eröffnung des »Tansaniaparks« im Jahr 2002 wurde in einem einberufenen Beirat zehn Jahre über eine angemessene Kommentierung der Denkmäler gestritten – ohne, dass ein für alle Beteiligten zufriedenstellendes Ergebnis erreicht wurde.<sup>14</sup> Währenddessen problematisierten kolonialkritische Gruppen, wie der Arbeitskreis »Hamburg postkolonial«, mit Hilfe von Stadtrundgängen und Ausstellungen immer wieder koloniale Spuren im Stadtraum.

In der Hamburger Bürgerschaft setzte sich ab 2012 die Einsicht durch, dass das (post-)koloniale Erbe der Stadt auf gesamtstädtischer Ebene bearbeitet werden müsse – und nicht, wie bis dahin, auf Ebene der jeweiligen Bezirke und Fachbehörden. Angestoßen durch die Arbeit der kolonialkritischen Gruppen wurde in der Hamburger Bürgerschaft ein Antrag der Grünen (GAL) Fraktion angenommen, wonach der Hamburger Senat einen gesamtstädtischen Prozess zur Entwicklung eines wissenschaftlich ausgearbeiteten Konzepts zur Erinnerung des (post-)kolonialen Erbes der Stadt einleiten sollte.<sup>15</sup> Der Hamburger Senat veröffentlichte daraufhin die *Senatsdrucksache »Aufarbeitung des kolonialen Erbes - Neustart in der Erinnerungskultur«*, in der die Eckpunkte der Aufarbeitung durch die zuständige Senatsbehörde für Kultur und Medien (BKM) festgehalten sind: erstens die wissenschaftliche Aufarbeitung der Kolonialvergangenheit durch eine Ende 2014 eingerichtete, vom Senat mitfinanzierte Forschungsstelle an der Hamburger Universität; zweitens eine angemessene Gestaltung der Kolonialdenkmäler in Hamburg-Jenfeld; drittens eine stärkere

Akzentuierung der kolonialen Vergangenheit in den städtischen Museen und viertens die Einbeziehung zivilgesellschaftlicher Initiativen.<sup>16</sup>

Die Einbeziehung der Zivilgesellschaft blieb jedoch zunächst aus, woraufhin im Dezember 2014 das Eine-Welt-Netzwerk und der Arbeitskreis »Hamburg postkolonial« einen Runden Tisch im Hamburger Rathaus veranstalteten, an dem sie mit Vertreter:innen der städtischen Verwaltung und der Hamburger Bürgerschaft über eine verbindliche Mitsprachemöglichkeit verhandelten. Der Prozess scheiterte an einer Einigung über die Ausgestaltung der dazu notwendigen Gremien.<sup>17</sup> Erst im Jahr 2017 nahm die BKM, unter Leitung des neu ernannten Senators für Kultur und Medien Carsten Brosda (SPD), Gespräche mit den zivilgesellschaftlichen Initiativen auf, um deren in der Senatsdrucksache festgehaltene Teilhabe umzusetzen.

Das Kernstück des umgesetzten Beteiligungsverfahrens bildet der seit 2017 auf Einladung der Senatsbehörde stattfindende *Runde Tisch »Koloniales Erbe«*. An den bisher fünf halbjährigen Sitzungen haben jeweils zwischen 70 und 100 Personen teilgenommen. Vertreten sind die Verbände der Schwarzen Communities und People of Colour, kolonialkritische Organisationen, lokale Stadtteilvereine, Abgeordnete der Hamburger Bürgerschaft, die Verwaltung sowie die städtischen Museen, Gedenkstätten und die Universität. Der Runde Tisch ist ein offenes Forum, an dem alle an der Aufarbeitung interessierten Akteur:innen miteinander in Austausch treten. Die Senatsbehörde versucht so, die bislang unverbundenen Aktivitäten der Aufarbeitung zu koordinieren.<sup>18</sup> Darüber hinaus wurde im April 2019 ein *Beirat »Koloniales Erbe«* einberufen. Den Beirat bildet ein geschlossenes Expert:innengremium.



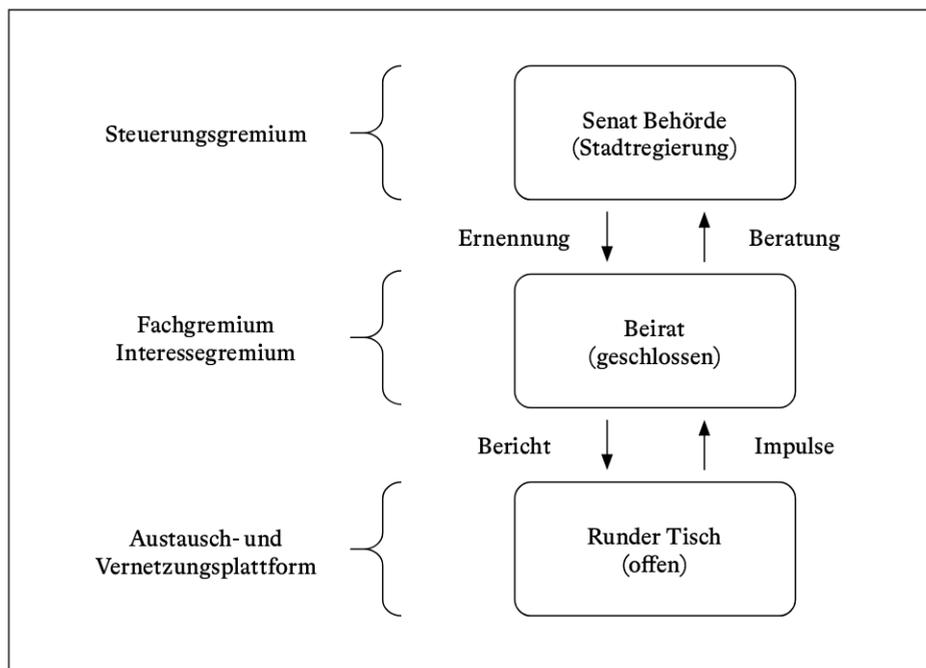
Er setzt sich aktuell aus 14 Expert:innen aus Wissenschaft, Bildung und Kultur zusammen, die sich bereits aktiv mit der Aufarbeitung der Hamburger Kolonialvergangenheit auseinandergesetzt haben. Die Mitglieder beraten den Hamburger Senat und die städtische Verwaltung in Fragen (post-)kolonialer Aufarbeitung und sind für die Erstellung des gesamtstädtischen Erinnerungskonzepts zuständig. Der Beirat ist mehrheitlich mit Vertreter:innen aus den Schwarzen Communities und Communities of Colour besetzt. Dadurch soll denjenigen Gruppen eine formalisierte Mitsprache ermöglicht werden, deren Expertise bislang nicht ausreichend gehört wurde.<sup>19</sup> Die Steuerung des städtischen Aufarbeitungsprozesses obliegt der BKM. Sie ist verantwortlich für die Umsetzung der durch den Senat beschlossenen Drucksache und koordiniert das städtische Beteiligungsverfahren.<sup>20</sup>

## Die (Neu-)Aushandlung des Bezugsrahmens (post-)kolonialen Erbes in Hamburg

Im Folgenden soll nun die Frage diskutiert werden, in welchem Maße der Bezugsrahmen des (post-)kolonialen Erbes durch den städtischen Aufarbeitungsprozess stabilisiert bzw. destabilisiert wird. Dabei soll zunächst auf die theoretischen Annahmen der *heritage studies* eingegangen werden, die von der Wirksamkeit eines dominanten Erbe-Diskurses ausgehen, der den nationalzentrierten Bezugsrahmen der Vergangenheitsvergegenwärtigung stabilisiert. Anschließend möchte ich zwei Einblicke in meine empirische Arbeit<sup>21</sup> geben, die auf eine Veränderung der Machtverhältnisse zwischen den städtischen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen hinweisen und als Anhaltspunkt für eine neue Phase der Dekolonisierung des städtischen Raums in Hamburg gelesen werden können.

## Die Wirkungsweise dominanter Erbe-Diskurse

Der Begriff »Bezugsrahmen« geht auf die Arbeiten des Soziologen Maurice Halbwachs zurück, der Anfang des 20. Jahrhunderts untersuchte, wie Gesellschaften vergangene Ereignisse kollektiv vergegenwärtigen. Für Halbwachs werden individuelle Gedächtnisleistungen stets durch kollektive symbolische Ordnungen konstituiert. Zwar verfüge jedes Individuum über ein eigenes Gedächtnis, die Fähigkeit, sich an etwas zu erinnern, sei jedoch nur durch die Teilnahme an kommunikativen Prozessen sozialer Gruppen möglich. Deren gemeinsame Sinnhorizonte bilden den Bezugsrahmen (frz. »cadres sociaux«) der jeweiligen Gedächtnisleistungen.<sup>22</sup> Im Anschluss daran beschreibt der Kulturwissenschaftler Jan Assmann mit dem Begriff des »kulturellen Gedächtnisses« eine Form der Vergangenheitsvergegenwärtigung, die auf eine mythische Geschichte verweist, deren Erinnern durch spezialisierte Institutionen getragen und sozial normiert wird. Mit Hilfe des kulturellen Gedächtnisses entstehen über mehrere Generationen hinweg imaginierte Selbstbilder, die eng mit politischer Machtausübung verknüpft sind.<sup>23</sup> In beiden Fällen sind die Vergegenwärtigungen von Vergangenheit an die kommunikativen Prozesse sozialer Gruppen geknüpft, die kontingente, aber sozial bedeutsame symbolische Bezugssysteme hervorbringen.



Vor dem Hintergrund sich pluralisierender Vergangenheitsdeutungen untersuchen die jüngeren, sozialwissenschaftlich orientierten *heritage studies* die Art und Weise, wie Vergangenheit in Gesellschaften vergegenwärtigt wird.<sup>24</sup> Statt die aus der Vergangenheit abgeleiteten Werte zu rekonstruieren, beleuchten sie die gesellschaftlichen Funktionen und die hinter der als Erbe/heritage vergegenwärtigten Vergangenheit stehenden sozialen Verhältnisse.<sup>25</sup> Die Konstruktionen eines Erbes erscheint so nicht als Resultat einer gegebenen Vergangenheit, sondern als Ergebnis umstrittener Bedeutungsproduktionen sozialer Gruppen in der Gegenwart.<sup>26</sup> Sie sind durch Machtbeziehungen und eine Vielzahl semantischer sowie sozialer Ein- und Ausschlüsse geprägt.

Mit der Herausbildung moderner Nationalstaaten im Laufe des 19. Jahrhunderts beobachten die *heritage studies* eine Monopolisierung der Bezugsrahmen. Anhand bestimmter Zeugnisse, Praktiken und Orte vergangener Zeiten wurden Bezugspunkte eines kollektiv geteilten Erbes geschaffen, welche der Konstitution und Legitimation einer vorgestellten nationalen Gemeinschaft dienen.<sup>27</sup> Die dabei entstandenen *dominanten Erbe-Diskurse* (engl. »*Authorized Heritage Discourse*«) sorgen dafür, dass partikuläre Inanspruchnahmen von Vergangenheit als quasi-natürliches Erbe einer bestimmten Gemeinschaft erscheinen. Alternative Bedeutungszuweisungen werden an den Rand gedrängt.<sup>28</sup> Die Archäologin Laurajane Smith unterscheidet drei diskursive Operationen. Erstens legen dominante Erbe-Diskurse fest, wer Sprecher:innen für eine wie auch immer gefasste Vergangenheit sind. Die Verantwortung für die Konservierung und Weitergabe eines bestimmten Erbes wird dabei Expert:innen (z.B. Archäolog:innen oder Historiker:innen) überlassen. Diese Expert:innen validieren die den Objekten, Praktiken und Orten zugeschriebenen Bedeutungen.<sup>29</sup> Zweitens verdecken dominante Erbe-Diskurse durch ihr Primat der

Weitergabe vergangenheitsbezogener Werte, die allgemeine Gegenwartigkeit der Bedeutungszuschreibungen und die damit verbundenen Interessen. Für Smith findet eine diskursive Entkopplung der konstruierten Vergangenheit von ihrer Gegenwartigkeit statt. Drittens etablieren dominante Erbe-Diskurse ein *top-down*-Verhältnis zwischen Expert:innen und Konsument:innen. Dadurch werde die mögliche Bandbreite von Vergewenwärtigungen reduziert und der soziale sowie symbolische Bezugsrahmen des Erbes stabilisiert.<sup>30</sup>

Zugleich erkennen die *heritage studies* eine Gegenbewegung. Das durch dominante Erbe-Diskurse abgesicherte Monopol des nationalen Sinnhorizonts erodiert im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend. Globalisierungsprozesse, eine zunehmende soziale Pluralisierung der national organisierten Industriegesellschaften und nicht zuletzt die im Zuge der Dekolonisierung aufkommenden postkolonialen Identitäten schwächen die normative Vorherrschaft des nationalen Bedeutungskontexts ab.<sup>31</sup> Indem sich die Bindung kollektiver Vergewenwärtigungspraktiken an das Nationale lockert, entsteht Raum für neue Akteursgruppen, die eigene Erbe-Konstruktionen für sich reklamieren. Dominante Formen der Vergewenwärtigung werden vor diesem Hintergrund vermehrt legitimierungsbedürftig<sup>32</sup>, wodurch sich der Modus der Vergewenwärtigung verändert. Auf der einen Seite nutzen soziale Gruppe, insbesondere im Kontext kolonialer Entrechtung, die Verhandlung von Vergewenwärtigungen als Medium von Anerkennungskämpfen.<sup>33</sup> Auf der anderen Seite entstehen reflexive Formen der Vergewenwärtigung, die der sozialen Komplexität der vergewenwärtigten Erfahrungen gerecht zu werden versuchen.<sup>34</sup>

Damit sind zwei Tendenzen während der Aushandlung des (post-)kolonialen Erbes in Hamburg wahrscheinlich. Einerseits ist eine Destabilisierung des symbolischen sozialen Bezugsrahmens im Zuge der Pluralisierung gegenwärtiger Gesellschaften erwartbar, andererseits ist von einem Fortwirken dominanter Erbe-Diskurse in der städtischen Erinnerungspolitik auszugehen. Beide Tendenzen sollen abschließend anhand meines empirischen Materials diskutiert werden.

## Die Zuweisung von Expertise bei der Aufarbeitung (post-)kolonialen Erbes in Hamburg

Der erste Befund betrifft die Frage, wie bei der Aushandlung (post-)kolonialen Erbes Expertise zugewiesen wird. Zunächst kann festgehalten werden, dass Zuschreibungen von Expertise, die allein auf Titeln wissenschaftlicher Ausgewiesenheit oder einer formalen Zuständigkeit beruhen, unter hohem Rechtfertigungsdruck stehen. Das äußerte sich u.a. in der Kritik der Organisationen der Schwarzen Communities an der ersten Phase der städtischen Aufarbeitung (2014 – 2017), die sich allein auf die historische Erforschung der Hamburger Kolonialvergangenheit beschränkte. Dadurch werde die Teilhabe der seit langem engagierten zivilgesellschaftlichen Akteur:innen verhindert, kritisierten die kolonialkritischen Gruppen. Ohne die Berücksichtigung der Nachfahren von Kolonialismus betroffener Personen laufe die Aufarbeitung Gefahr, die europazentrierte Erinnerung an den Kolonialismus fortzuschreiben.

Die umstrittene Zuweisung von Expertise spiegelte sich auch in der Nominierung des 2019 berufenen Beirates wider. Der Beirat erfüllt eine Doppelfunktion im Beteiligungsverfahren. Als Expert:innengremium berät er die Stadt in Fragen (post-)kolonialer Aufarbeitung. Dabei ist die Senatsbehörde als öffentliche Institution an das Kriterium der Fachlichkeit der designierten Beiratsmitglieder gebunden. Gleichzeitig bildet der Beirat eine Art Interessengremium, der die Mitsprache der Schwarzen Communities im Aufarbeitungsprozess verankern soll. Der Perspektivwechsel in der Betrachtung (post-)kolonialen Erbes war eine der Hauptforderungen der Organisationen der Schwarzen Communities. Die Behörde begegnete diesem Rollenkonflikt mit Hilfe zweier Berufungskriterien. Das erste Kriterium formuliert das Ziel, den Beirat mehrheitlich mit Expert:innen zu besetzen, die Nachfahren von durch Kolonialismus betroffener Personen sind.<sup>35</sup> Betroffenheit allein reiche jedoch nicht zur Berufung aus. Als zweites Kriterium fordert die Senatsbehörde eine fachliche Expertise. Diese beschränkt sich jedoch nicht auf ein historisches Wissen über die Kolonialgeschichte, sondern umfasst ebenfalls Expertise in postkolonialen Studien, Rassismus-Forschung und Integrationsfragen. Die Mitglieder des Beirates wurden von den verschiedenen Communities vorgeschlagen und formal durch den Senator ernannt.<sup>36</sup>

Statt die Herausforderung der Deutungshoheit durch die Organisationen der Schwarzen Communities zurückzuweisen, reagiert die Behörde mit der Ausweitung des geforderten Fachwissens und einer Einbeziehung der Perspektive der Schwarzen Communities. Dies kann als Zeichen der Anerkennung einer Schwarzen Expertise und des postkolonialen gesellschaftlichen Kontexts der Aufarbeitung verstanden werden. Beides weist auf eine Ausweitung des sozialen Bezugsrahmens des (post-)kolonialen Erbes im Rahmen des Hamburger Aufarbeitungsprozesses hin. Zwar bleibt die Validierung des Erbes den im Beirat nominierten Expert:innen vorbehalten. Ein rein nationalzentrierter Bezugsrahmen, der die historischen Erfahrungen des Kolonialismus allein aus einer europäischen Perspektive vergegenwärtigt, wird durch die Zusammensetzung des Beirates jedoch destabilisiert. Die Ausweitung des Kriteriums der Fachlichkeit auf gesellschaftswissenschaftliche Bereiche spricht zudem gegen eine durch dominanten Erbe-Diskurs vorgenommene Entkopplung der Vergangenheit von ihrer Gegenwart.

## Die Aushandlung der Verfahrenshoheit im Hamburger Aufarbeitungsprozess

Der zweite Befund betrifft die Verteilung der Entscheidungsbefugnisse im städtischen Aufarbeitungsprozess. Das aktive Auftreten der städtischen Verwaltung im Feld der Aufarbeitung (post-)kolonialen Erbes in Hamburg verändert die Beziehungen zwischen den beteiligten Akteur:innen. Viele Interviewpartner:innen beschreiben eine ungleiche Machtverteilung zwischen städtischen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen. So sei die Federführung in der Aufarbeitung von den kolonialkritischen Gruppen auf die Seite der städtischen Behörde gewechselt. Eine Augenhöhe zwischen den Akteursgruppen sei damit nicht mehr gegeben.

Von einem formalen Standpunkt aus gesehen behalten der Senat und die ihm unterstehende Behörde die Hoheit über den Aufarbeitungsprozess. Die städtische Hoheit umfasst die Ausgestaltung der Gremien des Beteiligungsverfahrens (z.B. die Kompetenzen des Beirates) sowie die letztliche Entscheidungsgewalt über konkrete Aufarbeitungsmaßnahmen (z.B. über Mittelzuweisungen). Das Beteiligungsverfahren ist freiwillig von der Stadt aufgelegt worden. Anders als bei gesetzlich vorgeschriebenen Formen der Öffentlichkeitsbeteiligung müssen die Ergebnisse des Verfahrens vom Senat nicht berücksichtigt werden – sie können es aber. In der Geschäftsordnung des Beirates ist festgelegt, dass das durch ihn erarbeitete städtische Erinnerungskonzept durch einen Senats- und Bürgerschaftsbeschluss bestätigt werden soll, was auf eine weitreichende Wirksamkeit der im Beirat formulierten Empfehlungen hinweist.<sup>37</sup>

Trotzdem waren Befugnisse der Gremien höchst umstritten. Am Runden Tisch gab es Debatten darüber, ob der Beirat eigenständig Entscheidungen über die Aufarbeitung des (post-)kolonialen Erbes treffen könne oder lediglich Empfehlungen gegenüber dem Senat ausspreche. Demensprechend unterschiedlich bewerten die Teilnehmer:innen des Runden Tisch die formale Hoheit des Senats. Eine Seite interpretiert die städtische Hoheit als eine Art Kontrolle, der die Mitsprachemöglichkeit zivilgesellschaftlicher Akteur:innen beschränke. Der Senat würde damit die Aufarbeitung des (post-)kolonialen Erbes monopolisieren. Die andere Seite interpretiert die formale Hoheit des Senats als eine Aufwertung der Mitsprache zivilgesellschaftlicher Akteur:innen. Die Berufung des Beirates durch den Senator statt seiner Mitglieder mit einem politischen Mandat aus, durch das die Organisationen der Schwarzen Communities und die kolonialkritischen Gruppen eine höhere Legitimation erhalten und ihre Stellung gegenüber der städtischen Verwaltung stärken.

Hinsichtlich der Entscheidungsbefugnisse im städtischen Aufarbeitungsprozess konnte die Senatsbehörde ihre formale Hoheit über das Verfahren etablieren. Dieser Schritt kann einerseits als eine Stabilisierung des Bezugsrahmens zur Vergegenwärtigung des (post-)kolonialen Erbes gedeutet werden. Die städtische Verwaltung und die angeschlossenen Institutionen der Vergangenheitsvergegenwärtigung (z.B. die städtischen Museen) übernehmen damit die Federführung in der Aufarbeitung. Im Sinne eines dominanten Erbe-Diskurses behalten damit diejenigen Einrichtungen, die historisch betrachtet an der Stabilisierung des nationalzentrierten Bezugsrahmens mitgewirkt haben, die Hoheit über das Verfahren der Aufarbeitung. Andererseits muss dieser Schritt nicht zwangsläufig zu einer Durchsetzung eines nationalzentrierten Bezugsrahmens führen. Die Integration der Organisationen der Schwarzen Communities spricht vielmehr für eine Erweiterung des Bezugsrahmens zur Vergegenwärtigung des (post-)kolonialen Erbes, sofern diese in der Lage sind, ihre Vision der Aufarbeitung mit verbindlichen Maßnahmen umzusetzen.

## Fazit

Was bedeuten nun die hier diskutierten empirischen Befunde für die Wirksamkeit eines dominanten Erbe-Diskurses im Fall der Aufarbeitung des (post-)kolonialen Erbes Hamburgs und für die Entwicklung der sozialen Bezugsrahmen? Der städtische Aufarbeitungsprozess beruht weiterhin auf der Validierung der Vergangenheitsbezüge durch Expert:innen. Gerade die doppelte Hoheit der städtischen Akteure über die Deutung des Erbes (v.a. durch die städtischen Museen) und über das Verfahren der Aufarbeitung (v.a. durch die Senatsbehörde) deutet auf einen wirksamen dominanten Erbe-Diskurs hin, der es den außenstehenden Organisationen der Schwarzen Communities erschwert, ihre Deutungen des (post-)kolonialen Erbes durchzusetzen. Allerdings erweitert der städtische Aufarbeitungsprozess die geforderte Expertise durch die Berücksichtigung der Expertise der Nachfahren von Kolonialismus betroffener Gruppen sowie durch die Anerkennung der Präsenz (post-)kolonialer Strukturen im Kontext der Aufarbeitung. Das würde gegen die von Smith betonte Entkopplung von Vergangenheit und Gegenwart durch dominante Erbe-Diskurse sprechen. Nicht zuletzt bewirken die Gremien des städtischen Beteiligungsverfahrens, dass die hier angelegte Gegenüberstellung von zivilgesellschaftlichen und professionellen städtischen Akteur:innen im Hamburger Fall nicht so trennscharf vorliegt, wie es die Arbeiten zu dominanten Erbe-Diskursen nahelegen. Die Installation des Beirates und die Öffnung der Museen für Kooperationen lassen die Abgrenzung der – in sich ebenfalls nicht homogenen – Akteursgruppen schwinden.

Die besprochenen Ergebnisse zeigen – so mein Ausgangsargument – sowohl Prozesse der Destabilisierung als auch der Stabilisierung des Bezugsrahmens (post-)kolonialen Erbes. Allerdings gelte es zu überdenken, ob die städtische Verfahrenshoheit notwendigerweise zu einer Durchsetzung eines nationalzentrierten Bezugsrahmens führen muss. Was den sozialen Bezugsrahmen anbelangt zeigt der Hamburger Fall, dass die kommunikativen Prozesse und Sinnhorizonte zur Vergegenwärtigung einer bestimmten Vergangenheit erweitert werden (v.a. durch die Installation des Runden Tisches und des Beirates). Die soziale Bezugsgruppe, die eine bedeutungsvolle Vergangenheit konstruiert, ist durch den städtischen Aufarbeitungsprozess heterogener geworden. Dadurch wird ein erweiterter symbolischer Bezugsrahmen etabliert, in dem auch außereuropäische Erfahrungen des Kolonialismus anhand von Objekten und Orten in Hamburg vergegenwärtigt werden. Anstatt einer Destabilisierung bzw. Stabilisierung des nationalzentrierten Bezugsrahmens zur Vergegenwärtigung der Kolonialvergangenheit, bezeugt der Hamburger Fall vor allem eine Neuaushandlung dieses Bezugsrahmens.

- 1 Vgl. Graduiertenkolleg »Identität und Erbe« 2019.
- 2 Die Schreibweise (post-)koloniales Erbe soll die Zeitdimension des Kolonialismus verdeutlichen, die über die historische Episode der direkten Kolonialherrschaft hinausreicht. Sie umfasst sowohl Hinterlassenschaften aus der historischen Epoche des Kolonialismus (für das Deutsche Kaiserreich von 1884–1918) als auch aus nachkolonialer Zeit (z.B. Symbole des Kolonialrevisionismus während der Weimarer Republik und dem nationalsozialistischen Deutschland).
- 3 Vgl. Ha 2009, S. 105; Conrad/Randeria 2013, S. 60; Zimmerer 2013, S. 9; Bechhaus-Gerst 2019, S. 40.
- 4 Vgl. Hall 1994, S. 137.
- 5 Vgl. Förster et al. 2016, S. 520; Zeller 2017, S. 306.
- 6 In Deutschland steht u.a. die Umbenennung der Berliner »Mohrenstraße« in »Anton Wilhelm Amo-Straße« im Zusammenhang mit den jüngsten »Black Lives Matter«-Protesten.
- 7 Vgl. Conrad 2019, S. 33.
- 8 Vgl. Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2014.
- 9 Vgl. Möhle 1999, S. 11, 30; Todzi 2018, S. 21, 24.
- 10 Die Kolonialkriegendenkmäler wurden im Jahr 1939 durch die deutsche Wehrmacht geschaffen und auf dem Gelände der Lettow Vorbeck-Kaserne aufgestellt. Das Ensemble umfasst zwei Reliefs, auf denen afrikanische Söldner (sog. Askari) gezeigt werden, ein Denkmal, das an die gefallenen Schutztruppensoldaten während der Kolonialkriege des deutschen Kaiserreichs erinnert sowie Gebäudeschmuck, der Kolonialoffiziere zeigt. Das Kasernengelände ist nach dem Kolonialoffizier Paul Lettow-Vorbeck (1870–1964) benannt.
- 11 Hermann Wissmann (1853–1906) war ein deutscher Kolonialoffizier und Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, dessen Statue nach Ende der deutschen Kolonialherrschaft 1918 von Dar es Salam (Tansania) zunächst in das Imperial War Museum nach London verbracht und dann 1922 vor dem Hauptgebäude der Hamburger Universität neu aufgestellt wurde. Die Statue wurde im Jahr 1967 von Studierenden der Hamburger Universität gestürzt. Als Teil des Kunstprojekts »afrika.hamburg« stellte die Hamburger Künstlerin HM Jokinen die Statue 2004 am Jungfernstieg auf, um eine städtische Debatte um das koloniale Erbe Hamburgs zu führen.
- 12 Vgl. Jokinen et al. 2015.
- 13 Vgl. Museum für Kunst u. Gewerbe Hamburg 2018.
- 14 Vgl. Möhle 2007, 277; Richter 2014.
- 15 Vgl. Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2013.
- 16 Vgl. Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2014.
- 17 Vgl. Arbeitskreis Hamburg Postkolonial 08.01.2015.
- 18 Vgl. Behörde für Kultur und Medien 2018, Anhang I.
- 19 Vgl. Behörde für Kultur und Medien 2018, Anhang I.
- 20 Vgl. Behörde für Kultur und Medien 2019a.
- 21 Meine empirische Untersuchung konzentrierte sich auf die Debatten am Runden Tisch »Koloniales Erbe«. Zwischen September 2018 und September 2019 habe ich insgesamt 14 qualitative Experteninterviews mit insgesamt 16 Teilnehmer:innen des Runden Tisches geführt. Darunter Vertreter:innen aus den Schwarzen Communities, der kolonialkritischen Gruppen, der Verwaltung, der städtischen Museen und Abgeordnete der Hamburger Bürgerschaft.
- 22 Vgl. Halbwachs 1985 [1925], S. 21; zit.n. Erl 2005, S. 15.
- 23 Vgl. Assmann 2005, S. 56; zit.n. Erl 2005, S. 28.
- 24 Vgl. Harvey 2001, S. 7.
- 25 Vgl. Waterton/Watson 2013, S. 551.
- 26 Vgl. Hall 2000, S. 4; Frank 2016, S. 68.
- 27 Vgl. Anderson 2005, S. 16.
- 28 Vgl. Smith 2006, S. 11.
- 29 Ebd., S. 21.
- 30 Ebd., S. 34.
- 31 Vgl. Winter 2012, S. 1.
- 32 Vgl. Harrison 2010, S. 26; Frank 2016, S. 97.
- 33 Vgl. Smith 2007, S. 159.
- 34 Vgl. Macdonald 2016, S. 19.
- 35 Vgl. Behörde für Kultur und Medien 2018, Anhang I, S. 4.
- 36 Vgl. Behörde für Kultur und Medien 2018, Anhang I, S. 5.
- 37 Vgl. Behörde für Kultur und Medien 2019b.

## LITERATURVERZEICHNIS

Anderson 2005

Anderson, B.: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a. M. 2005.

Arbeitskreis Hamburg Postkolonial 2015

Arbeitskreis Hamburg Postkolonial, Not about us without us!, 2015, verfügbar unter: [http://www.hamburg-postkolonial.de/PDF/PMengl\\_NOT-WITHOUTUS.pdf](http://www.hamburg-postkolonial.de/PDF/PMengl_NOT-WITHOUTUS.pdf) [29.10.2020].

Assmann 2005

Assmann, J.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 2005.

Bechhaus-Gerst 2019

Bechhaus-Gerst, M.: Koloniale Spuren im städtischen Raum, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (69/40-42) 2019, S. 40-45.

Behörde für Kultur und Medien 2018

Behörde für Kultur und Medien, Protokoll zum Runden Tisch »Koloniales Erbe«, 2018, verfügbar unter: <https://www.hamburg.de/contentblob/11828670/2e8204416a3478db2ab8fd1dc351fb2e/data/18-09-07-protokoll.pdf> [29.10.2020].

Behörde für Kultur und Medien 2019a

Behörde für Kultur und Medien, Beirat zur Aufarbeitung der Hamburger Kolonialgeschichte berufen, 2019a, verfügbar unter: <https://www.hamburg.de/pressarchiv-fhh/12437812/beirat-zur-aufarbeitung-der-hamburger-kolonialgeschichte-berufen/> [29.10.2020].

Behörde für Kultur und Medien 2019b

Behörde für Kultur und Medien, Protokoll zum Runden Tisch »Koloniales Erbe« (20.11.2019), (2019b), verfügbar unter: <https://www.hamburg.de/contentblob/13951088/0d3b51ed61cead2e16316468a8fc3a08/data/191120-protokoll.pdf> [29.10.2020]

Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2013

Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Bericht des Kulturausschusses über die Drucksache Aufarbeitung des »kolonialen Erbes« – Neustart in der Erinnerungskultur unter Einbeziehung der Partnerschaft mit Daressalam (Drucksache 20/8148), 2013, verfügbar unter: [https://www.buergerschaft-hh.de/parldok/dokument/41063/bericht\\_des\\_kulturausschusses\\_ueber\\_die\\_drucksache\\_20\\_3752\\_aufarbeitung\\_des\\_kolonialen\\_erbes\\_neustart\\_in\\_der\\_erinnerungskultur\\_unter\\_einbeziehung\\_der.pdf](https://www.buergerschaft-hh.de/parldok/dokument/41063/bericht_des_kulturausschusses_ueber_die_drucksache_20_3752_aufarbeitung_des_kolonialen_erbes_neustart_in_der_erinnerungskultur_unter_einbeziehung_der.pdf) [29.10.2020]

- Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg 2014  
Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Stellungnahme des Senats zu dem Bericht des Kulturausschusses über die Drucksache 20/3752: Aufarbeitung des »kolonialen Erbes« – Neustart in der Erinnerungskultur unter Einbeziehung der Partnerschaft mit Daressalam (Drucksache 20/12383), 2014, online verfügbar: [https://www.buergerschaft-hh.de/parldok/dokument/45668/stellungnahme\\_des\\_senats\\_zu\\_dem\\_ersuchen\\_der\\_buergerschaft\\_vom\\_13\\_juni\\_2013\\_bericht\\_des\\_kulturausschusses\\_ueber\\_die\\_drucksache\\_20\\_3752\\_aufarbeitung\\_de.pdf](https://www.buergerschaft-hh.de/parldok/dokument/45668/stellungnahme_des_senats_zu_dem_ersuchen_der_buergerschaft_vom_13_juni_2013_bericht_des_kulturausschusses_ueber_die_drucksache_20_3752_aufarbeitung_de.pdf) [29.10.2020].
- Conrad 2019  
Conrad, S.: Die Rückkehr der Verdrängten: Die Erinnerung an den Kolonialismus in Deutschland 1919–2019, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (69/40–42) 2019, S. 28–33.
- Conrad/Randeria 2013  
Conrad, S. Randeria, S.: Einleitung: Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies./Römhild, R. (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2013, S. 32–70.
- Erl 2005  
Erl, A.: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung, Stuttgart 2005.
- Förster et al. 2016  
Förster, S./Frank, S./Krajewsky, G./Schwerer, J.: Negotiating German Colonial Heritage in Berlin's Afrikanisches Viertel, in: International Journal of Heritage Studies (22/7) 2016, S. 515–529.
- Frank 2016  
Frank, S.: Wall Memorials and Heritage. The Heritage Industry of Berlin's Checkpoint Charlie, London/New York 2016.
- Graduiertenkolleg »Identität und Erbe« 2019  
Graduiertenkolleg »Identität und Erbe« »Instabile Konstruktionen« – 3. Jahrestagung des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe«, 2019, verfügbar unter: <https://www.identitaet-und-erbe.org/14-15-november-3-jahrestagung-des-graduiertenkollegs-identitaet-und-erbe/> [29.10.2020].
- Ha 2009  
Ha, K.N.: Mach(T)Raum(A) Berlin – Deutschland als Kolonialgesellschaft, in: Arndt, S./Eggers, M./Kilomba, G./Piesche, P. (Hg.): Mythen Masken und Subjekte. Kritische Weißseinforschung in Deutschland, Münster 2009, S. 105–117.
- Halbwachs 1985 [1925]  
Halbwachs, M.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt a. M. 1985 [1925].
- Hall 1994  
Hall, S.: Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht, in: ders./Mehlem, U. (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität, Ausgewählte Schriften 2, Hamburg 1994, S. 137–179.
- Hall 2000  
Hall, S.: Whose Heritage? Un-Settling ›The Heritage‹, Re-Imagining the Post-Nation, in: Third Text (49) 2000, S. 3–13.
- Harrison 2010  
Harrison, R.: Understanding the Politics of Heritage, Manchester/New York 2010.
- Harvey 2001  
Harvey, D. C.: Heritage Pasts and Heritage Presents: Temporality, Meaning and the Scope of Heritage Studies, in: International Journal of Heritage Studies (7/4) 2001, S. 1–16.
- Jokinen et al. 2015  
Jokinen H./Steinhäuser, F./Bekoc, G.: Nach Kolonialakteuren benannte Straßen in Hamburg, Hamburg 2015.
- Macdonald 2016  
Macdonald, S.: Is ›Difficult Heritage‹ Still ›Difficult? in: Museum International (67/1-4) 2016, S. 6–22.
- Möhle 1999  
Möhle, H.: Brantwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – Eine Spurensuche, Berlin 1999.
- Möhle 2007  
Möhle, H.: Kolonialismus und Erinnerungspolitik. Die Debatte um die Hamburger »Askari-Reliefs«, in: Hobuß, S./Löfke, U. (Hg.): Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas, Münster 2007, S. 222–239.
- Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg 2018  
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Raubkunst? Die Bronzen aus Benin, 2018, verfügbar unter: <https://www.mkg-hamburg.de/de/ausstellungen/aktuell/raubkunst-die-bronzen-aus-benin.html> [29.10.2020].
- Richter 2014  
Richter K.: Zum Schießen. In: DIE ZEIT (45) 2014, verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2014/45/askari-denkmal-hamburg-jenfeld> [22.09.2020]
- Smith 2006  
Smith, L.: Uses of Heritage, London/New York 2006.
- Smith 2007  
Smith, L.: Empty Gestures? Heritage and the Politics of Recognition, in: Silverman, H./Ruggles, F. D. (Hg.): Cultural Heritage and Human Rights, Wiesbaden 2007, S. 159–171.
- Todzi 2018  
Todzi, K.: Hamburgs erste Globalisierung, in: Kokott, J./Takayanagi, F. (Hg.): Erste Dinge – Rückblick für Ausblick, Hamburg 2018, S. 21–25.
- Waterton/Watson 2013  
Waterton, E./Watson, S.: Framing Theory. Towards a Critical Imagination in Heritage Studies, in: International Journal of Heritage Studies (19/6) 2013, S. 546–561.
- Winter 2012  
Winter, T.: Heritage and Nationalism: An Unbreachable Couple? in: Institute for Culture and Society Occasional Paper (3/4) 2012, S. 1–13.
- Zeller 2017  
Zeller, J.: Das schwierige Erinnern an die koloniale Vergangenheit, in: Gründer, H./Hiery, H. (Hg.): Die Deutschen und ihre Kolonien, Berlin 2017, S. 297–316.
- Zimmerer 2013  
Zimmerer, J.: Kolonialismus und kollektive Identität, in: ders. (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a.M. 2013, S. 9–39.

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb. 1 Links das Ostafrika-Kriegerdenkmal (sog. Askari-Relief) in Hamburg-Jenfeld; rechts das Eingangstor des sog. Afriקהauses in der Große Reichenstraße 27, Hamburg, 2018, Archiv Georg Krajewsky
- Abb. 2 Schema der Gremien des Beteiligungsverfahrens zur Aufarbeitung des (post-)kolonialen Erbes Hamburgs (eigene Darstellung)

# Ist das türkisch oder kann das weg?

Vom aristotelischen zum epischen Theater  
städtischer Erbekonstruktionen

Gülşah Stapel

Ist das türkisch oder kann das weg? Eine komische Frage, die etwas Provokatives innehat. Denn, nationale und kulturelle Identifikationen haben bei vielen Menschen nach wie vor eine hohe Relevanz und können natürlich nicht *weg*. Die Suche nach neuen Wir-Gefühlen bzw. die Rückbesinnung auf alte Wir-Gefühle sind für das kognitive emotionale Selbst- und Weltverständnis von Personen wichtige Gemeinsamkeiten und werden in tatsächlich geteilten Erfahrungen verankert. Die ausschließliche Fokussierung auf Differenzen kann daher fatale Folgen haben, weshalb Wissenschaftler wie Jürgen Straub (Sozialpsychologie) oder auch Arjun Appadurai (Ethnologie) betonen, den Blick für Verwandtschaften und Ähnlichkeiten nicht zu verlieren.<sup>1</sup> Meine einleitende Frage bezieht sich deshalb weniger auf Menschen, die *sich* als türkisch identifizieren möchten, sondern soll ein Gedankenspiel befördern, bei dem *etwas* Territoriales oder öffentlich Materielles als inhärent türkisch, also ethnisiert markiert wird. Die Analogie zu dem vielfach zitierten Satz »Ist das Kunst oder kann das weg?«<sup>2</sup>, der eigentlich die Ambivalenzen von Kunstverständnissen zum Ausdruck bringt, besteht bei mir in der ambivalenten sozialen Aushandlung von Zuschreibungen an eine Sache. Für die Ausführungen in diesem Beitrag hätte im Titel daher auch *Ist das deutsch oder kann das weg?* stehen können. Denn die nachfolgenden Argumentationen stehen eigentlich nicht für eine bestimmte Ethnisierung, sondern beschäftigen sich mit der grundsätzlichen Dramaturgie hinter der Aushandlung städtischer Erbekonstruktionen innerhalb einer durch Vielfalt geprägten freiheitlichen Demokratie.

Das *Türkische* in der Titelfrage zieht eine Referenz zu meinen empirischen Studien, bei denen ursprünglich ein vermeintlich türkisches Erbe Berlins mit eben dieser Ethnisierung im Fokus stand. Auslöser für mein Forschungsinteresse war die Begegnung mit einem aus der Türkei migrierten Zeitzeugen, der in der Lage war, mir Aspekte politischer Bewegungsschichten vor dem Mauerfall in Kreuzberg zu erzählen, weil er

und offenbar zahlreiche weitere türkeistämmige<sup>3</sup> Akteur:innen, sich an politischen Bewegungen nicht nur beteiligten, sondern diese auch selbst gestalteten. Er berichtete von Ereignissen, Handlungen, Treffpunkten und Wegen, die sich für jene, die sich noch daran erinnerten, in die Orte und Steine der Stadt eingeschrieben hatten. Seine und weitere Bewegungsgeschichten zu recherchieren und mit dem Gedächtnis der Stadt zu verweben war meine anfängliche persönliche Aufarbeitungsmotivation.

Als türkische Tochter einer Arbeiterfamilie wuchs ich in Hamburg ohne häusliche Bildung, ohne ein kommunikatives Gedächtnis innerhalb der Familie oder einer türkischen Gemeinschaft auf. Im Grunde waren sämtliche Geschichtskonstruktionen in meiner Familienbiografie abwesend. Politische Bewegungsgeschichten türkeistämmiger Menschen in Deutschland waren mir daher auch unbekannt. Die wenigen Bilder und das wenige Wissen zur Türkei und zu den in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Menschen aus der Türkei, wurden mir im Alltag außerhalb meiner Familie vermittelt. In der Schule, den Begegnungen mit Menschen und den gesellschaftlichen Konstruktionen in der Presse verinnerlichte ich Stereotypen und Herabwürdigungen, aber auch Bedrohungen, die mit einem *Türkischsein* in Deutschland einhergingen. Empowernde Narrative über *Türken* in Deutschland, so wie ich es bei diesem Zeitzeugen erlebte, begegneten mir in meiner Kindheit und Adoleszenz in den 1980er und 1990er Jahren nicht. Im Gegenteil wuchs ich stattdessen unter dem ständigen Druck der Nicht-Zugehörigkeit und rechtsextremer Bedrohung auf. Mölln und Solingen waren für mich keine Orte, sondern Referenzmomente der Angst, die mich vor allem in ländlichen Regionen belasteten.<sup>4</sup> Die Erzählungen des Zeitzeugen begegneten mir 2007 und machten mir verborgene, andere mögliche Weltbilder sichtbar, in denen mein kultureller Hintergrund mich nicht zum Opfer oder zum Störfaktor der Gesellschaft machte. War ich mit meiner Familiengeschichte womöglich doch kein Zufall der sozialhistorischen Evolution? Ich fragte mich, ob sich meine eigenen Strategien der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit in Deutschland anders entwickelt hätten, wenn mir andere Selbst- und Fremdwahrnehmungen ermöglicht worden wären.

Mein Forschungsweg brachte mich schlussendlich zu der Erkenntnis, dass nicht nur ich von anderen Bildern profitiert hätte. Eine Migrationsgesellschaft müsste grundsätzlich mit anderen Bildern aufwachsen, wenn wir uns als vielfältige Gesellschaft verstehen wollen. Dazu gehören städtische Erbekonstruktionen, welche offene Weltbilder und inhärente Differenzen sichtbar werden lassen und aktiv totalitäre, also geschlossene Vorstellungen von Zugehörigkeiten und Grenzziehungen auch in den Narrativen über die Vergangenheit abbauen.

Türkische Menschen oder, noch präziser, Menschen aus der Türkei sowie ihre Nachfahren, sind längst ein Teil der Gesellschaft in Deutschland. Wo und wie schreiben sich diese also in der Stadt ein? Welche Geschichten und Werte übertragen türkeistämmige Menschen in Deutschland an die nächsten Generationen? Und wer zählt zu dieser nächsten Generation? Diese Fragestellungen standen in meiner Arbeit im Kontext zu den Diskursen zur *Repräsentation* in der Migrationsgesellschaft. Innerhalb dieser Diskurse wurde und wird das öffentliche Erinnern

kritisiert und für unterrepräsentierte Perspektiven ein Platz eingefordert.<sup>5</sup> Aber brauchen neue Gruppen in Deutschland eigene Erinnerungsorte? Sind nicht vielmehr alle städtischen Erbeprozesse immer und für alle Menschen auf ein Neues mit Aneignungs- und Aushandlungsprozessen verknüpft? Inwiefern trägt ein Diskurs zur Repräsentation zur Veränderung von Innen und Außen Konzepten bei?

Allein durch die Formulierung der Frage nach dem, was *die Türken* an *die* nächsten Generationen übertragen, setzte ich voraus, dass eine solche Gruppe mit dieser besonderen Spezifität existiert. Aber existiert denn die Gruppe *der Deutschen*? Jedes sichtbar gemachte städtische Erbe in meiner Studie drohte, als Vertreter der türkeistämmigen Perspektive verklärt, die vielfältig verknüpfbaren Ortsgeschichten der Stadt als exklusiv *türkisch* markiert zu werden. Selbst wenn ich versuchte, meine eigene Positionalität stetig zu reflektieren und gemeinsam mit Zeitzeug:innen in Gesprächskomplizenschaften<sup>6</sup> die Erzählrahmen und die Auswahl der Verknüpfungsmöglichkeiten gemeinsam zu erörtern, waren auch diese Kollaborationen immer nur ein Ausschnitt aus der Vielfalt der Menschen aus der Türkei; stets war ihnen eine Konstruktion von Innen und Außen inhärent.

Wird all dies auch berücksichtigt, wenn ein als *deutsch* markiertes Erbe konstruiert wird? Jede kohärente Erzählung hätte nicht nur ein homogenes Bild *der Türken* konstruiert, sondern türkeistämmige Menschen zusammen mit den historischen Spuren, als *die anderen Spuren* der Gesellschaft inszeniert. Zudem eröffneten die neuen Blicke auf das städtische Erbe nicht nur wertvolle – im Sinne von horizontenerweiternde – andere Ortsbezüge, die jenseits des *türkischen* Betrachtungsrahmens lagen, sondern auch auf Menschen aus der Türkei und auf die Geschichte der Stadt allgemein. Welche Forschungs- und Vermittlungswege ich in meiner ambivalenten Studie zu städtischen Erinnerungsorten türkeistämmiger Berlinerinnen und Berliner wählte und welche Gedanken ich für die Aushandlung städtischer Erbekonstruktionen aus den empirischen Studien entwickelte, soll Gegenstand der nächsten Zeilen sein.

## Vom Recht-auf-Erbe zur öffentlichen Konstruktion von Erbe

Das Erbe, von dem dieser Beitrag handelt, ist in erster Linie kulturelles Erbe, welches Interpretationen, Deutungen und Inwertsetzungen unterschiedlicher städtischer Orte mit Vergangenheitsbezügen meint. Hierzu zähle ich vor allem physisch ausgestaltete oder lokalisierbare Spuren von Vergangem, also materielle und immaterielle Hinterlassenschaften, zu denen sich Subjekte verhalten. Trotz der inhaltlichen Überschneidungen zu den anglo-amerikanischen Diskursen über *Heritage*<sup>7</sup> schreibe ich *Erbe*. Das reizvolle an dem deutschen Erbe-Begriff liegt in der deutlicheren Verknüpfung der substantiellen und tätigen Bedeutung (das Erbe und erben). Die deutsche Bezeichnung *Erbe* verknüpft das englische Wort *Heritage*, welches die Tätigkeit stärker mitdenken lässt (to inherit something), mit dem französischen Begriff *patrimoine*, bei dem das Vermögen bzw. die Hinterlassenschaft das Wortbild stärkt. Der internationale Diskurs zu *Heritage – Patrimoine – Erbe* hebt die Verbindung zwischen den materiellen bzw. immateriellen

Werten und den Menschen hervor.<sup>8</sup> Im Mittelpunkt der Diskurse stehen zurecht die Akteure, denn ohne Erben verliert auch ein Erbe an Wert. Umgekehrt wirkt sich das uns umgebende Erbe auch auf unsere persönlichen Identifikationsmöglichkeiten aus.<sup>9</sup> Wie sich Menschen zu einem Erbe, aber auch zu anderen Erben verhalten und inwiefern sie sich in dem kulturellen Erbe, das sie umgibt, wiederfinden können und wer eigentlich das Recht auf Teilhabe und damit auch Mitsprache am Erbe hat, sind wichtige und dominierende Fragen im Heritage-Diskurs, die ich in meiner Dissertation in einem Recht-auf-Erbe-Paradigma verankert sehe.<sup>10</sup>

Der Bedeutung des Lokalen und des physisch Erlebbareren wird besonders in machtsensiblen Diskursen, wie denen zur Aushandlung gesellschaftlicher Repräsentation im und Teilhabe am städtischen Erbe, ein hoher Stellenwert beigemessen.<sup>11</sup> Der öffentliche Raum mit seinen materiellen Einschreibungen bekommt, je dauerhafter und öffentlicher ein Erbe konstruiert wird, ein größeres Gewicht, denn dies gilt als eindeutige Sichtbarkeit einer zur Gesellschaft zugehörigen Überzeugung.<sup>12</sup> Wie schnell sich diese Vorstellungen und Werte verändern und Auswirkungen haben können, also wie instabil eine städtische Erbekonstruktion sein kann, konnte zum Beispiel am Umgang mit der DDR-Architektur in Berlin beobachtet werden.<sup>13</sup> Diese Erfahrung machte einmal mehr deutlich, dass im städtischen Erbe das Konzept der Gesellschaft zum Ausdruck gebracht wird. Entsprechend wurde die Transformation der Gesellschaft auch auf das städtische Erbe übertragen.

Wie kann also eine *Migrationsgesellschaft*<sup>14</sup> im städtischen Erbe sichtbar werden? Die Sichtbarmachung der Vielfalt einer Migrationsgesellschaft, also der unterschiedlichen Erbegemeinschaften, folgt überwiegend einer dominierenden Logik der Repräsentation. Jede Form der Repräsentation gilt als eine Form der Inwertsetzung. Eine Migrationsgesellschaft in ihrer vollständigen Vielfalt in öffentlichen Erbekonstruktionen gerecht zu repräsentieren, ist aber real nicht möglich.

Einerseits weil es praktisch nicht zu bewältigen ist, andererseits aber auch, weil man so erneut Gruppen konstruieren und inhärente Differenzen ausblenden würde. Eine Dissoziation öffentlicher Erbekonstruktionen wäre von einer vorgestellten Allgemeinheit schlicht nicht mehr wahrnehmbar und damit dann eben auch nicht mehr öffentlich.

Die Pluralisierung von Vergangenheiten sowie die Demokratisierung politischer Erinnerungs- und Gedenkpraktiken muss andererseits nicht per se gut sein. Pluralisierungen und Demokratisierungen bei Erbekonstruktionen bringen nicht automatisch eine gerechtere Welt und mehr Zusammenhalt hervor. Waren es noch Diskurse zur Repräsentation, die das öffentliche Erinnern in die Kritik zogen und unterrepräsentierten Perspektiven ihren Platz einforderten<sup>15</sup>, so sind Forschende differenzierter, insbesondere in den Memory Studies, vorsichtiger im Umgang mit Repräsentation und Erinnerung, weil sie Ambivalenzen und Inkohärenzen in einer pluraler gewordenen Empirie wahrnehmen.<sup>16</sup>

Forschungsergebnisse werden immer weniger mit Objektivitäts- und Allgemeingültigkeitsansprüchen aufgebauscht, sondern sensibilisieren dafür, dass diese Ergebnisse einen weiteren Schritt

zu einem komplexeren Verständnis der Welt beitragen sollen. Die verinnerlichte wissenschaftliche Überzeugung von Kontingenz lautet, wenn man diese auf eine Formel bringen müsste: *Das Weltverständnis was ich quellenbasiert erarbeite ist wirklich und nicht beliebig, aber gleichzeitig auch nicht das einzige mögliche Verständnis.* Der Kontingenzgedanke gesellschaftlicher Ordnungen und Verständnisse, begegnet einem in der geisteswissenschaftlichen Forschung, sowohl in der Wissenssoziologie<sup>17</sup>, als auch in der Philosophie<sup>18</sup>, wie auch in den Geschichtswissenschaften<sup>19</sup>. Hierbei wird wiederholt betont, dass die Welt, wie wir sie kennen und kennenlernen, nicht a priori existiert, sondern erst durch soziale Konstruktionen Wirklichkeit erlangt und immer auch eine andere sein könnte oder gar gleichzeitig ist.<sup>20</sup> Warum sollte dies dann nicht auch im Kontext marginalisierter Perspektiven gelten?

Bevor über Repräsentationen nachgedacht und gestritten werden kann, sollte man sich die der Erbefrage zugrunde liegende Identitätsfrage stellen. Welches Wir-Gefühl soll eine Migrationsgesellschaft miteinander teilen bzw. lernen? Worin bestehen die gemeinsamen Werte und Überzeugungen? Da die Beantwortung nicht substanziell und eindeutig sein kann, kann die gemeinsame Überzeugung letztendlich auch nur im Hinblick auf das *Wie* und nicht das *Was* dargelegt werden. Also die Überzeugung, wie wir in einer Migrationsgesellschaft öffentliche Erinnerungsarbeit vereinbaren und welches grammatische Regelwerk wir hierfür festlegen wollen. Ein Erbe im öffentlichen Interesse sollte solche Überzeugungen dann auch nicht ausblenden, wenn es darum geht, marginalisierte Perspektiven zu ermächtigen. Der derzeitige politische Umgang mit Identitäts- und Erbekonstruktionen lässt ein Überzeugungsparadoxon entstehen, das unauflöslich scheint. Während man einerseits versucht, gesamtgesellschaftliche (nationale) Identitäts- und Erbekonstruktionen mit kritischer Distanz, demokratisch und offen – eben im Sinne einer Migrationsgesellschaft – zu thematisieren<sup>21</sup> und damit ein Gegenkonzept zu den Wesensvorstellungen hinter Identitäts- und Erbekonstruktionen zu vermitteln,<sup>22</sup> verfolgt man gleichzeitig individuelle freiheitliche Prinzipien, die Bestrebungen bestimmter Gruppen-Reifizierungen durch Traditionen, Religionen und eben auch städtischen Erbekonstruktionen sogar fördern. Unter kultureller Teilhabe wird daher auch die Ausdrucksmöglichkeit unterschiedlicher kultureller Überzeugungen verstanden. Spivak diskutiert innerhalb dieses Paradoxons die Fürs und Widere und spricht von strategischen Essentialismen und Ethnisierungen sieht aber selbst auch keinen klaren Ausweg aus dieser instabilen Konstruktion.<sup>23</sup>

Wie mit diesem Paradoxon bei Erbekonstruktionen umgegangen werden könnte, schlägt Michael Rothberg in der Veränderung der Grundannahme vor. In seinem mittlerweile auch im deutschsprachigen Kontext viel zitierten Buch *Multidirectional Memory* aus dem Jahr 2009, plädiert Rothberg dafür Erinnerungen – er verwendet nicht den Begriff Erbe, weil es ihm weniger um das Materielle, als vielmehr um die Erinnerungshandlungen geht – als multidirektional zu verstehen, um Abstand von dem Nullsummenspiel der Erinnerungen zu nehmen und dem Ringen um das eine richtige Erinnern ein Ende zu bereiten. Er plädiert für den Wert des Streits und mehr gegenseitige

Verantwortung gegenüber einer real existierenden Kontingenz von Erinnerungen. Damit schreibt Rothberg auf Basis seiner empirischen Beobachtungen darüber, wie die Kontingenz von Erinnerungen im politischen Feld eine Herausforderung im Hinblick auf Verantwortung und Gerechtigkeit darstellt. Blicke man bei den gelernten Grundannahmen einer vermeintlich objektiv feststellbaren richtigen Erinnerung, würden öffentliche Erinnerungen nur wiederholt Gewinner und Verlierer hervorbringen, was langfristig ein friedliches Miteinander gefährden würde.<sup>24</sup>

Entscheidend für mich war und ist bei Rothbergs Ausführungen die Betonung der Abkehr einer identitätsgeleiteten öffentlichen Erinnerungspolitik und Zuwendung zu einem Verständnis von gemeinsamer Verantwortung für den Rahmen, in dem Erinnerungsarbeit stattfindet. Dies erscheint zunächst für den deutschen Diskurs vor dem Hintergrund der noch recht neuen Selbstverständnisse und Verhandlungen Deutschlands als eine Migrationsgesellschaft besonders aktuell, ist aber unabhängig von der Diversität einer Gesellschaft ein Prozess, den man auch in einer aufklärerischen Entwicklung, unabhängig von Migrationsprozessen, als relevant erachten sollte.

## Vom aristotelischen zum epischen Theater städtischer Erbekonstruktionen

Eine Migrationsgesellschaft kann nicht in einem bestimmten Erbe sichtbar werden, weil sie eben bisherigen Einheitskonzepten entgegensteht. Um Vielfalt und Vielheit sichtbar zu machen und das Wettrennen um den öffentlichen

Raum im Sinne einer Migrationsgesellschaft zu gestalten, bedarf es einer grundsätzlich veränderten Dramaturgie des städtischen Theaters. Zumindest leite ich diesen Gedanken aus meinen empirischen Studien ab. Ich schlage vor, zwischen zwei Modi zu unterscheiden, die ich, inspiriert von *Theatres of Memory* von Raphael Samuel (1994) terminologisch der Theatertheorie entnommen habe und gedanklich aus Rothbergs Argumenten für ein multidirektionales Verständnis von Erinnerungen entwickle. Ich unterscheide zwischen dem *aristotelischen* Theater, bei dem Erbegemeinschaften sich formieren, sich bestätigen und Traditionen pflegen und dem *epischen* Theater, welches städtisches Erbe im öffentlichen Sinne unter der Prämisse der historisch-politischen Bildung kuratiert.<sup>25</sup> Unter dem aristotelischen Theater versteht man eine Einheit von Zeit, Ort und Handlung, bei der die Zuschauer:innen sich mit der einheitlichen Wirklichkeit auf der Bühne identifizieren und dadurch eine Form der Heilung (Katharsis) erfahren können. Beim epischen Theater nach Brecht sollen Zuschauer:innen durch den Verfremdungseffekt (V-Effekt) an einer Identifikation gehindert und durch distanzierende Momente aus der Handlung herausgerissen werden. Die Distanz soll so mehr Denk- und Reflexionsvermögen befördern und Selbstreflexion anstelle von Selbstbestätigung auslösen.<sup>26</sup> Beide Theaterformen sind in einer auf Freiheit und Demokratie aufbauenden Gesellschaft wichtig.

Erbediskurse im öffentlichen Raum sind, wie auch von Rothberg dargelegt, hochgradig politisch, denn sie müssen Ansprüchen einer vorgestellten Allgemeinheit genügen und gerecht sein.<sup>27</sup> Der politische Umgang mit Identitäts- und

Erbediskursen in Migrationsgesellschaften ist widersprüchlich und äußert sich in dem bereits erwähnten Überzeugungsparadox zwischen der Erkenntnis, dass städtisches Erbe immer sozial konstruiert wird, also jederzeit auch anders konstruiert werden könnte und dem Grundsatz einer freiheitlichen Demokratie, bei der Individuen und Erbegemeinschaften das Recht haben, gemäß ihrer eigenen Vorstellungen und Werte zu leben, solange dies nicht ausgemachte Grenzen anderer überschreitet. Das im Grunde europäische Motto von Einheit in Vielfalt müsste demnach widersprüchlich gewertet werden. Während man einerseits entmythisiert, fördert man gleichzeitig »*the work of imagination*«<sup>28</sup>. Dies lässt sich meiner Meinung nach nur realistisch verknüpfen, wenn man in den eben dargelegten zwei Modi unterschiedlich operiert.

Für den neuen epischen Rahmen einer gemeinsamen Erinnerungsarbeit in Vielfaltskontexten bedarf es meiner Erfahrung nach einer genuinen Neubefragung der Spuren in der Topografie der Stadt. Ich möchte dafür vorschlagen, das Erbe an sich – also das Substantielle – in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses zu stellen und adressierte neue Zielgruppen, bei denen die kulturelle Teilhabe gefördert werden soll, nicht nur als Erben mit einem Recht auf Repräsentation zu betrachten. Stattdessen erwies es sich in meinen Studien als erkenntnisfördernd und auch ermächtigend, unterrepräsentierte Subjekte aber auch andere Zeitzeug:innen, zu Blick verändernden Kompliz:innen zu machen und in die neue Erinnerungsarbeit und Aushandlung von städtischem Erbe einzubeziehen, ohne diese zwangsläufig zu Erben der gemeinsam betrachteten Sache zu machen.

## Zugänge durch Gesprächskomplizenschaften

Den von mir als *Gesprächskomplizenschaften* bezeichneten Zugang zu einem anderen städtischen Erbe, stützte ich auf die Lektüre des Beitrags *Wege ins Feld und ihre Varianten* vom Soziologen und Psychologen Stephan Wolff in dem einschlägigen Handbuch zur Qualitativen Sozialforschung von Flick u.a.. In seinem Aufsatz macht er sich stark für einen Feldzugang, der keine »strikte Drinnen-Draußen-Unterscheidung«<sup>29</sup> konstruiert. Inspiriert von seinen Ausführungen eines kooperativen Verständnisses von Forschung und Forschungsobjekt übertrug ich dies auf meinen akteursbezogenen Feldzugang, den ich ursprünglich mit Interviewverfahren oder Zeitzeug:inneninterviews umschrieb. Mit dem Begriff *Gesprächskomplizenschaften* soll aber die Besonderheit der Forschungshaltung verdeutlicht werden, die, wie Wolff es darlegte, innerhalb einer spannungsreichen Kollaboration über die Aktivierung hinaus eine besondere Form der Involviertheit und der Offenheit bedingt.<sup>30</sup> Die Interview führende Person kann und soll sich hierbei nicht heraushalten, sondern ist dafür zuständig, die gemeinsame Beteiligung und ein Erzählen zu ermöglichen und die Sicherheit der Gesprächssituation zu gewähren. Was die Gesprächskomplizenschaft prägt, ist die spezifische Haltung, die ich mit meinen Gesprächspartner:innen einnehme, bei der *Empowerment*<sup>31</sup>-Ansätze und *Safe Space*<sup>32</sup>-Konzepte die Situation prägen. Beim *Safe Space* spielt es eine aktive Rolle, ob man als Forschende selbst zu ähnlich diskriminierten Personenkreisen

gehört, wie die Gesprächspartner:innen. Noch viel entscheidender für die Gesprächskomplizenschaften ist aber die gemeinsame Haltung zum Objekt. Als Komplizen bekommen die Gesprächspartner:innen die Freiheit, sich ohne die Last der Repräsentation zu äußern. Mit ihren Perspektiven und meinen Recherchen versuchen wir, gemeinsam etwas Neues hervorzubringen. Gesprächskomplizenschaften sind daher eher eine erinnerungskünstlerische Kollaboration als eine soziologische Methode.

Tim Wolfgarten erörtert in seinem Buch zur *Repräsentation des Anderen*<sup>33</sup> seinen Versuch, die Visualisierungsstrategien in Migrationsausstellungen anders zu lesen. In diesem Zusammenhang zitiert er die Kunsttheoretikerin und ehemalige Mitarbeiterin des Dokumentationszentrum und Museum für Migration in Deutschland e.V., Aurora Rodonò. Das Zitat ist auch für die Gesprächskomplizenschaft maßgeblich:

»Wahre Erkenntnis ist, Platon zufolge, nur demjenigen möglich, der die Welt der Erscheinungen und angenommenen Meinungen (Doxa) überwindet und sich auf jenen Zustand besinnt, den die sterbliche Seele, der mythischen Überlieferung zufolge, vor dem Eintritt in das irdische Dasein gehabt haben soll: das reine Anschauen der Ideen. Um diesen Zustand zu erreichen, unterzieht Platons literarischer Held Sokrates seine Gesprächspartner einer ganz bestimmten Methode, der Mäeutik oder Hebammenkunst. Diese besteht darin, das vermeintliche, kulturell ankonditionierte Wissen zunächst einmal vergessen zu machen, wie einen Schleier beiseite zu schieben, damit die Seele ihr ursprüngliches Wissen hervorbringen kann. Das Vergessen erreicht Sokrates bei seinen Gesprächspartnern dadurch, dass er sie in ihren vorgefassten Meinungen irritiert; er führt sie systematisch in einen Zustand der Verwirrung, der Aporie.«<sup>34</sup>

Die im Kontext der Bilder- und Kunstvermittlung als *Hebammenkunst* bezeichnete Methode stellt eine passende Analogie auch zur Erschließung und Vermittlung neuer Wissenswelten eines städtischen Erbes her. Da die Stadt, bzw. der öffentliche Raum und seine historischen Bedeutungsebenen mehr als alle anderen kulturellen Bereiche durch Dominanzkultur<sup>35</sup> geprägt wird, ist es eine besonders schwere Geburt diese Dominanzen vergessen zu machen und die Stadt anders zu lesen. Die Gesprächskomplizenschaften erfordern deshalb viel Vorbereitung, Kommunikation, Anstrengung und Empathie und dauern oftmals, wie eben auch eine Geburt, viele Stunden oder mehrere Tage.

Das gemeinsame Betrachten und Sprechen auf Augenhöhe (Empowerment) mit den jeweiligen gemeinsamen, Blick verändernden, kreativen Impulsen, half mir und meinen Gesprächskompliz:innen die gelernten Gastarbeiter- und Migrationsnarrative – den *Migrations Schleier* – beiseite zu schieben. Durch ablenkende Fragen und stadträumliche Kontextveränderungen konnten die kulturell konditionierten Erzählungen der Migration gestört und neue, nicht offensichtliche Erinnerungen aber auch Gelerntes abgerufen werden. Hierbei interessierten mich vor allem Detailfragen zu konkreten Verortungen und alltäglichen Phänomenen wie zu Kleidungen, zum Wetter, zu zeitgenössischer Musik, Frisuren, Essen usw. Dies half, die Vergangenheit umfassender zu begreifen und erwies sich zudem als erfolgreiche mnemotechnische Inspiration.

Auch diese Vorgehensweise ließe sich in der theatertheoretischen Terminologie im Sinne eines Brecht'schen Verfremdungseffekts (V-Effekt) erklären, bei dem alle Beteiligten ihr Wissen und ihre Haltung wiederholt ändern müssen. Die Regie führt dabei die forschende Person, obwohl sie auch aus dieser Rolle herausfallen kann und soll. Mit überraschenden Archivfunden, historischen Verknüpfungen zu anderen Zeiten und anderen Orten wird in situativen Gesprächen gleichzeitig eine Distanz zur eigenen Mythosbildung erzeugt. Diese Distanz ermöglicht mehr Denk- und Reflexionsfreiheit und damit auch mehr Erinnerungen. Die Gesprächspartner:innen und ihre Blicke auf die Stadt wurden auf diese Weise nicht auf eine spezifische neue Erzählung als ihre wesentliche festgelegt, vielmehr wurde die Erzählung zur Stadt so geöffnet, dass sie etwas von sich hineingeben konnten. Die Gesprächskomplicitäten stellen eine Möglichkeit dar, offene und hermeneutische Erbekonstruktionen der Stadt zu erarbeiten – im Gegensatz zu Rekonstruktionen von kollektivierenden Erbekonstruktionen.

Um die Ableitungen aus meiner Studie anschaulicher zu verstehen, braucht es Einblicke in die Empirie und den Forschungsweg. Nachfolgend will ich einen kurzen Einstieg in die empirische Wissenswelt meiner Forschungen versuchen.

## Zugang zur Hardenbergstraße

Die Hardenbergstraße ist eine in Berlin-Charlottenburg<sup>36</sup> gelegene, mehrspurige Straße, die den Ernst-Reuter-Platz mit dem Breitscheidplatz verbindet. Der wesentliche Charakter der Hardenbergstraße ist geprägt von dem Raum zwischen dem Ernst-Reuter-Platz und der Bahnunterführung am Bahnhof Zoologischer Garten und besitzt mit dem Steinplatz ein prägendes Straßenzentrum. Die Straße hat eine historische Dichte, die mit den bedeutsamsten Hauptnarrativen der politischen Geschichtsschreibung Deutschlands verknüpft ist und mir erst durch die öffnende Suche nach den Erinnerungsorten türkeistämmiger Berliner:innen begegnete. Die Straße verbindet die Eigenart des westlichen Ku'damm-Gebiets, welches von Handel, Gastronomie, Wirtschafts-, Kultur-, und Verwaltungseinrichtungen geprägt ist, mit dem Universitätsgelände der TU Berlin und der Universität der Künste. Viele Bauten hier stehen unter Denkmalschutz und dokumentieren die wichtigsten Zeiten dieser Straße, von der ehemaligen Inszenierung eines modernen und industriell aufstrebenden Preußens über die Zeiten des ersten Weltkrieges und der Weimarer Republik, der düsteren 1930er Jahre und des zweiten Weltkrieges bis hin zum Neubau des Nachkriegsberlins als freiheits- und wirtschaftsbetonte Frontstadt des Kalten Krieges.

In meinem Studien- und Forschungszeitraum war die historische Dichte der Straße in ihren vielfältigen Verknüpfungen weitestgehend abwesend und, trotz materieller Spuren im Alltag, unsichtbar. Insgesamt 16 Jahre lang bewegte ich mich zunächst als Studentin und dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin regelmäßig in diesem Raum hin und her. Als ich 2007 im Anschluss an ein Studienprojekt über das *Fremde Erbe* begonnen hatte, erste Interviews mit türkeistämmigen Berliner:innen der ersten Einwanderungsgeneration zu *ihren* Denkmälern und

Erinnerungsorten zu führen – die Darlegungen zu den Gesprächskomplizenschaften entwickelte ich erst zehn Jahre später – begegnete ich in einem mittlerweile verschwundenen Café am Ernst-Reuter-Platz einem Gesprächspartner, der ungeahnten Einfluss auf meinen methodischen und inhaltlichen Forschungsweg nahm. Er wurde mir von einer anderen Interviewpartnerin als Gesprächspartner empfohlen, weil dieser wohl ein gebildeter, aufgeschlossener und angenehmer Mensch sei, der für *die Türken* gut sprechen könne. Er war sehr freundlich und interessiert an meinem Studium und wir unterhielten uns lange über den Türkisch-Deutschen Unternehmerverein und die gelungene Integration der Türken in Deutschland. Wir sprachen viel über *die* deutsche Kultur und *die* türkische Kultur. Er betonte, wie wichtig es sei, dass ich als Tochter *der Türken* mir besonders viel Mühe gebe, gut zu sein im Studium, denn alles was ich erreichen würde, würde ich auch für alle anderen erreichen. Es war ein Gespräch mit wohlmeinenden Ratschlägen im Schatten der negativen Vorurteile gegenüber Türken. Als ich nach dem längeren Vorgespräch anfang, die Fragen meines damaligen Fragebogens zu stellen, änderte sich die Stimmung, denn er wollte nichts sagen, was den Eindruck eines integrationsunwilligen Türken erwecken könnte. Dies teilte er mir auch explizit so mit. Ein türkeistämmiges Erbe der Stadt, so befürchtete er, könnte als Abspaltung von der deutschen Gesellschaft gelesen werden. Ihm ging es dabei nicht um ihn persönlich, sondern um seine Aussage als etwas, das Auswirkung für alle haben könnte. Die Momente, die er aus seiner Biografie heraus als stadthistorisch relevante und deziert nicht türkische Erinnerungen einstuft, waren jene Orte, an denen er persönlich die Überquerung der deutsch-deutschen Grenze erlebt hatte, also Erinnerungen, die sich aus seiner Perspektive eindeutig mit der deutschen Geschichtsnarration in Verbindung bringen ließen. Als ich das standardisierte Interviewverfahren beendet hatte, erwähnte er im Gehen noch etwas, was ihm im Geschichtsunterricht in der Türkei erzählt worden sei und mit Deutschland zu tun hätte. Meinen wenigen Postskript-Notizen zufolge erzählte er, dass sich ein türkischer Minister im Exil in Deutschland aufgehalten hätte und dann hier von einem Armenier erschossen worden sei. Das sei so circa 1917 gewesen. Er war sich nicht ganz sicher mit den Daten, aber er meinte, dass es hieße, der Minister sei wohl am Steinplatz ermordet worden. In meinen Notizen hielt ich diese Hinweise mit sechs großen Fragezeichen fest. Ich konnte zu dem Zeitpunkt weder mit dem historischen Kontext noch mit dem Attentat etwas anfangen. Die Angaben zum ermordeten namenlosen Minister verblieben deshalb nur in den Notizen und wurden von mir nicht in den standardisierten Erfassungsbogen eingefügt. Ich konnte damals dazu nichts im Internet finden und war überzeugt, dass eine politische Geschichte dieser Bedeutungsebene irgendwo hätte präsent sein müssen, wenn sie wahr gewesen wäre und hielt die Erzählung daher für einen Mythos, beziehungsweise ging davon aus, dass er sich irgendwie geirrt haben musste.

Nach unserem Gespräch lief ich auf der südlichen Seite der Hardenbergstraße zu Fuß in Richtung Bahnhof Zoo. Ich wollte das Gespräch im Gehen rekapitulieren. Da ich normalerweise nicht zu Fuß durch die Hardenbergstraße ging, sondern den Weg zwischen Bahnhof Zoo und Ernst-Reuter-Platz mit der U-Bahn

abkürzte, hatte ich vor diesem Interview noch nie aktiv auf die Denkmäler der Straße geachtet. Mir war auch nie in den Sinn gekommen, dass diese Straße ein wie auch immer geartetes türkisches Erbe hätte haben können. Auf Grund des Hinweises meines Gesprächspartners zum Steinplatz lief ich den Platz gründlich ab und machte bei jedem Stein, den ich nachrecherchieren wollte, eine Notiz – damals noch ohne Smartphone und ohne Kamera. Als ich den Gang fortsetzte, kam ich nach einer Weile zu einem Gedenkstein in der Hardenbergstraße 20. [ Abb. 1 ] Bei der Rundumbetrachtung des gestalteten Steins bemerkte ich das erste Mal eine seitliche Inschrift, die auf der einen Seite auf Deutsch und auf der anderen Seite auf Türkisch eingraviert war. Ich fragte mich, ob dieser Stein etwas mit dem ermordeten Minister zu tun hatte und schrieb mir den Namen auf. Bei einem zweiten Treffen mit dem gleichen Gesprächspartner eine Woche später,



ging ich mit ihm zu Fuß vom Kurfürstendamm bis zum Bahnhof Zoo und machte einen Bogen zur Hardenbergstraße, um ihm den Stein mit der türkischsprachigen Inschrift zu zeigen. Er sah zwar den Stein das erste Mal, aber die Geschichte dahinter war ihm gut bekannt und er freute sich, dass für die tragische Geschichte ein solcher Gedenkort existierte. Mit dem Minister hätte der aber nichts zu tun. Beim Blick auf den Gedenkstein fielen ihm dann doch noch mehr Orte und Spuren der Stadt ein, die es vielleicht doch wert waren, erinnert und erzählt zu werden, auch wenn sie türkische Protagonisten hatten und in seinen Augen keine deutsche Geschichte darstellten. Bis auf die Informationen der Inschrift war es 2007 noch unmöglich, ohne Weiteres Informationen über die Hintergründe des Gedenksteins zu bekommen. Man konnte lediglich der Inschrift entnehmen, dass sich am 30. August 1983 Cemal Kemal Altun als politischer Flüchtling aus dem Fenster des Verwaltungsgerichts stürzte. Die deutsch-türkische Inschrift informiert außerdem darüber, dass er Angst vor seiner Auslieferung hatte und mahnt, dass politisch Verfolgte Asyl erhalten müssen.

Die Recherche zu Cemal Kemal Altuns Gedenkstein führte mich nicht nur zu den politischen Hintergründen seiner Flucht aus der Türkei und seinem Weg nach West-Berlin über die DDR,<sup>37</sup> sondern auch zu der Geschichte des Künstlers Akbar Behkalam, der den Gedenkstein geschaffen hatte, und zu den Aktivistinnen Azize Tank und Alisa Fuss, die sich für dessen Errichtung eingesetzt hatten.<sup>38</sup>

Darüber hinaus eröffneten die Recherchen neue Blicke auf die dem Gedenkstein gegenüberliegende Ausstellung *Im Namen des deutschen Volkes*, die im Erdgeschoss des heutigen Oberverwaltungsgerichts zu finden ist.<sup>39</sup> Die Ausstellung stellt eine multidirektionale Verbindung zwischen der Flucht- und Suizidgeschichte Altuns und der Rolle von Justiz und Recht im totalitären NS-Deutschland her. Beide Orte stehen im Verhältnis zur Interpretation der Rolle von fundamentalen Menschen-

rechten und staatlicher Justiz. Die in der Ausstellung aufzuarbeitende Fehlleistung der bundesdeutschen Justiz mit ihren Unrechtsurteilen zu NS-Zeiten steht, mit der selbstangestalteten Fehlleistung der Justiz, gegenüber dem Fall Altun, bei dem es sich um eine in den 1980er Jahren aktuelle, als wiederholte Fehlleistung interpretierte, Justizgeschichte handelte. Die bizarre thematische sowie räumliche Nähe setzte sich bei den Recherchen in der Hardenbergstraße intensiv fort, so dass am Ende, bei der Selektion der Beispiele für meine Arbeit, kein anderer Ort in der Stadt so laut zu schweigen schien wie die Hardenbergstraße.

## Armenisch-Türkisch-Osmanisch-Deutsch

Das lauteste Schweigen bezieht sich auf die Hardenbergstraße als Tatort und Anlass für internationale Menschenrechtsgeschichte, die in diesem Jahr ihren 100. Jahrestag begeht.

Die vom Gesprächspartner erwähnte Ermordung am Steinplatz, die tatsächlich in der Hardenbergstraße, wohl aber eher auf Höhe der Fasanenstraße stattfand, stellte sich Jahre später als eine Ereignisgeschichte von Weltbedeutung heraus, weil sie nicht nur Rechtsgeschichte schrieb, sondern ein versiegeltes Buch der deutsch-osmanischen Geschichte zu öffnen vermochte.

Am 24. Mai 1915 wurde die systematische Eliminierung armenischen Lebens im Osmanischen Reich eingeleitet.<sup>40</sup> Am 31. August 1915 erklärte der Großwesir und Völkermordsdrahtzieher Talaat Pascha (1874–1921)<sup>41</sup> gegenüber dem Botschafter in Konstantinopel, Otto Göppert (1872–1943), dass die »Armenierfrage« nicht mehr existiere: »[...] *La question arménienne n'existe plus.*«<sup>42</sup> Als der erste Weltkrieg an der Seite der Deutschen verloren war, flohen die zentralen Personen der osmanisch-jungtürkischen Machthaberkreise mit Hilfe ihrer Verbündeten des Deutschen Kaiserreichs nach Berlin. Talaat Pascha wurde vor einem Kriegsgericht in Konstantinopel zum Tode verurteilt. Seither lebte er unter einem verdeckten Namen in Berlin und wohnte in einem herrschaftlichen Haus.<sup>43</sup> Heute steht dort das Haus Hardenberg, ein denkmalgeschützter Prachtbau West-Berliner Nachkriegsmoderner Architektur. Am 15. März 1921 wurde Talaat Pascha von Soghomon Tehlirian (1897–1960), einem Armenier und Mitglied der Operation Nemesis<sup>44</sup>, erschossen. Tehlirian wurde nach dem tödlichen Schuss von Passanten niedergeprügelt und festgehalten bis die Polizei kam. Einer Zeugenaussage nach soll er dabei gesagt haben: »Ich Armenier, der Türke, für Deutschland kein Schade!«<sup>45</sup> Nach seiner Festnahme kam es knapp drei Monate später zu einem historischen Gerichtsprozess, bei dem im Laufe der Verhandlung zunehmend dem ermordeten Talaat der Prozess gemacht wurde und Tehlirian quasi als sein Opfer dastand. In diesem Zusammenhang wurden wichtige Zeitzeug:innen-Berichte von Überlebenden der Todesmärsche im Osmanischen Reich festgehalten.<sup>46</sup> Der Prozess ging als Prozess Talaat Pascha in die Rechtsgeschichte ein und bewegte unter anderem Juristen wie Raphael Lemkin (1900–1959) dazu, über die rechtspolitischen Implikationen dieses Prozesses nachzudenken. Lemkin erarbeitete später den Gesetzesentwurf zur Bestrafung von Völkermord.<sup>47</sup> Der Prozess endete mit einem Freispruch für Tehlirian und erregte internationale Aufmerk-

samkeit. Im dem Schlussplädoyer des Verteidigers wird auf eindrückliche Weise geschildert, wie Tehlirians Aussage zu Beginn des Prozesses: »Ich habe einen Menschen getötet, aber ein Mörder bin ich nicht gewesen«<sup>48</sup> zur Überzeugung aller wurde: »[E]r ging nicht selbst hinunter, in ihm gingen die Jahrhunderte, die Millionen Ermordeter hinunter. [...] Das einzige was mich trifft, würde sein, wenn Sie etwas Falsches an die Stelle des Richtigen setzen würden, wenn Sie fragen würden: ›Hat der Angeklagte getötet?‹ und nicht, wie wir es wünschen: ›Ist der Angeklagte *schuldig*, getötet zu haben?‹«<sup>49</sup>

Wir wissen heute, dass das Attentat auf Talaat Pascha nicht unerwartet kam und auch nicht das letzte war. Talaat wurde gewarnt und wusste auch um seine Verfolger.<sup>50</sup> Die Hintergründe zu dem sehr kurzen Verfahren und die selektive Anhörung von Zeugen könnte als antitürkisches Vorgehen interpretiert werden. Bei deutlicherer Annäherung an die historischen Kontexte scheint aber auch die Vermutung plausibel, dass es vor allem darum ging, von der Rolle der *Deutschen* im Völkermord abzulenken.<sup>51</sup> Der Grund, warum über diesen Genozid in Deutschland lange nicht gesprochen und geforscht wurde, lag nicht daran, dass dies eine fremde, translozierte Geschichte von anderswo war, sondern weil diese Geschichte vor dem Hintergrund der Verhandlungen in Versailles die Deutschen noch mehr zu benachteiligen drohte.<sup>52</sup> Der Völkermord an den Armeniern wurde in Deutschland *aktiv* vergessen.

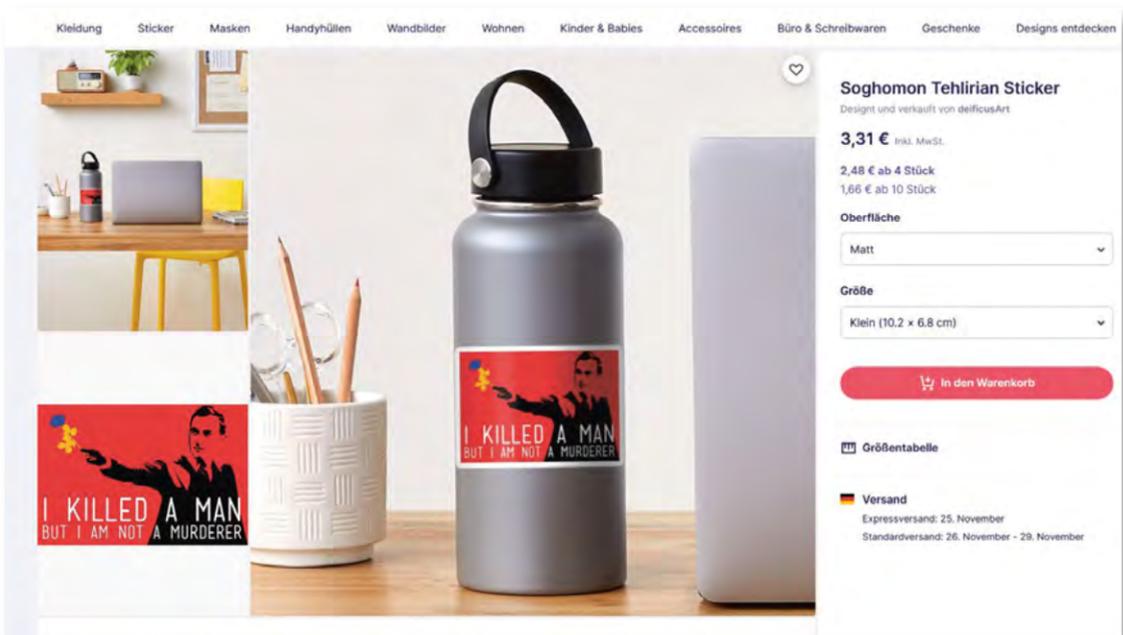
Das ging so weit, das Johannes Lepsius (1858–1926) als Zeuge vor der Gerichtsverhandlung alle Gräueltaten und Berichte von seinen Reisebeobachtungen erwähnen durfte, wenn er dafür zusagte, die Deutschen rauszuhalten.<sup>53</sup> Dem stimmte er zu. Die aktive Politik des Vergessens hatte zunächst nur die deutsche Beteiligung vergessen machen wollen. Dies führte dazu, dass Lepsius die Akten des Auswärtigen Amtes, die die Deportationen und Vernichtungsabsichten hätten dokumentieren können, recherchieren und publizieren durfte, wenn er dabei darauf achtete, belastende Stellen über die Deutschen herauszulassen. Der Stenographische Bericht des Talaat Pascha-Prozesses muss auch in diesem Zusammenhang gestanden haben, als eine Art Beweisführung für ein Verbrechen, dass an sich nicht vor Gericht zu verhandeln gewesen wäre. Eine Form der späten Gerechtigkeit. Um das Schicksal des armenischen Volkes in den Dokumenten beweisen zu dürfen – denn schon damals wurde geleugnet, dass die Vernichtung beabsichtigt gewesen sei – musste Lepsius also diverse Dokumente, in denen eine deutsche Befürwortung hätte darstellbar werden können, schwärzen.<sup>54</sup> Befürworter der Deportationen wie Hans Humann (1878–1933) hatten zentrale Beraterrollen bei den jungtürkischen Machthabern und vertraten die Position, dass die Deportationen richtig und wichtig gewesen seien und zwar gerne auch öffentlich.<sup>55</sup> Auch Humanns Positionen wurden daher versteckt, weshalb kein politisch involvierter deutscher Zeuge bei dem Prozess gegen Tehlirian aussagen durfte.<sup>56</sup>

Zu dem Fall und den historischen Kontexten ließe sich noch viel mehr ausführen, aber hier soll nun die Frage nach dem, was davon blieb, gestellt werden. In der Hardenbergstraße zeugt keine materielle Spur, keine Gedenktafel und auch keine Kunst

im öffentlichen Raum von dieser Geschichte. Die Figur Talaat, die nach Kriegsende noch zu Tode verurteilt und geächtet wurde, bekam im Zuge des neuen nationalen Narrativs der jungen Republik Türkei eine reingewaschene Identität. Talaat, der von den panislamisch organisierten Kreisen in Berlin zum Märtyrer erklärt wurde, wurde als ebensolcher und als Gründungsvater einer fortschrittlichen Türkei zum Namensstifter diverser Straßen, Moscheen und Schulen in der Türkei gemacht. Aber auch Tehlirian wurde in armenischen Erbegemeinschaften zu einer bedeutsamen Figur als Rachemörder und Held. Als 2006 eine sogenannte Talaat Pascha Operation von der Türkei aus nach Berlin geschickt wurde, handelte es sich dabei um 5000 Personen aus rechtskonservativen Kreisen, die nach Berlin reisten. Rund um Dogu Perincek (geb. 1942), dem Vorsitzenden der Vatan Partisi (Vaterlandspartei), mobilisierten sich Menschen, die einerseits das Gedenken an Talaat am Sterbeort in der Hardenbergstraße als Ritual zu etablieren beabsichtigten, und andererseits, sich in einer separaten Demonstration (18. März 2006) gegen die zunehmende politische Beachtung und Thematisierung des Völkermordes in der BRD stellten.<sup>57</sup> Mit den Erinnerungen an das Attentat auf Talaat strebten die Beteiligten eine Gegennarration an, die in die deutsche Geschichtspolitik gebracht werden und zur Umdeutung Talaats beitragen sollte. Gleichzeitig sollten sich die in Berlin ansässigen Menschen aus der Türkei an diese Bewegung anschließen und das Anliegen nachhaltig in der Stadt weiterverfolgen.<sup>58</sup> Die Großaktion brachte gesellschaftspolitische Konflikte mit sich und ein Gedenkritual an der Hardenbergstraße konnte sich aufgrund politischer und aktivistischer Einwände sowie deutlicher Proteste von Seiten armenischer Gruppen nicht etablieren. Dafür wichen die Akteure, um Talaat zu gedenken, auf den bis heute erhaltenen und mittlerweile unter Denkmalschutz gestellten muslimischen Friedhof am Columbiadamm aus – einem Friedhof, der aus historischen Gründen zum Hoheitsgebiet der heutigen Türkei gehört. Die Aufmerksamkeit, die sich durch die Aktionen 2006 entwickelte, galt weniger der Ehrung und des Gedenkens Talaats, als vielmehr dem Konflikt sowohl um historische Deutungen, als auch um die Positionierung der öffentlichen Instanzen dazu. Hier ging es nicht nur um Konflikte zwischen *Armeniern* und *Türken*, sondern um Momente eines wertvollen Zweifels an dem bisherigen Umgang mit dem Genozid im Osmanischen Reich und der *deutschen* Rolle darin.

Aus armenischer Perspektive wird ein weiterer wichtiger erinnerungskultureller Aspekt in Bezug auf die Hardenbergstraße eröffnet. Soghomon Tehlirian wird als Gallionsfigur in einem regelrechten Personenkult gefeiert. Diverse Denkmale und Benennungen von Orten nach ihm in Armenien sind nur ein Ausdruck dieses Kults. Sein Grab in Fresno, Kalifornien, ist zu einer regelrechten Pilgerstätte für Armenier geworden, und in Marseille ist sogar ein Platz nach ihm benannt. Es soll bis hin zur armenischen Gemeinde in Kalifornien der Mythos kursieren, dass es in der Hardenbergstraße ein Denkmal oder eine Gedenktafel zu Ehren Tehlirians gibt, also am authentischen Ort des Geschehens. In zwei Gesprächen wurde mir gegenüber behauptet, dass jedes armenische Kind die Hardenbergstraße kenne. Für

türkeistämmige Kinder kann ich das nicht behaupten. So mancher armenische Gast Berlins soll hier bereits vergeblich nach einem Erinnerungszeichen gesucht haben. Im Oktober 2017 versammelte sich eine Gruppe junger Armenier aus München vor der Hardenbergstraße 17 und zelebrierte den Ort der Vergeltung durch gemeinsames Singen. Das Video dieses gemeinsamen Erinnerens wurde bei Facebook hochgeladen, anschließend 107-mal geteilt und 9600-mal aufgerufen. Mittlerweile gibt es Bettwäsche, Becher, T-Shirts und Tücher mit Tehlirian darauf. [ Abb. 2 ] Die Zelebrierung eines Helden scheint auch deshalb so wichtig, weil es emotional hilft, *die Tat, die ins Innere dringt und zerstört*,<sup>59</sup> für einen Moment zu beherrschen und nicht Opfer zu sein.



Die Wertverknüpfungen bei Erinnerungshandlungen sind, das zeigt uns der Erinnerungsraum zur Genozid-Rache eindringlich, mannigfaltig und nur bei genauer Annäherung zu verstehen. Jede Wertverknüpfung muss mit der Frage der Sprecherposition verknüpft werden und mit der Motivation dahinter. Für wen sprachen die eingeflogenen Türken 2006 und warum? Für wen sang die armenische Gruppe 2017 vor der Hardenbergstraße 17? Spricht jemand, um Gültigkeit zu behaupten, oder spricht jemand, um zu verarbeiten? Spricht jemand, um Freude zu teilen, oder spricht jemand, um Angst zu verbreiten? Diese Fragen halte ich im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Erbe-Modi für besonders wichtig. Je nachdem wie die Sprecherposition reflektiert wird, entsteht auch eine Vorstellung darüber, ob wir uns in aristotelischen oder epischen Erbekonstruktionen wiederfinden. Daran muss sich dann auch der narrative Erzählrahmen orientieren. Erzähle ich eindeutig oder vieldeutig?

Im Falle des Tehlirian-Kultes fällt es in Berlin in den behördlichen Kreisen und Kulturkommissionen der Bezirke schwer, Verständnis für die übermäßige Ehrung einer Tötung aufzubringen. Für armenische Gruppen kann jedoch die Verkennung einer ermächtigenden Erbekonstruktion schmerzhaft sein, weil es ihnen im umgekehrten Sinne zuweist, ausschließlich als Opfer- und Verlustgruppen zu existieren. Geht man von zwei Erbe-Modi aus, so ließen sich Raum und Freiheit für aristotelische Erbekonstruktionen schaffen, in denen kollektivierende und gruppenbezogene Handlungen stattfinden können. Gleichzeitig könnte man aber auch dazu ein episches Erbe konstruieren, bei denen die Schaffung von anderen Bildern und Sprachen der Stadt transparent gemacht werden. Schwierige Vergangenheiten, wie das Attentat auf Talaat, müssen im epischen Modus distanziert betrachtet und auch in Beziehung zu anderen Ereignissen gestellt werden, was wiederum auch an den Fall Talaat neue Fragen aufwerfen und neue Verständnisse generieren kann. Die Aufgabe, die Expert:innen bei epischen Erbekonstruktionen haben, liegt nicht darin, einzelnen Orten und Spuren einen Sinn zuzuschreiben, sondern die vorhandenen Sinnkonstruktionen aristotelischer Erbekonstruktionen herauszulesen, diese zu verflechten und bestimmte übersehene Tatsachen zum Vorschein zu bringen und zu bedenken zu geben. Es kann dabei nur darum gehen, einen Sinn durch kollaborative Konstruktionsprozesse zu erörtern und nicht kollaborativ für einen bestimmten Sinn, also eine bestimmte Gruppenvorstellung aktiv zu werden. Eine dritte Perspektive auf die Genozidtrache konnte im Rahmen dieses Aufsatzes nicht ausgeführt werden, soll aber zumindest kurz Erwähnung finden. Die völkerrechtliche Wirkung des Berliner Strafprozesses und ähnlicher anderer, die 1921 und 1927 in Konstantinopel sowie Paris geführt wurden ist ein Teil der internationalen Rechtsgeschichte und der Geschichte von Zeitzeugenschaften geworden.<sup>60</sup> Diese rechtshistorischen Zusammenhänge zeigen die Möglichkeit einer dritten Alternative zur Betrachtung des Attentats und Strafprozesses, ohne bei der türkisch-armenischen Konfrontation stehen zu bleiben.

In der Migrationsgesellschaft ist das gemeinsame Staatsbürgerrecht der kleinste und doch wichtigste gemeinsame Nenner, auf dessen Grundlagen die gesellschaftliche Zugehörigkeit uneingeschränkt bestehen muss. Das bedeutet im Besonderen, dass jeder Person das Vorrecht und damit die Freiheit eingeräumt wird, selbst zu beschreiben, wer oder was sie ist und welche ihrer Eigenschaften wesentlich und welche unwesentlich sind, ohne dadurch die Zugehörigkeit zur Gesellschaft zu verlieren.<sup>61</sup> Hierzu zählt auch die Freiheit, seine Zugehörigkeit und Verbundenheit zu erinnerungskulturellen Handlungen zu verinnerlichen oder auch abzulehnen. Man ist nicht automatisch ein Teil eines spezifischen Narrativs bzw. einer Erbegemeinschaft, nur weil man den dazu passenden Pass innehat.

Die Herausforderung an eine Migrationsgesellschaft, die sich auf der Bühne der städtischen Erbekonstruktionen stellt, ist mit dem Balanceakt verknüpft, selbstvergewissernde Absichten von Erbegemeinschaften in ihrer persönlichen Freiheit – einem zentralen Leitwert der pluralistischen Demokratie – mit dem Recht auf Repräsentation und der Verantwortung für öffentlichen Frieden in Einklang zu bringen. Bisherige Dramen, Spielregeln und die diskursive Grammatik im Konzept Kulturerbe strukturell zu analysieren und ggf. auch über strukturelle Veränderungen nachzudenken ist ein Vorschlag, den ich zu bedenken geben möchte. Mit dem Engagement für subalterne Gruppen allein wird es – so eine mögliche Erkenntnis aus meiner Studie – keinen grundlegenden Wandel geben, sondern schlicht andere Gewinner und andere Verlierer, während die grundsätzliche Machtkonstruktion der Deutungshoheiten sich in diesem Denksystem immer wieder reproduziert.

Während meiner Studien lernte ich schlussendlich, dass die übermäßige Betonung eines Kontrasts zwischen Mehrheit und Minderheit oder auch Migrant:innen und Alteingesessenen zu kurzschlüssigen Ergebnissen führen kann und dabei komplexe Hintergründe sowie historische Kontexte, die in ihren Sinnkonstruktionen fruchtbar für Migrationsgesellschaften sein könnten, übersieht. Im Mittelpunkt der gesellschaftspolitischen Veränderungen auf diesem Feld sollten daher nicht nur Anliegen bestimmter Gruppen stehen, sondern grundsätzliche Mechanismen städtischer Erbekonstruktionen für eine Migrationsgesellschaft hinterfragt werden. Solange keine Kultur der epischen Erbekonstruktionen entsteht, verharren wir im Aristotelischen Theater und halten den Kampf und den Wettbewerb um die Deutung des öffentlichen Raums aufrecht. Solange diese Konkurrenz betont bleibt, leben wir in einer Gesellschaft, die versucht, sich gegenseitig zu beherrschen, statt sich zu verstehen.

- 1 Vgl. Straub 2016, S.34 und Appadurai 2011, S.34–36.
- 2 Vgl. Sachrendt 2012.
- 3 *Türkeistämmig* bezeichnet Menschen, deren Familien aus der Türkei kommen, und trägt dem Umstand Rechnung, dass sich Menschen aus der Türkei entlang sehr unterschiedlicher Zugehörigkeitsmerkmale identifizieren und nicht unbedingt als türkisch gelten bzw. gelten wollen. Vgl. Hanrath 2011, S. 15–21. Ich verwende diese Bezeichnung, um den Forschungsrahmen zu setzen, und nicht um Menschen auf ihre geografische Herkunft zu reduzieren.
- 4 Vgl. Motte/Ohliger 2004, S. 34–40.
- 5 Vgl. Motte/Ohliger 2004 und Lierke/Perinelli 2020.
- 6 Zur Vermittlung und Erklärung meines akteursbezogenen Feldzugangs erwies es sich als hilfreich den Begriff *Interview* mit dem Begriff der *Gesprächskomplizenschaft* zu ersetzen, weil beim Begriff Interview die reziproke Interaktion in Vergessenheit gerät und das Bild des vermeintlich neutralen Interviewers dominiert. Bei Gesprächskomplizenschaften hingegen steht der forensische Charakter sowie eine spannungsreiche Kollaboration im Vordergrund. Erfolgreiche Gesprächskomplizenschaften hängen davon ab, dass sich die Beteiligten einer Gesprächssituation auf eine gemeinsame Erörterung einlassen, die eine besondere Form der Involviertheit und Offenheit bedingen, vgl. dazu Wolff 2000, S. 335.
- 7 Vgl. Oevermann et al. 2016; Smith 2006; Bogner et al. 2018.
- 8 Vgl. Smith 2006.
- 9 Die Relevanz der Außenwelt als identitätsrelevante Komponente wurde bereits in einem anderen zeitlichen und fachlichen Kontext von Wilhelm Dilthey bestätigt, vgl. dazu Dilthey 1992 [1910], S. 191–203.
- 10 Vgl. Bogner et al. 2018, S. 19–21 und Terkessidis 2019, S. 183–187.
- 11 Vgl. Hayden 1997.
- 12 Vgl. zur kollektiven Macht über den öffentlichen Raum Harvey 2012, S. 4–5.
- 13 Vgl. Massey 2006, S. 25–27.
- 14 Unter Migrationsgesellschaft wird in der Migrationsforschung eine gesellschaftliche Wirklichkeit verstanden, die grundsätzlich die gesamte Gesellschaft betrifft und nicht nur für Lebenswelten von Migrant:innen und ihren Nachfolgenerationen von Relevanz ist. Gegenüber dem Begriff Einwanderungsgesellschaft soll Migrationsgesellschaft keine Perspektive der aufnehmenden bzw. der zuwandernden Gruppe einnehmen. Vgl. hierzu Broden/Mecheril 2007, S. 7.
- 15 Vgl. Motte/Ohliger 2004.
- 16 U.a. Rothberg 2009; Eber/Neal 2001; Schmidt 2008.
- 17 Vgl. Berger/Luckmann 2003 [1966].
- 18 Vgl. Gadamer 2010 [1960]
- 19 Vgl. Nora 1998.
- 20 Vgl. Berger/Luckmann 2003 [1966], S. 84–85.
- 21 Beispielhaft sei hier auf die Veranstaltungsreihe der Bundeszentrale für politische Bildung verwiesen: »Was ist deutsch? Identität(en) und gesellschaftliche Gestaltungskraft,« am 19. Januar 2015 zum 25. Jubiläumjahr der Deutschen Einheit. Die Fragestellung wurde zwischen 120 Bürgerinnen und Bürgern sowie entscheidenden Politiker:innen wie de Maizière und Wissenschaftler:innen wie Naika Foroutan diskutiert.
- 22 Vgl. auch das Projekt von Schulze/François 2009, S. 21–23,
- 23 Vgl. Spivak 1996, S. 211–214.
- 24 Vgl. Rothberg 2009, S. 14–36.
- 25 Die Grundsätze der historisch-politischen Bildung haben Demokratie bildende und Demokratie schützende Ziele, deren inhaltliche Ausgestaltung beruht in Deutschland überwiegend auf den Grundsätzen des sogenannten Beutelsbacher Konsenses, die in den 1970er Jahren formuliert wurden. Mit dem epischen Theater städtischer Erbekonstruktionen verknüpfe ich hierbei vor allem die Befähigungen zur Selbstreflexion, analytische Fähigkeiten und die Fähigkeit mit Kontroversen konstruktiv umzugehen. Vgl. Sutor 2002.
- 26 Vgl. Bayerdörfer 2014.
- 27 Vgl. Rothberg 2009, S. 16–2; vgl. auch Kleist 2017 und Rothberg/Yildiz 2011.
- 28 Appadurai 2010, S. 146.
- 29 Wolff 2000, S. 335.
- 30 Vgl. Wolff 2000, S. 334–335.
- 31 *Ermächtigend*, siehe Keupp 2008.
- 32 Im Sinne von einer Gewährleistung von Schutz vor Diskriminierungen, durch gemeinsame Arbeit unter gesellschaftlich ähnlich markierten und diskriminierten Personen.
- 33 Vgl. Wolfgarten 2019.
- 34 Rodono 2008, S. 177, zitiert nach Wolfgarten 2019, S. 132.
- 35 Vgl. Rommelspacher 1995.
- 36 Vollständiger Name Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf.
- 37 Vgl. zu den politischen Hintergründen und Cemal Kemal Altuns biographischen Hintergrund Arendt-Rojahn 1983.
- 38 Akbar Behkalam und Azize Tank wurden Teil meiner Gesprächskomplizenschaften.
- 39 Vgl. Ausst. Kat. Im Namen des deutschen Volkes.
- 40 Vgl. Hofmann 2006, S. 110; Pohl 2015, S. 5–9.
- 41 Zu den Anordnungsbefehlen vgl. Akçam 1996, S. 66–76.
- 42 Aktennotiz vom 31. August 1915, in der Dokumentensammlung aus dem politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, gesammelt in: Gust 2005.
- 43 Vgl. Hofmann 1980, S. 19–20.
- 44 Vgl. Derogy 1986.
- 45 Vgl. Hofmann 1980, S. 26, 28. Diese Aussage bestätigen zwei Zeugen vor Gericht.
- 46 Bei dem sogenannten Eichmann-Prozess 1961 finden in ähnlicher Weise Vernehmungen von Zeitzeug:innen statt, die die Gräueltaten des Angeklagten verdeutlichen sollen. Inwiefern bei diesem Verfahren Parallelitäten zu dem Prozess Talaat Pascha gesehen wurden oder ob bereits 1961 das Berliner Gerichtsverfahren erfolgreich vergessen wurde konnte ich bis dato nicht wissenschaftlich überprüfen.
- 47 Vgl. Power 2013, S. 14–21.
- 48 Hofmann 1980, S. 14.
- 49 Ebd. S. 124–125. Hervorhebung wie im Original.
- 50 Vgl. Böer et al. 2002, S. 200–201.
- 51 Vgl. zur Rolle der deutschen im Osmanischen Reich die Ausführungen von Gottschlich 2015, insbesondere S. 263–274.
- 52 Ebd. S. 266–269.
- 53 Ebd. 263–265, 274.
- 54 Vgl. www.armenocide.de hier haben die Eheleute Gust 400 Dokumente aufgearbeitet und im Jahr 2000 veröffentlicht. Die Dokumente lassen sich hier in ihrer Manipulation, aber nicht in ihrem vorherigen Zustand ansehen.
- 55 Vgl. Gottschlich 2015, S. 268–270.
- 56 Ebd. S. 274.

- 57 Vgl. Aydin 2006.
- 58 Vgl. Hofmann o.J.
- 59 Dies ist die Bedeutung von Aghet, eine Bezeichnung des Völkermordes auf Armenisch.
- 60 Vgl. Dean 2019 und Engel 2016.
- 61 Vgl. Renz 2019, S. 35–37.
- LITERATURVERZEICHNIS**
- Akçam 1996  
Akçam, T.: Armenien und der Völkermord. Die Istanbuler Prozesse und die türkische Nationalbewegung, Hamburg 1996.
- Appadurai 2011  
Appadurai, A.: Vom Risiko des Dialogs, in: Stemmler, S. (Hg.): Multikultur 2.0. Willkommen im Einwanderungsland Deutschland, Göttingen 2011, S. 25–36.
- Arendt 2018 [1960]  
Arendt, H.: Vita activa oder vom tätigen Leben, München 2018 [1960].
- Arendt-Rojahn 1983  
Arendt-Rojahn, V. (Hg.): Ausgeliefert. Cemal Altun und andere, Reinbek 1983.
- Ausst.Kat. Im Namen des deutschen Volkes  
Im Namen des deutschen Volkes: Justiz und Nationalsozialismus. Katalog zur Ausstellung des Bundesministers der Justiz, hrsg. von Angermund, R./Fieberg, G./Sahler, G., Köln 1989.
- Aydin 2006  
Aydin, M.: Bayrağım al Berline koş, in: Hürriyet Gazetesi, 12.03.2006.
- Bayerdörfer 2014  
Bayerdörfer, Hans-Peter: Drama/Dramentheorie, Fischer-Lichte, E./Kolesch, D./Warstat, M. (Hg.): in: Metzler Lexikon Theatertheorie, 2. aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2014, S. 72–80.
- Berger/Luckmann 2003 [1966]  
Berger, P.L./Luckmann, T.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Berlin 2003 [1966].
- Böer et al. 2002  
Böer, I./Haerkötter, R./Kappert, P. (Hg.): Türken in Berlin 1871–1945. Eine Metropole in den Erinnerungen osmanischer und türkischer Zeitzeugen, Berlin/New York 2002.
- Bogner et al. 2018  
Bogner, S./Franz, B./Meier, H.-R./Steiner, Marion (Hg.): Denkmal-Erbe-Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, Holzminden 2018.
- Brodin/Mecheril 2007  
Brodin, A./Mecheril, P. (Hg.): Re-Präsentationen, Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf 2007.
- Dean 2019  
Dean, C. J.: The Moral Witness: Trials and Testimony after Genocide, Ithaca/London 2019.
- Derogy 2015 [1986]  
Derogy, J.: Les vengeurs arméniens. Opération Némésis, Paris 2015 [1986].
- Dilthey 1992 [1910]  
Dilthey, W.: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Göttingen 1992 [1910].
- Eber/Neal 2001  
Eber, E./Neal, A.G.: Memory and Representation. Constructed Truths and Competing Realities, Bowling Green/OH 2001.
- Engel 2016  
Engel, D.: The Assassination of Symon Petliura and the Trial of Scholem Schwarzbard 1926–1927, Göttingen 2016.
- Gadamer 2010 [1960]  
Gadamer, H.-G.: Wahrheit und Methode. Grundlagen einer philosophischen Hermeneutik, Heidelberg 2010 [1960].
- Gottschlich 2015  
Gottschlich, J.: Beihilfe zum Völkermord. Deutschlands Rolle bei der Vernichtung der Armenier, Berlin 2015.
- Gust 2005  
Gust, W. (Hg.): Der Völkermord an den Armeniern 1915/1916. Dokumente aus dem Politischen Archiv des deutschen Auswärtigen Amtes, Springe 2005.
- Hanrath 2011  
Hanrath, J.: Vielfalt der türkeistämmigen Bevölkerung in Deutschland, APuZ 43/2011: 50 Jahre Anwerbeabkommen mit der Türkei, 18.10.2011, online verfügbar unter: [www.bpb.de/apuz/59735/vielfalt-der-tuerkeistaemmigen-bevoelkerung-in-deutschland](http://www.bpb.de/apuz/59735/vielfalt-der-tuerkeistaemmigen-bevoelkerung-in-deutschland) [5.1.2022].
- Harvey 2012  
Harvey, D.: Rebel Cities. From the Right to the City to the Urban Revolution, Brooklyn/NY 2012.
- Hayden 1997  
Hayden, D.: The Power of Place. Urban Landscape as Public History, Cambridge/MA 1997.
- Hoffmann 2013  
Hoffmann, M.: Drama. Grundlagen. Gattungsgeschichte. Perspektiven, Paderborn 2013.
- Hofmann 1980  
Hofmann, T.: Stenographischer Bericht über die Verhandlung gegen den des Mordes an Talaat Pascha angeklagten armenischen Studenten Salomon Tehlirian vor dem Schwurgericht des Landgerichts III zu Berlin, Aktenzeichen: C.J. 22/21, am 2. und 3. Juni 1921, neu aufgelegt durch Tessa Hofmann und die Gesellschaft für bedrohte Völker, Göttingen/Wien 1980.
- Hofmann o.J.  
Hofmann, T.: Täterverehrung: Talat Pascha, o.J. verfügbar unter: [www.aga-online.org/worship/talat-pasha.php?locale=de](http://www.aga-online.org/worship/talat-pasha.php?locale=de) [25.10.2021].
- Hofmann 2006  
Hofmann, T.: Annäherung an Armenien. Geschichte und Gegenwart, München 2006.
- Jacobs 1992 [1961]  
Jacobs, J.: The Death and Life of Great American Cities, New York 1992 [1961].
- Keupp 1994  
Keupp, H.: Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft, München 1994.
- Kleist 2017  
Kleist, J.-O.: Political Memories and Migration. Belonging, Society and Australia Day, London 2017.
- Lefebvre 2016 [1968]  
Lefebvre, H.: Das Recht auf Stadt, Hamburg 2016 [1968].
- Nora 1998 [1984]  
Nora, P.: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1998 [1984].
- Massey 2006  
Massey, D.: Keine Entlastung für das Lokale, in: Berking, H. (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen, Frankfurt/New York 2006, S. 25–30.
- Motte/Ohliger 2004  
Motte, J./Ohliger, R. (Hg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft, Essen 2004.

- Oevermann et al. 2016  
 Oevermann, H./Frank, S./Gantner, E. (Hg.):  
 Städtisches Erbe - Urban Heritage. Themen-  
 schwerpunktheft. Informationen zur modernen  
 Stadtgeschichte, 1/2016.
- Power 2013  
 Power, S.: A Problem from Hell, New York 2013.
- Renz 2019  
 Renz, U.: Was denn bitte ist kulturelle Identität?  
 Eine Orientierung in Zeiten des Populismus, Basel  
 2019.
- Rothberg 2009  
 Rothberg, M.: Multidirectional Memory. Remem-  
 bering the Holocaust in the Age of Decolonizati-  
 on, Stanford/CA 2009.
- Rothberg/Yildiz 2011  
 Rothberg, M./Yildiz, Y.: Memory Citizenship:  
 Migration Archives of Holocaust Remembrance in  
 Contemporary Germany, in: Parallax (17/4) 2011,  
 S. 32–48.
- Rommelspacher 2006 [1995]  
 Rommelspacher, B.: Dominanzkultur. Texte zu  
 Fremdheit und Macht, Berlin 2006 [1995].
- Sachrendt 2012  
 Sachrendt, C.: Ist das Kunst oder kann das weg?  
 Kassel documenta Geschichten, Märchen und  
 Mythen, Köln 2012.
- Sassen 2008  
 Sassen, S.: Das Paradox des Nationalen, Frankfurt  
 am Main 2008.
- Schmidt 2008  
 Schmidt, S.J.: Memory and Remembrance: A  
 Constructivist Approach, in: Erll, A./Nünning,  
 A./Young S. B. (Hg.): Cultural Memory Studies:  
 An International and Interdisciplinary Handbook,  
 Berlin 2008, S. 191–202.
- Schulze/François 2009  
 Schulze, H./François, E. (Hg.): Deutsche  
 Erinnerungsorte, Band I, München 2009.
- Smith 2006  
 Smith, L.: The Uses of Heritage, London/New  
 York 2006.
- Spivak 1996 [1985]  
 Spivak, G.C.: Subaltern Studies. Deconstructing  
 Historiography, in: Landry, D./MacLean, G. (Hg.):  
 The Spivak Reader, London 1996 [1985],  
 S. 203–237.
- Straub 2016  
 Straub, J.: Religiöser Glaube und säkulare Lebens-  
 formen im Dialog. Personale Identität und Kontin-  
 genz in pluralistischen Gesellschaften, Gießen  
 2016.
- Sutor 2002  
 Sutor, B.: Politische Bildung im Streit um die  
 »intellektuelle Gründung« der Bundesrepublik  
 Deutschland, 2002, verfügbar unter: <https://www.bpb.de/apuz/26627/politische-bildung-im-streit-um-die-intellektuelle-gruendung-der-bundesrepu-blik-deutschland> [04.08.2021].
- Terkessidis 2019  
 Terkessidis, M.: Wessen Erinnerung zählt?  
 Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute,  
 Hamburg 2019.
- Wolff 2005  
 Wolff, S.: Wege ins Feld und ihre Varianten, in:  
 Flick, U. et al. (Hg.) Qualitative Forschung,  
 Hamburg 2005, S. 334–349.
- Wolfgarten 2019  
 Wolfgarten, T.: Zur Repräsentation des Anderen.  
 Eine Untersuchung von Bildern in Themenaus-  
 stellungen zu Migration seit 1974, Bielefeld 2019.
- Abb. 1 Gedenkstein für Cemal Kemal Altun  
 Oktober 2020, Archiv Gülşah Stapel.  
 Abb. 2 Screenshot redbubble.com (25.10.2021).

# Der Verlust eines unsichtbaren Monuments

Von mentalen Repräsentationen der al-Khusrawiyya Moschee in der Altstadt Aleppos

Zoya Masoud

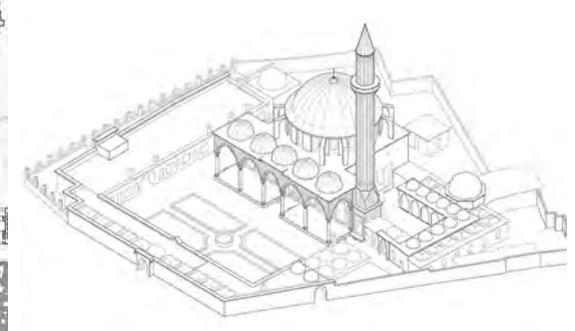


Mein Interviewpartner, Maher, bedauert den Verlust eines Monuments, welches er nie unverehrt sah. Er lebte in Aleppo, bis er wegen des Krieges nach Europa fliehen musste. Aus der Ferne sind seine Schilderungen von einem gewissen Stolz auf die Altstadt Aleppos geprägt und seine Darstellungen vermitteln den Eindruck einer starken Zugehörigkeit zu seiner Heimatstadt. Unser erstes Interview im Jahr 2015 begann er mit den Worten: »Aleppo ist die älteste kontinuierlich bewohnte Stadt der Welt, und die Zitadelle nimmt einen besonderen Platz im Herzen eines jeden Aleppiners ein.« Vor dem Krieg besuchte Maher regelmäßig die vor der Zitadelle gelegenen Cafés, insbesondere ein vor ihrem Haupteingang gelegenes. Dieses Lokal befindet sich direkt an der Mauer des Gebäudekomplexes Waqf al-Khusrawiyya, dessen Hauptgebäude die gigantische, direkt vor dem Haupteingang der Zitadelle liegende al-Khusrawiyya Moschee (1546 – 1547) bildet. Innerhalb der kunsthistorischen Forschung nimmt die Moschee ob ihres bedeutenden künstlerischen, historischen und städtebaulichen Wertes eine besondere Signifikanz ein. Deshalb fragte ich Maher beiläufig nach der al-Khusrawiyya [ Abb. 1]:

Zoya: Haben Sie jemals die Khusrawiyya Moschee besucht?

Maher: Ist die in der Altstadt?

Offensichtlich wusste Maher nicht, was ich mit der al-Khusrawiyya meinte und hatte die



Moschee während seiner Aufenthalte in den Lokalen vor der Zitadelle nicht wahrgenommen. Um die Bedeutung des Gebäudes noch einmal zu verdeutlichen und um zu verstehen, was es bedeutet, wenn Maher den Platz besuchte, ohne die al-Khurawiyya zu sehen, lassen Sie uns ein Beispiel aus Berlin heranziehen. Stellen Sie sich vor, Maher stünde auf dem Pariser Platz, um die Achse der Siegessäule zu betrachten, während er von einem Stand dort eine Currywurst isst, dabei aber die Existenz des Brandenburger Tores nicht bemerkte.

Al-Khusrawiyya wurde während des syrischen Krieges 2014 zerstört. Wo einst die Khusrawiyya stand, befindet sich heute ein riesiges Loch im Erdreich [ Abb.2 ]. Auch im zweiten Interview mit Maher im Jahr 2017 kamen wir auf die al-Khusrawiyya zu sprechen. Dieses Mal vermittelte Maher jedoch eine deutlich andere Empfindung gegenüber dem Monument:

»Was für ein großartiges Gebäude! Ich bin so traurig, dass wir es verloren haben! Ein Teil unserer Identität wurde mit ihm zerstört.«

Während Maher zwei Jahre zuvor nicht sagen konnte, um was es sich bei der Khusrawiyya handelte, er sich scheinbar an keine »reale« Begegnung mit der Moschee erinnern konnte und sie für ihn unsichtbar zu sein schien, definierte er die Moschee im Jahr 2017, nach ihrer Zerstörung, als einen materiellen Speicher seiner aleppinischen Identität. Gerade durch ihre Abwesenheit ist die Khusrawiyya in der Retrospektive für Maher bedeutsam geworden, so dass er ihre Zerstörung erst nach zwei Jahren als einen Verlust empfand. Im weiteren Verlauf des Gesprächs ging es ihm nicht um die Vermittlung seiner persönlichen Bezüge und Erinnerungen an das Gebäude, sondern vielmehr um die von ihm zwischenzeitlich konstruierte abstrakte Bedeutung der Khusrawiyya, die Umstände ihrer Zerstörung sowie insbesondere die Frage nach der Möglichkeit ihrer Rekonstruktion.

Im Gegensatz zu Maher manifestierte sich der Wahrnehmungswandel in den Aussagen meiner 22-jährigen Interviewpartnerin Mariam in kürzerer Zeit. Sie hat die Altstadt von Aleppo nie besucht, da sie »noch ein kleines Mädchen war, als der Krieg in der Altstadt anfang«. Sie beschreibt al-Khusrawiyya aber als die »Essenz ihrer Identität.« Noch immer lebt Mariam, Studentin der Architektur, in West-Aleppo. Im Jahr 2019 reiste sie nach Beirut, um an einem von mir und meinen Kolleg:innen organisierten Workshop<sup>1</sup> teilzunehmen, in dem die Teilnehmer:innen sich über die Implikationen denkmalpflegerischer Werte bezüglich künftiger Wiederaufbaudebatten historischer Gebäude informieren konnten. Mariam nahm den Fall von al-Khusrawiyya für ihre Arbeit im Rahmen des Workshops auf. Zu Beginn der Veranstaltung wusste Mariam nichts von der Existenz der Khusrawiyya und erfuhr erst während unserer Veranstaltung von ihrer Zerstörung. Ihr Feedback am letzten Tag beinhaltete die folgende Erklärung:

»Ich kannte die al-Khusrawiyya nur, nachdem sie zerstört wurde. Aber es ist die Essenz unserer Identität. Wir sollen sie wiederaufbauen.«

Mariam hatte nie die Gelegenheit, al-Khusrawiyya unversehrt zu sehen. Sie hat sie weder besucht noch irgendeine Erinnerung an ihre Materialität. Einzig an ihre Besuche in der Zitadelle während ihrer Kindheit erinnert sich Mariam. Nachdem sie sich jedoch über die Werte der Moschee informierte, verband auch sie starke Zugehörigkeitsgefühle zu der Moschee.

Aus den von mir mit Aleppiner:innen geführten Interviews kristallisieren sich unterschiedliche Perspektiven auf den Umgang mit dem Verlust baulichen Kulturerbes in Aleppo während der Kriegszeit heraus. Maher und Mariam haben sich erst durch ein »nachgeholtes Verlusterleben«<sup>2</sup> die Moschee zu eigen gemacht und diese erst dann, nachträglich als identitätsstiftend erachtet.

Vor dem Hintergrund der von beiden geschilderten, sich verändernden individuellen Perspektive von Aleppiner:innen auf die Khusrawiyya ermittelt dieser Beitrag die Diskrepanz und Ungleichheit von Interessen und den verschiedenen Akteur:innen wie Bewohner:innen, Geflüchteten und Wissenschaftler:innen bezüglich des baulichen Erbes in Aleppo.

Um die hieraus resultierenden verschiedenen Bedeutungszuschreibungen für das Monument adäquat untersuchen zu können, entwickle ich »eine mehrperspektivische Analyse.«<sup>3</sup> Martina Löw unterscheidet dafür zwischen »Ort« und »Raum«. Im Löw'schen Sinne stellt ein Ort »Ziel und Resultat der Platzierung«<sup>4</sup> dar. Er repräsentiert meistens die geographische Markierung einer Stelle.<sup>5</sup> Ein Raum hingegen bildet eine »relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten.«<sup>6</sup> In der Konsequenz ist der Raum immer Ergebnis eines Prozesses der Anordnung.<sup>7</sup> In Bezug auf die Khusrawiyya lässt sich bemerken, dass die verschiedenen Interviewpartner:innen andere Konstruktionen des Raums vornehmen als etwa sich mit der Moschee professionell beschäftigende Wissenschaftler:innen. Auf Basis oben genannten Differenzen zwischen wissenschaftlicher und alltäglicher Perspektive, geht der Artikel der Frage nach, inwiefern die sozial-performative Besonderheit eines Monuments sowie die Umstände seines Verlorengehens Auswirkungen auf die Erinnerungsbilder und das Identifizierungspotential mit dem Bauwerk haben.

Ich analysiere die Konstitution verschiedener Räume in verschiedenen zeitlichen Rahmen, um die »Vielfalt einander überlappender Räume«<sup>8</sup> zu untersuchen. Zunächst beschreibe ich die Materialität des Monuments, die ihr impliziten sozial-performativen Besonderheiten sowie die Umstände der Zerstörungen. Auf dieser Grundlage wird die spezifische Position der Kunsthistoriker:innen illustriert, die den wissenschaftlichen Wert des Bauwerks hervorheben. Hieran schließend skizziere ich den Wahrnehmungswandel innerhalb einer Gruppe<sup>9</sup> meiner Interviewpartner:innen: Was vor der Zerstörung unsichtbar war, repräsentiert nach dem Verlust die »Quintessenz der Identitätsgefühle.« Die Gruppe der Interviewten erhob das Bauwerk aus der Unsichtbarkeit zu einem singulären Monument der Identitätsstiftung. Die Perspektive der Interviewpartner:innen auf das Bauwerk hat sich also nach seiner Zerstörung grundlegend verändert, ihre Wertschätzung ist aber weiterhin nicht mit derjenigen der Kunsthistoriker:innen zu verwechseln. Der Aufsatz untersucht zuerst die von den Interviewpartner:innen geschilderte Unsichtbarkeit eines Monuments im öffentlichen Raum, dann den von ihnen nach seiner Zerstörung empfundenen Verlust und den damit einhergehenden Wertezuwachs des Gebäudes untersucht.

Auf dieser Basis stellt der Beitrag sowohl die Differenz als auch die Annäherung zwischen den verschiedenen Perspektiven der Interviewpartner:innen und Kunsthistoriker:innen dar und identifiziert die Instabilität der Identifikationskonstruktion mit der Altstadt Aleppos.

## Coping with Aleppo

Aleppo wurde in den nationalen und internationalen Medien oft für seine kulturelle, ethnische und religiöse Diversität gefeiert. Nachdem der arabische Frühling in Aleppo angekommen war und friedliche Demonstrationen in einen bewaffneten Konflikt und dann in einen lang andauernden Krieg übergingen, wandelte sich die anfängliche, die Proteste begleitende Euphorie in Existenzängste. Die bewaffneten Auseinandersetzungen teilten die Stadt in ein vom Regime kontrolliertes Territorium in West-Aleppo und von den Rebellen kontrollierte Gebiete in Ost-Aleppo. Trotz aller Lageveränderungen verliefen die Frontlinien der Ost-West-Grenzen stets innerhalb des UNESCO-Weltkulturerbes, der Altstadt von Aleppo.

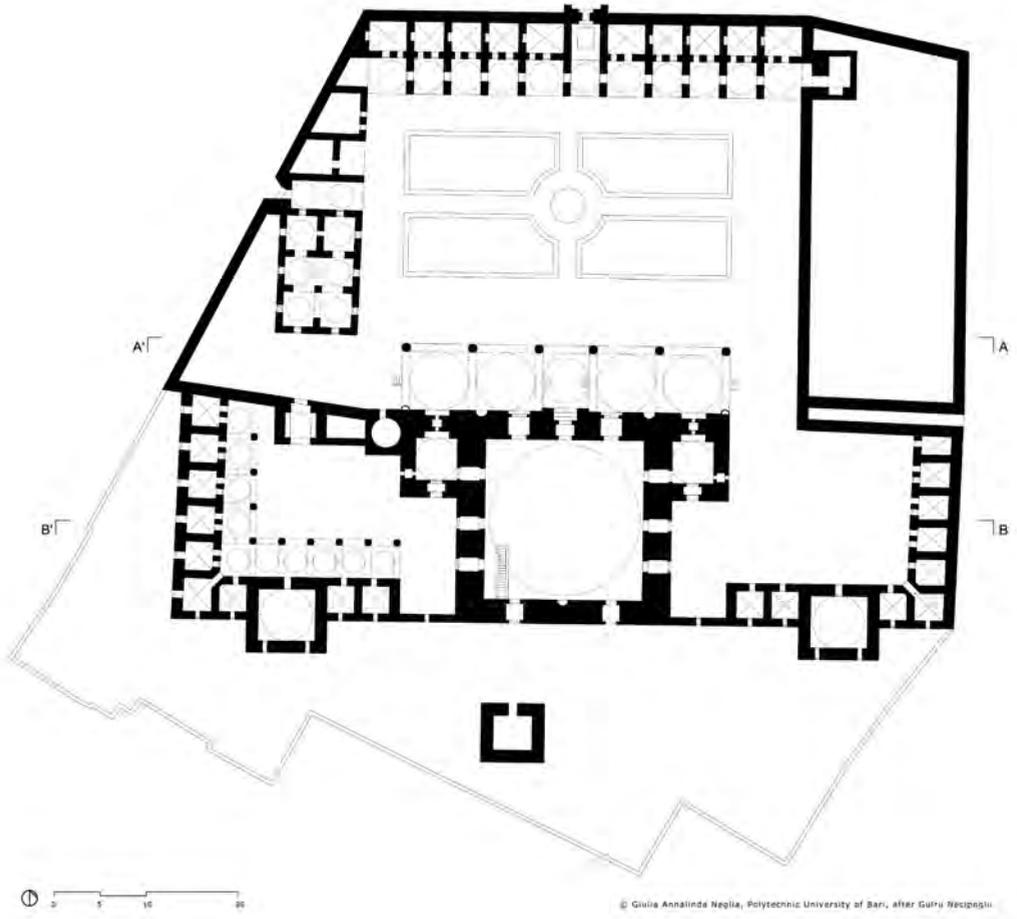
Die kämpfenden Parteien entzogen sich jedweder Verantwortung, das historische Gefüge der Altstadt zu erhalten und zu pflegen. Die alten Steine selbst wurden zunehmend zu einem Manifest, an dem der Diskurs über Raum und Macht durch Akte der Zerstörung erzählt wurde. Zu den Zerstörungsmaßnahmen gehörten die Verbrennung der historischen Suqs und die Beschädigung von Gebäuden durch Fass- oder Tunnelbomben, partiell sogar die gezielten Sprengungen historischer Monumente, die durch Videos und soziale Medien dokumentiert wurden und weltweit zu Irritationen führten. Diese Taten gipfelten in der Bombardierung des Minaretts der Umayyaden Moschee, der Sprengung der al-Khusrawiyya Moschee und der Zerstörung des Waqf Ibshir Pasha-Monumente, die auf der Frontlinie des Krieges lagen, d.h. auf der Grenzlinie zwischen Ost- und West-Aleppo.

Die Architekturhistorikerin Anne Mollenhauer erklärt in einem Statement<sup>10</sup>, um das ich sie nach der Zerstörung der Khusrawiyya bat, die Bedeutung der Moschee für die kunstwissenschaftliche Forschung:

»Der Khusrawiyya Komplex ist in vieler Hinsicht spannend, besonders im Hinblick auf die Architektur. Man muss sich vorstellen, dass dies der erste osmanische Bau in Aleppo war und sein Bleistift-Minarett und die Große Kuppel müssen für die Aleppiner etwas völlig Neues gewesen sein, so etwas hat es vorher nicht gegeben. Wenn sie im Innenraum waren und den großen Raum gesehen haben, der nicht durch Stützen und Pfeiler unterteilt war, muss das für sie ein komplett neues Raumerlebnis gewesen sein. Dazu kommt noch die städtebauliche Situation. Der Khusruwiyya-Komplex liegt am Fuß der Zitadelle, am Eingang von Basar und am Platz, wo der wöchentliche Markt stattgefunden hat. Dieser Bau war nicht zu übersehen: Jeder Aleppiner, der sich in diesem Gebiet befunden hat, hat die Khusruwiyya gesehen und hat damit ein Zeichen der osmanischen Präsenz in Aleppo erlebt.«

Mollenhauer legt ihre Betonung auf die Neuartigkeit, die durch den Bau al-Khusrawiyyas im Aleppo des 16. Jahrhunderts durch die Osmanen innerhalb des städtebaulichen Kontexts implementiert wurde. Es handelte sich um die erste einer Reihe von osmanischen Interventionen im städtischen Gefüge, zumeist durch den Bau von Moscheen, um die osmanische Zugehörigkeit der Stadt zu demonstrieren. Die Errichtung von Bauwerken sollte, als symbolischer Ausdruck von Macht, das Stadtbild umprägen und an imperiale osmanische Herrschaftsideale knüpfen und so die Verbindung nach Istanbul symbolisieren. Die gebaute Umwelt diente damit als Indikator osmanischer Ideale.<sup>11</sup>

So wurde al-Khusrawiyya, benannt nach ihrem Patron Khusruw Pascha (ca.1495, 1544), zwischen 1546 und 1547 unmittelbar vor der Zitadelle, also dem prominentesten und markantesten Ort der Altstadt von Aleppo und gleichzeitig dem Zentrum der mamlukischen Herrschaft, als das erste konkrete architektonische Zeichen der Osmanisierung der Stadt erbaut. Die Khusrawiyya stand in einer Ebene neben dem Mausoleum des Erbauers der Zitadelle und grenzte an den Platz des wöchentlichen Markts. Aus den osmanischen Interventionen resultierte eine neue Silhouette der Stadt. Durch die spezifische *Anordnung* von Minaretten entstand ein »monumentaler Korridor.«<sup>12</sup> Ein Großteil der Minarette wurde entlang des Stadtteils »al-Madina« (wortwörtlich »die Stadt«) entlang der antiken römischen Agora zwischen Zitadelle und Bab Antakya errichtet. Die Osmanen erneuerten die Idee einer zentralen Ost-West-Achse zwischen Stadttor und Burg. In der Folge entwickelte sich der Stadtteil al-Madina zum Hauptgeschäftsgebiet Aleppos. Zwar existierte das Quartier al-Madina vor der osmanischen Eroberung und wies vereinzelte Handelsplätze auf, doch kam ihm bis dahin keine singuläre Bedeutung im Stadtgefüge zu. Das Zentrum des mamlukischen Aleppos befand sich auf mehreren aus Straßen gebildeten Achsen, die das Stadtgebiet durchschnitten. Sie begannen zentral an der Zitadelle und reichten bis zu den Stadtmauern.<sup>13</sup> Die bedeutendsten mamlukischen Monumente wurden entlang eben dieser Achsen errichtet. Die Osmanen zerstörten durch ihre



↑ Abb. 3



Interventionen nicht die bestehenden mamlukischen Denkmäler, sondern marginalisierten sie, indem sie das Hauptgeschehen der Stadt auf ein neues Zentrum der Aktivität umlenkten.<sup>14</sup>

Mollenhauer verweist auf den osmanischen Architekturstil al-Khusrawiyyas sowie die ihm inhärente Vermittlung wichtiger ideologischer Merkmale. Wie die Abbildung verdeutlicht, weist die Moschee klassische Elemente der osmanischen Architektur auf, nämlich in ihrer Form eine Kombination des »umgekehrten T«-Plans [ Abb. 3 ] sowie der Einkuppelung der Gebetshalle. Letztere liegt unter einer halbkugelförmigen Kuppel mit einer Spannweite von 19 m und basiert auf einem ungefähr rechteckigen Grundriss. Vor der Halle befindet sich ein fünfschiffiger Portikus. Im südwestlichen Teil der Moschee steht ein typisch osmanisches Bleistiftminarett: dünn, hoch, mit einem spitzen Abschluss sowie geschmückt mit einem Balkon. Der Grundriss der gesamten Moschee ist an einer zentralen Achse organisiert, wobei mehrere Hauptmerkmale in einer Linie ausgerichtet sind: Der Mihrab ist auf der Qibla-Rückwand zentriert und schließt die Achse ab, welche mit dem Haupteingang beginnt und über den im Innenhof angelegten Brunnen und den Portikus in den Gebetsraum Al-Khusrawiyyas führt. Die Osmanen ließen diese Anordnung als architektonische Elemente und Gestaltung der Moscheen zentral in Istanbul entwickeln und verbreiteten das einheitliche Erscheinungsbild in den Provinzen, um die Zugehörigkeit der Provinzen zur Hauptstadt des Imperiums in den Stadtgefügen widerzuspiegeln.

Was Mollenhauer als »völlig Neues« beschreibt, verweist auf die verschiedenen Elemente des öffentlichen Raums in Aleppo. Auf der anderen Seite des Marktplatzes vor der Zitadelle steht die mamlukische al-Utrush Moschee, welche etwa 150 Jahre vor Khusrawiyya errichtet worden war. Der Baustil beider Moscheen ist sehr unterschiedlich [ Abb. 4 ]: Im Gegensatz zur Khusrawiyya ist der Eingang der Utrush Moschee nicht überkuppelt und die zentrale Kuppel überwölbt nicht den Gebetsraum, sondern ein Mausoleum. Das Minarett ist zwar ebenfalls hoch und dünn, aber dennoch kein Minarett osmanischen Baustils, da es so errichtet wurde, dass eine maximale Sichtbarkeit von der Straße aus gewährleistet ist. Im Kontrast zum mamlukischen visuellen Architekturvokabular umgibt al-Khusrawiyya ein Zaun, der einen Abstand zwischen den Fußgängern und dem Gebäude herstellt. Die mamlukische Architektur nutzt die wichtigen architektonischen Besonderheiten an der Straßenfassade, ohne diese durch eine niedrige Mauer von seiner Umgebung abzugrenzen. Das Gebäude ist den Fußgängern direkt zugewandt und soll ihre Aufmerksamkeit erregen. Verstärkt wird dieses Ansinnen durch die Art der Ornamentik, die Verwendung von Inschriften und aufwendigen Portalen sowie durch die mehrfarbigen Steine und Schnitzereien als ästhetische Ausarbeitungen. Im Vergleich zum osmanischen Stil handelt es sich also um eine gänzlich andere visuelle Begegnung mit dem öffentlichen Raum und dadurch auch um eine andere Beziehung der Fußgänger zum Gebäude.<sup>15</sup> Weil die Khusrawiyya die erste Manifestation eines neuen architektonischen Stils inmitten der Altstadt von Aleppo darstellt, haben Akademiker:innen und Kulturerbe-Expert:innen die kunsthistorischen und städtebaulichen Werte sowie die Bedeutung der osmanischen Moschee für das Stadtbild oft hervorgehoben.

## Die sozial-performative Khusrawiyya

Nach ihrer Einweihung war al-Khusrawiyya das zweitreichste Waqf Aleppos und eines der aktivsten religiösen Zentren der Stadt.<sup>16</sup> Die Moschee folgte der hanafitischen und gleichzeitig der offiziellen osmanischen Rechtsschule. Die Stärkung dieser Rechtsschule in Aleppo war ein weiteres Symbol für die Integration in das Reich und zugleich der sozialen Bedeutung der Moschee.<sup>17</sup> Das Erdbeben im Jahr 1822 beschädigte die Moschee schwer<sup>18</sup>, woraufhin sie erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts restauriert wurde und in der Folge als religiöses Zentrum erneut Verwendung fand.<sup>19</sup> Während des Ersten Weltkriegs besetzten Soldaten die Gebäude des Khusrawiyya-Komplexes, so dass die Moschee in den 1920er Jahren erneut renoviert werden musste. Fortan blieb sie bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts die bedeutendste Koranschule Aleppos und wurde unter Berufung auf einen »traditionellen« Lehrplan auch als ein Gymnasium mit einem religiösen Schwerpunkt genutzt. Sie bildete ein wichtiges Bildungszentrum der Stadt. Einige ihrer Schüler spielten eine bedeutende Rolle im bewaffneten Konflikt zwischen der Bewegung der Muslimbrüder und der syrischen Regierung in den 1980er Jahren, während Aleppo unter bisher undokumentierten Gewalttaten zu leiden hatte. In diesem Kontext erfolgte die Zerstörung der historischen Bab al-Hadid Nachbarschaft in der Altstadt. Zahlreiche der als Muslimbrüder Verdächtigten starben. Die Mehrheit der überlebenden Teilnehmer an den bewaffneten Kämpfen wurden im Zuge der Niederschlagung des Putsches verhaftet und verschwand. Als Schule und religiöses Zentrum fungierte al-Khusrawiyya dennoch bis 2012, als der syrische Krieg die Altstadt erreichte und sich der lebendige, die Moschee umgebende Raum in wenigen Tagen zu einer Gespensterstadt wandelte.

## Die zerstörte Khusrawiyya

Die Frontlinie während des akuten Kriegs erreichte rasch Al-Khusrawiyya. Temporär befand sich die Moschee genau in der Kontaktzone zwischen verschiedenen Parteien. Am 8. Mai 2014 zeigt ein Video einen Sprecher der Suqur al-Sham-Brigaden der Islamischen Front. Dieser befand sich in einem Tunnel, den die Brigaden für die Explosion des Carlton-Hotels in der Nähe von Khusrawiyya vorgesehen hatten. Der Sprecher erwähnt, dass ein zweiter Tunnelzweig, der mit 15 Tonnen Sprengstoff befüllt war, auf Khan ash-Shuna zielte. Khan ash-Shuna war nicht nur das Nachbargebäude des al-Khusrawiyya-Komplexes, sondern sein unmittelbarer Anbau. Der Plan der Brigaden sah vor, beide Tunnel gleichzeitig zur Explosion zu bringen. Während das Carlton-Hotel durch die Explosion vernichtet wurde, zerstörte der zweite Arm nicht, wie ursprünglich vorgesehen, Khan ash-Suhna, sondern traf die Khusrawiyya mit voller Wucht. Vermutlich führte eine Fehlberechnung zur Zerstörung der Moschee, während der Khan nahezu unbeschädigt blieb. Zur Zerstörung der Khusrawiyya bekannte sich keine andere Partei, so dass die Sprengung der Tunnel durch die Suqur al-Sham-Brigaden wahrscheinlich für die Explosion und Vernichtung des Gebäudes verantwortlich sind.<sup>20</sup> Das Zentrum des Explosionskraters befand sich direkt unter der ehemaligen Gebetshalle der

Moschee. Vom gesamten Gebäudekomplex überstand nur die nördliche Arkade die Explosion. Der Verlust des Gebäudes sowie die Kollateralschäden des Krieges hinterließen eine tiefe Leerstelle im Stadtgefüge Aleppos, die auf Satellitenbildern<sup>21</sup> unmittelbar zu erkennen ist. Unter den Wissenschaftler:innen und Kulturerbe-Expert:innen stand die Zerstörung des baulichen Erbes und damit einhergehend die Trauer um den Verlust des Gebäudes im Mittelpunkt und verwischte die Grenze<sup>22</sup> zwischen globalem und lokalem Verlust-empfinden.<sup>23</sup> Die wissenschaftliche Gemeinschaft initiierte Projekte zur Bewahrung der Khusrawiyya als Bestandteil der Komposition des aleppinischen Kulturerbes. Seit diesem Zeitpunkt setzte eine Welle der Dokumentationen ein. Es wurden Fotos in sozialen Medien veröffentlicht, Satellitenbilder analysiert und Berichte aus aller Welt gesendet, um die verlorene Materialität der al-Khusrawiyya zu veranschaulichen.

## Die (un)sichtbare Khusrawiyya

Eine Gruppe meiner Interviewpartner:innen bildet sich aus Aleppiner:innen wie den bereits eingangs erwähnten Maher und Mariam.

Sie haben in der Vergangenheit zwar den der Zitadelle vorgelagerten Platz besucht, der in der direkten Nachbarschaft der Khusrawiyya liegt, nahmen die Existenz der Moschee allerdings während ihrer vor Kriegsausbruch getätigten Besuche nicht bewusst wahr. Aus ihrer kunsthistorischen Perspektive ist es Mollenhauer ganz anders ergangen: »Dieser Bau war nicht zu übersehen: Jeder Aleppiner, der sich in diesem Gebiet befunden hat, hat die Khusrawiyya gesehen.« Die Erinnerungsbilder von al-Khusrawiyya unterliegen für die Gruppe um Maher und Mariam einem Wandel. Der Moscheekomplex war für die Interviewten zunächst ein unsichtbarer Raum, erst nach der Zerstörung setzen die Prozesse der Zuschreibung eines Identifikationspotentials ein.

In der Konsequenz wandelte sich die Moschee von einem unsichtbaren Raum zu einem für die Aleppiner:innen bedeutenden Identifikationsraum, dessen Verlust signifikant wurde. In der Analyse der Aussagen von Maher und Mariam lassen sich zwei Phänomene konstatieren: Zunächst legen sie in ihren Antworten dar, das Denkmal nicht *wirklich zu sehen*. Erst im Anschluss eignen sie sich in ihrer Erinnerung das zuvor nie Gesehene an. In der Konsequenz spiegeln ihre Aussagen eine retrospektive Erinnerungsaneignung wider, mit anderen Worten: nachträglich eignen sie sich den Verlust der Khusrawiyya an. Wie lässt sich dieser Wandel erklären?

Die folgenden theoretischen Argumente sollen herangezogen werden, um den oben festgestellten Wahrnehmungswandel innerhalb der Erinnerungsbilder analysieren und erläutern zu können. Das monumentale Gebäude vermittelte durch seine zahlreichen Implikationen die etwa 400 Jahre währende Zugehörigkeit Aleppos zum Osmanischen Reich. Somit stellt das Gebäude einen bedeutenden Bezugspunkt in der Geschichte Aleppos für Wissenschaftlicher:innen dar. Für in ihrem Alltag an der Moschee vorbeischießende Fußgänger:innen allerdings konnte sie mitunter kein singuläres Monument auf dem Vorplatz der Zitadelle bilden, sondern lediglich ein Element unter

zahlreichen Gebäuden aus verschiedenen historischen Epochen und ideologisch aufgeladenen Elementen darstellen. Sie fügte sich ein, in einen durch die institutionalisierte (An)Ordnung von Gebäuden aufgeladenen Raum. In seinem auf Arabisch verfassten Werk »Culture of Building and Building of Culture« argumentiert Rabbat, dass »die dominante, kontinuierliche und effektive Existenz der Architektur eine Motivation für uns sei, ihre Existenz zu vergessen.«<sup>24</sup> Ferner führt er aus, dass wir die umgebende Architektur nicht wahrnehmen und nicht bemerken, wie sie unser Leben einrahmt, »da wir im alltäglichen Gefühl der Hast oder Gewohnheit an ihr vorbeisclendern.«

In ihrer »Leçon inaugurale du Collège de France« schildert Bénédicte Savoy den Moment des »regardé vraiment«, also den Zeitpunkt des genauen Betrachtens der Statue Champollions, an der sie beim Betreten des Collège de France zuvor mehrmals vorbeigegangen war, ohne zu realisieren, was die Statue darstellte. Nur durch Zufall, als sie verfrüht zu einem Termin dorthin kam, hatte sie genug Zeit, sie aktiv zu betrachten und zu bemerken, dass Champollion auf den enthaupteten Kopf einer Statue des ägyptischen Pharaos Rames II. tritt – eine Geste, die ihr zuvor nicht aufgefallen war. Savoy berichtete: »Ich hatte es [das Monument, ZM] natürlich schon tausendmal gesehen, aber heute sehen wir diese Denkmäler [...] wenig bis gar nicht.«<sup>25</sup> Denkmäler dieser Art waren während der III. Republik in Frankreich als Ausdruck des öffentlichen Willens errichtet worden. In Bezug zur Khusrawiyya lässt sich vermuten, dass die ursprüngliche Bedeutung und Monumentalität der Moschee im Stadtgefüge als ein Zeugnis der Allianz zwischen osmanischen Idealen und Ästhetik absorbiert wurde und in der Kulisse – ähnlich wie die Statue Champollions – verschwindet. Seiner ursprünglichen Aufgabe und Zielsetzung beraubt wird das Monument Teil der »Kulisse unseres Bewusstseins«<sup>26</sup> oder Teil des *urban décor*, so Maurice Agullhon<sup>27</sup> und wird daher nicht mehr aktiv wahrgenommen. Für die Bewohner:innen von Aleppo wurde die Khusrawiyya im täglichen Leben als ein Bestandteil der aleppinischen Kulisse tendenziell irrelevant. Erst nach dem Moment der Zerstörung rückt das Monument in das Bewusstsein der Betrachter:innen.

Die räumliche Sinnbildung von Maher und Mariam, unter anderen Interviewpartner:innen, integrierte die Funktion der Khusrawiyya nicht in ihr Referenzsystem. Die Verwendung der Khusrawiyya als eine religiöse Schule schloss sie für einige Aleppiner:innen als einen möglichen Bezugspunkt innerhalb des Stadtgefüges aus. So schien sich das Interesse der Gruppe von Aleppiner:innen um Maher und Mariam zunächst durch ihre Bewegungen und ihr individuelles Handeln im Raum vor allem auf die Zitadelle und die sie umgebenden Cafés zu konzentrieren, so dass sie ihren eigenen Raum durch unterschiedliche Prozesse konstituierten.<sup>28</sup> Diese Annahme stützt mein Interviewpartner Muhammad, der zwar von der Existenz der Khusrawiyya wusste, aber argumentierte:

»Ich habe die Khusrawiyya nur von außen gesehen, sie aber nie betreten, weil sie schließlich in eine religiöse Schule umgewandelt wurde, daher hatte ich, offen gesagt, kein Interesse daran, sie zu betreten, da ich nichts mit Menschen zu tun habe, die islamisches Recht oder irgendetwas anderes lernen.«<sup>29</sup>

Zusätzlich benennt Muhammad eine weitere zu berücksichtigende Perspektive. Nämlich die Schwelle der Zugänglichkeit der Moschee. Nicht nur der materielle Zaun trennte das Monument von den Passanten, sondern auch die Erfordernis des Besuchs, etwa die Nutzung als Ort des Gebets oder als Raum zum Studium des Islamischen Rechts. Auch spielt eine Rolle, dass einer unverschleierten Frau, so wie im Fall Mariams, der Zugang zum religiösen Gebäude verwehrt blieb, da eine strikte Geschlechtertrennung innerhalb der Religionsschulen vollzogen wurde. Frauen hatten keine Möglichkeit, bestimmte Bereiche des Komplexes zu besuchen, die Khusrawiyya war eine Schule für männliche Religionsschüler. In einem vom Hauptbereich separierten Teil der Schule, der nur über einen eigenen Eingang betreten werden konnte, fand der Unterricht für die weiblichen Religionsschülerinnen statt. Während also die die Moschee umgebenden Gebäudekomplexe die geschilderte Zugangsschwelle nicht aufwiesen – etwa der Basar oder die Zitadelle, die ohne Einschränkungen besucht werden konnten –, war das Eintreten in den eigentlichen Khusrawiyya-Komplex auf eine bestimmte Gruppe limitiert und wurde streng reguliert.

Muhammad berichtete in seinem Interview über viele Erinnerungen vom Platz vor der Zitadelle, allerdings musste ich ihn spezifisch auf die Khusrawiyya ansprechen, damit er sie in seine Erzählung aufnahm. Zwar wusste er von der Existenz und Funktion des Komplexes, doch artikulierte er ein gewisses Desinteresse an der Moschee. Aus diesem Grund spielte sie keine Rolle in seiner Konstituierung des Raums, sie fungierte nur als Hintergrundkulisse seines Bewusstseins. Daher fehlt die Khusrawiyya in den ersten Erzählungen von Maher und Mariam, ohne dass die Auslassung von den Interviewpartner:innen bemerkt worden wäre. Sie wussten nicht von ihrer Existenz. Dennoch ist ihr persönliches Narrativ für beide auch ohne al-Khusrawiyya sinnbildend. In ihrem zweiten Interview vermitteln Maher und Mariam allerdings einen weiteren für die Untersuchung der Unsichtbarkeit der Khusrawiyya bedeutenden Aspekt, indem sie sich für die Notwendigkeit des Wiederaufbaus der Moschee aussprechen. Beide Interviewpartner:innen erheben sie sogar zu einem die Identität der Aleppiner konstituierenden Monument.

In der Zeit meines ersten und zweiten Interviews mit Maher hatte sich dieser detailliert in den sozialen Medien über die Khusrawiyya informiert und tauschte sich über ihre Bedeutung gemeinsam mit anderen aleppinischen Freund:innen aus. Mariam arbeitete während eines einwöchigen Workshops in Beirut zusammen mit ihrer Gruppe syrischer Studierender intensiv an der Einschätzung des historischen und denkmalpflegerischen Werts der Moschee. Die Auseinandersetzung mit den sozialen Praktiken der Wiederbelebung von Erinnerungen, der Rekonstruktion von Stätten und der Forderung nach kollektiver Trauer und/oder aktivem Erinnern schafft neue Rahmen für die Arbeit der Gedächtnisbildung, der kollektiven Memorialisierung, der Rekonstruktion sowie der Objektkonservierung und -analyse. Aktives Erinnern und Vergessen stellen Momente der Selbstidentifikation dar, die es den zeitlichen und räumlichen Medien der Transformation erlauben, sozial konstruierte Werte zu manifestieren und zu tragen.

Jan Assmann erklärt, »[die Vergangenheit] ist eine soziale Konstruktion, deren Beschaffenheit sich aus den Sinnbedürfnissen und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwart ergibt. Vergangenheit steht nicht naturwüchsig an, sie ist eine kulturelle Schöpfung.«<sup>30</sup> Dies bietet einen starken theoretischen Hintergrund für die prozessuale Verschiebung von Bedeutungen, die mit dem baulichen Erbe von Aleppo verbunden sind, da die Erinnerung/das Gedächtnis immer zeitgenössisch, in immer neuen Gegenwarten konstruiert wird und sich somit auch die Vergangenheit ständig verändert.

In diesem Kontext lässt sich vielleicht behaupten, dass es sich in der Rezeption der erwähnten Interviewten-Gruppe um einen Funktionsfehler des Denkmals handelt: Das Monument wurde für die Kommemoration und visuelle Manifestation der Zugehörigkeit (Aleppos zum Osmanischen Reich) errichtet, verfehlt diese Zuschreibung jedoch im Laufe der Zeit. Maher und Mariam sowie die durch sie repräsentierten Interviewten veränderten ihre Beziehung zum Monument und ihre Wahrnehmung, indem sie den Raum im Nachhinein für sich als einen für die aleppinische Identität bedeutenden Bezugspunkt definierten. Es erfolgt eine Inwertsetzung des Gebäudes. Hier beginnt die eingangs erwähnte Differenz zwischen der Perspektive von sich professionell mit dem Gebäude auseinandersetzen den Wissenschaftler:innen und derjenigen der interviewten Bewohner:innen von Aleppo schwinden.

Während der Gespräche über ortsbezogene Erinnerungen im Laufe meiner dreijährigen Feldforschung entwickelten sich für die Interviewpartner:innen einige Denkmäler von ehemals geringer Bedeutung zu Trägern des Gedenkens und der Identitätskonstruktion. Das Beispiel al-Khusrawiyya legt nahe, dass die kulturelle Auslöschung eine heuristische Untersuchungslinse im Sinne einer neuen Perspektive für die Wahrnehmung des Kulturerbes ist. Gerade durch ihre Abwesenheit werden die Denkmäler wieder sichtbar, während sie zuvor nicht wahrgenommen wurden. Ihre Sichtbarkeit wird wiederum nur vor dem Hintergrund bestimmter Diskursfolien bemerkt, die dann das Fehlende illustrieren. Unabhängig davon, ob die Zerstörung von Denkmälern in der Altstadt die Folge eines Unglücks oder eines organisierten Verbrechens war, markiert die Sprengung der Khusrawiyya (wie auch von anderen historischen Gebäuden) mindestens symbolisch eine Handlung des Vandalismus. Die Zerstörung des Kulturerbes stellt die exzessivste Form des Streits im Stadtgefüge dar und illustriert den Versuch, den Feind durch Vernichtung auszulöschen. Als al-Khusrawiyya im Mai 2014 zerstört wurde, konnten die Aleppiner:innen die Schäden nicht direkt erleben, da sich die Moschee zu diesem Zeitpunkt auf der von der lokalen Bevölkerung meist evakuierten Kontaktzone befand. Nach der Sprengung der Tunnel schlossen sich verschiedene kämpfende Parteien den Expert:innen für das Kulturerbe an und riefen dazu auf, um die Khusrawiyya zu trauern. Diese Art der Trauer ließ sich in der Folge auf sämtlichen Kanälen der sozialen Medien finden.

Nach der Veröffentlichung von Fotos und Berichten auf Onlineplattformen, die die Vernichtung der Moschee deutlich zeigten, äußerten meine Interviewpartner:innen ihre Meinung durch den Fokus auf den imaginären Verlust, oder die

nachträgliche *Aneignung des Verlusts*<sup>31</sup>. Mariams Interview verdeutlicht, wie wenig Zeit manchmal notwendig ist, um den Wahrnehmungswandel von einem unsichtbaren Monument zu einem identitätsstiftenden Denkmal zu vollziehen. Durch die wahrscheinlich unbeabsichtigte Zerstörung erwachte al-Khusrawwiya »aus der Narkose.«<sup>32</sup> Sie wurde in der Wahrnehmung der Aleppiner:innen erst wiederbelebt, als sie zu einer Art »Streitfall«<sup>33</sup> mutierte und physisch schon nicht mehr da war.

Die Zerstörung der al-Khusrawiyya ist ein konkretes Beispiel dafür, wie verlorenes physisches Erbe die mentalen Repräsentationen stark beeinflusst und Vorstellungen von Identität konstruiert. Im Gegensatz zu einer wissenschaftlichen 3D-Modell-Dokumentation der Denkmäler und der digitalen Rekonstruktion zerstörter Monumente, die sich auf die formale Exaktheit und Reproduktion fokussieren, zielt die mentale Rekonstruktion des Verlorenen auf andere Merkmale und Werte, denn sie mobilisiert andere Emotionen und Erinnerungen.<sup>34</sup> Die wissenschaftliche Perspektive suggeriert Objektivität, während diejenige der Alltagswahrnehmung von Subjektivität, Emotionalität und somit Instabilität geprägt ist. Die Annäherung der Perspektiven von Kunstgeschichte und Alltagswahrnehmung wird brüchig und temporär, bzw. instabil.

Durch die Verknüpfung von Mentalbildern mit der Dokumentation der materiellen Bestände/Relikte habe ich versucht zu zeigen, inwiefern Erinnerungsbilder von »realen« Gegebenheiten abweichen. Die hieraus resultierende Unschärfe der mentalen Bilder und ihre Ambiguitäten inkubiert *Syntheseleistungen und Spacing-Prozesse*<sup>35</sup>, so dass sich dieselben Orte in verschiedenen Zeitrahmen zu neuen Räumen wandeln. Der erlebte Verlust zeigt Narben nunmehr adaptierter Wunden, die die Befragten nicht direkt persönlich in der Vergangenheit betroffen haben. Die Aleppiner:innen empfinden nun den Verlust für zuvor für sie unsichtbare Monumente, dadurch bilden sich neue räumliche Affiliationen und Zugehörigkeiten.

- 1 Der Workshop war Teil des »Stunde null« Projektes und eine Kooperation zwischen dem Deutschen Archäologischen Institut (DAI) und der Ostbayerischen Technischen Hochschule Regensburg (OTH). Er wurde im Rahmen der Summer School »3D Model of Aleppo Bazaar: a Basis for Discussion in Post-Conflict Recovery« durchgeführt.
- 2 Dolff-Bonekämper 2013, S. 137.
- 3 Elias 1993, S. 137.
- 4 Löw 2001, S. 198.
- 5 Löw 2018, S. 17.
- 6 Löw 2001, S. 271.
- 7 Löw 2001, S. 18.
- 8 Löw 2001, S. 218.
- 9 In meiner Forschung lassen sich nach Auswertung der empirischen Analyse unter Heranziehung der Grounded Theory die Aussagen der Interviewpartner:innen verschiedenen Gruppen zuordnen. Diese unterscheiden sich auf der Basis ihrer individuellen Identifikation mit Baudenkmalen und ihrem Verlust sowie des ihr inhärenten prozessualen Charakters. Dieser Beitrag fokussiert sich auf das Gebäude al-Khusrawiyya und die Gruppe, die eine Wahrnehmungswandel nach der Zerstörung von al-Khusrawiyya erlebt.
- 10 Interview bei der Autorin 2018.
- 11 Watenpaugh 2004.
- 12 Watenpaugh 2004.
- 13 Watenpaugh 2018.
- 14 Watenpaugh 2004.
- 15 Watenpaugh 2018.
- 16 Knost 2018.
- 17 Al-Ghazzi 1922, S. 2:95.; Knost 2018.
- 18 Knost 2017, S. 304.
- 19 Knost 2018; Al-Ghazzi 1922, S. 2:97.
- 20 Crossroads Aleppo Projekt 2018.
- 21 ASOR Bericht, veröffentlicht am 11. August 2014.
- 22 Al-Quntar/Daniels 2016, S. 382–383.
- 23 Dolff-Bonekämper 2013, S. 134.
- 24 Rabbat 2000, S. 13.
- 25 Savoy 2017, S. 42 »Je l'avais déjà vu mille fois, bien sûr mais on regarde peu ou mal aujourd'hui ces monuments aux gloires nationales que la IIIe République a semés dans nos villes.« [Übersetzung Sebastian Willert].
- 26 Musil 1936, S. 43–44.
- 27 Agullhon 1978, S. 165.
- 28 Löw 2001, S. 217.
- 29 Interview im Aleppo Zimmer in Berliner Museum für Islamische Kunst.
- 30 Assmann 2013, S. 48.
- 31 Dolff Bonekämper 2021.
- 32 Marchart 2020.
- 33 Marchart 2020.
- 34 Diese Anregung nehme ich aus meiner Diskussion mit Gabi Dolff-Bonekämper.
- 35 Löw 2001, S. 217.

- Agullhon 1978  
Agullhon, M.: *La statuomanie et l'histoire Ethnologie française*, Paris 1978, S. 142–172.
- Al-Ghazzi 1992  
Al-Ghazzi, K.: *Nahr al-Dhahab fi Tarikh Halab*, Aleppo 1922.
- Al-Quntar/Daniels 2016  
Al-Quntar, S./Daniels, B.: *Responses to the Destruction of Syrian. Cultural Heritage: A Critical Review of Current Efforts*, in: *International Journal of Islamic Architecture* (5/2) 2016, S. 381–397.
- Assmann 2013  
Assmann, J.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2013.
- Crossroads Aleppo Projekt 2018  
Damage Assessment Projekt am Museum für Islamische Kunst in Berlin in: Masoud 2018.
- Dolff-Bonekämper 2013  
Dolff-Bonekämper, G.: *Denkmalverlust als soziale Konstruktion*, in: Von Buttlar, A./Dolff-Bonekämper, G./Falscher, M./Mörsch, G. (Hg.): *Denkmalpflege statt Attrappenkult. Gegen die Rekonstruktion von Baudenkmalern – eine Anthologie*, Basel / Berlin 2013, S. 134–146.
- Dolff-Bonekämper 2021  
Dolff-Bonekämper, G.: *Collecting Loss – Einführung*, in: Bogner, S./Dolff-Bonekämper, G./Meier, H.-R. (Hg.): *Collecting Loss, Schriftenreihe des DFG-Graduiertenkollegs »Identität und Erbe«*, Imltal-Weinstraße 2021, S. 6–15.
- Elias/Scotson 1994 [1965]  
Elias, N./Scotson J.L.: *The Established and the Outsiders. A Sociological Enquiry into Community Problems*, London 1994 [1965].
- Knost 2018  
Knost, S.: *al-Madrassa al-Khusrawiyya: Urban and Social Historical Background in: Masoud 2018*.
- Knost 2017  
Knost, S.: *Living with Disaster: Aleppo and the Earthquake of 1822*, in: Schenk, G. (Hg.): *Historical Disaster Experiences. Towards a Comparative and Transcultural History of Disasters Across Asia and Europe*, London 2017, S. 295–305.
- Löw 2001  
Löw, M.: *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main, 2001.
- Löw 2018  
Löw, M.: *Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie*, Bielefeld 2018.
- Marchart 2020  
Marchart, O.: *Ausgangspunkt: Denkmalsturz. Zur Verteidigung einer demokratischen Zensur »von unten«*, 2020, online verfügbar unter: <https://soundcloud.com/user-930405333> [20.09.2020].
- Masoud 2018  
Masoud, Z. (Hg.): *Crossroads Aleppo: Unsere Stadt, gemeinsames Kulturerbe, unsere Erinnerung*, 2018, online verfügbar unter [https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/damage\\_assessment?nav\\_id=9010&publication=1](https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/damage_assessment?nav_id=9010&publication=1) [20.09.2020].
- Musil 1936  
Musil, R.: *Nachlaß zu Lebzeiten*, Zürich 1936.
- Rabbat 2000  
Rabbat, N.: *Thaqafat al-bana'a wa bana'a al-thaqafah: Bihuth wa maqalat fi naqd wa tarikh al-'amarah. 1985–2000* [Culture of Building and Building Culture: Research and articles on the criticism and history of architecture, 1985–2000, Übersetzung d. A.], London 2000.

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

### Savoy 2017

Savoy, B: Objets du Désire, desire d'objets, Paris 2017. The American Schools of Oriental Research (ASOR): Monthly Report, 2014.

### Watenpaugh 2004

Watenpaugh, H.: The Image of an Ottoman City: Imperial Architecture and Urban Experience in Aleppo in the 16th and 17th Centuries, Leiden 2004.

### Watenpaugh 2018

Watenpaugh, H: Vortrag: Architecture and Empire in Ottoman Aleppo am Museum für Islamische Kunst, Berlin 2018.

- Abb. 1 Jami' al-Khusrawiyya, o.J., Michel Écochard, Aga Khan Trust for Culture, Syrian Heritage Archive Project.
- Abb. 2 Jami' al-Khusrawiyya, BTU Cottbus, Annalinda Neglia-Bari University, Khusrawiyya, Syrian Ministry of Tourism and Damage Assessment Project, Crossroads Aleppo Project.
- Abb. 3 Jami' al-Khusrawiyya Plan, Annalinda Neglia-Bari University, Crossroads Aleppo Project.
- Abb. 4 Jami' al-Utrush, 2010, Lamia al-Jasser, Museum für Islamische Kunst, Syrian Heritage Archive Project.

# Bestand ohne Halt?

Landbahnhöfe als Ressourcen  
nachhaltiger  
Landschaftsentwicklung

Maria Frölich-Kulik

Jeder kennt sie – die leerstehenden Landbahnhöfe. Wie in Reihe geschaltet, entlang von noch befahrenen oder schon abgekoppelten Schienen, stehen die Gebäude »als backsteinerne Symbol[e] des Fortschritts ein bis zwei Nummern zu groß geraten«<sup>1</sup> größtenteils leer, verfallen, bis sie schlussendlich abgerissen werden und lediglich die Erinnerung an »ein Stück Heimat, als Brennpunkte imaginerter Gemeinschaft«<sup>2</sup> bleibt. Oder aber sie werden, abgekoppelt von ihrem dazugehörigen Schienennetz, privatisiert und für individuelle Zwecke umgenutzt.<sup>3</sup> Ihre ursprünglichen Funktionen als infrastrukturelle Knotenpunkte zwischen Stadt und Land und als öffentliche, soziale Schnittstellen gehen dabei verloren.

Die sichtbare Instabilität der Gebäude, die sich durch fehlende Nutzung an der baulichen Substanz zeigt, offenbart auch die Situation vieler ländlicher Räume, die sich gegenwärtig in einer »Abwärtsspirale kumulierender negativer Entwicklungen«<sup>4</sup> befinden: Häufig verlässt die junge Bevölkerung die Dörfer; Kirchen, Bahnhöfe oder Postämter werden geschlossen und der öffentliche Nahverkehr wird in vielen Regionen immer mehr ausgedünnt. Dennoch ist das Land als hoch-industrialisierter Produktionsort »in mancher Hinsicht [...] moderner als die Stadt.«<sup>5</sup> In der Landwirtschaft sind »selbstfahrende Kraftwagen, Produktionssteuerung über Satelliten, Generic Engineering, implantierte Transponder, Mass Customization, Roboter, Drohnen und vieles mehr«<sup>6</sup> keine Seltenheit mehr. Demgegenüber steht die Vorstellung des ländlichen Raumes als idyllisches Lebensumfeld, das vor allem von, wie Claudia Neu sie beschreibt, »Landlustigen, grünen Familien, Heimatlern, Money-Poor-Time-Rich-Typen, Aussteigern oder Aktivisten auf der Suche nach Entschleunigung, nachhaltigen und ökologischen Nahrungsmitteln aufgesucht wird.«<sup>7</sup> Als idyllischer Rückzugsort imaginiert, rücken der ländliche Raum und die leerstehenden Gebäude als Möglichkeitsräume auf der »Suche nach dem guten Leben«<sup>8</sup> zunehmend in das Blickfeld.

Vor diesem Hintergrund werden die Landbahnhöfe interessant: Landbahnhöfe waren und sind Teile eines mittlerweile globalen Infrastrukturnetzes. Sie sind die einzigen Gebäude mit

zwei Zugängen – einem dem Lokalen, dem Dorf hin orientierten und einem dem Globalen, der Welt hin geöffneten. Die zunehmende Konzentration auf die urbanen Zentren führt zu immer größeren Differenzen zwischen städtischen und ländlichen Regionen<sup>9</sup> und damit einem »größeren Dazwischen«. Nach Böhme erlaubt dieses Dazwischen subglobale und lokale Netzwerke und ist damit konstituierend und bestimmend für das Netz<sup>10</sup> unserer Netzwerkgesellschaft.<sup>11</sup> Der sogenannte strukturschwache ländliche Raum kann als eben dieses antreibende Dazwischen gelesen werden, in dem Landbahnhöfe stabilisierende Dreh- und Angelpunkte bildeten und auch wieder bilden könnten: Denn ursprünglich wurden über die Bahnhofsgebäude Ortschaften miteinander verbunden. Diese Verkettung der Dörfer entlang einer Strecke kann als ein Siedlungsraum verstanden werden: während jedes einzelne Dorf (nach heutigen Definitionen zwar) »strukturschwach« ist, können im Verbund jegliche Funktionen in direkter Nachbarschaft angeboten werden. Aus entwurfsorientierter Perspektive könnten sich neue Raumstrukturen und Zusammenhänge losgelöst von den gegebenen, mitunter kleinteiligen planungspolitischen Grenzen ergeben.

## Landbahnhöfe

Der Bau der Bahnstrecken und Landbahnhöfe stellte entscheidend die Weichen für die Entwicklung des ländlichen Raumes – wer angeschlossen war, konnte sich mit der großen weiten Welt verbinden. Der über den Schienenweg ermöglichte Austausch von Waren veränderte Produktionsbedingungen sowie die Möglichkeit des Reisens. Neue Arbeitsverhältnisse folgten dem Bau der Bahnstrecken.

Gegenwärtig schwindet die Bedeutung der Gebäude. In sogenannten strukturschwachen Regionen stehen heute die meisten Landbahnhöfe leer. Sie sind in Reihe geschaltete Leerstellen, die zu Imaginationen, Projektionen und Handlungen aufrufen. Bis dato werden einzelne von ihnen zu Gemeindehäusern, Wohngebäuden etc. umgebaut – abgekoppelt von ihrem ursprünglichen dazugehörenden Schienennetz.

Landbahnhöfe stellen »Schaupl[ä]tz[e] großer und kleiner Schicksale«<sup>12</sup> des alltäglichen Geschehens dar. Als solche bilden sie zeitlose »Erinnerungsfiguren«<sup>13</sup> und sind im kollektiven Gedächtnis gespeichert. Indem sie gesellschaftliche Erfahrungen speichern und gleichzeitig sich an ihnen gegenwärtige soziale Aushandlungsprozesse zeigen, kann ihnen sowohl der »Modus der Potentialität als Archiv«, als auch der »Modus der Aktualität«<sup>14</sup> zugeschrieben werden.

## Die Pfefferminzbahn im Thüringer Landkreis Sömmerda

Die Thüringer Pfefferminzbahn ist ein Beispiel für eine Nebenbahn, deren Strecke zunehmend gekürzt wurde und deren Bahnhofsgebäude größtenteils leer stehen. Die Bahnstrecke schlängelt sich durch das landwirtschaftlich geprägte Thüringer Becken – ursprünglich zwischen den Ortschaften Straußfurt und Großheringen. Sie diente vormals hauptsächlich dem Kräutertransport, weshalb sie auch ihren Namen trägt. Die Gegend ist geprägt von kleinen Dörfern und

Ortschaften inmitten großflächiger Landwirtschaft. Es gibt Sehenswürdigkeiten wie die Runneburg in Weißensee oder die Eckardtsburg bei Eckardtsberga. Auerstedt ist bekannt durch die Schlacht zwischen der französischen und preußisch-sächsischen Armee im Jahr 1806. Die Universitätsstädte Jena, Erfurt und Weimar wären in direkter Reichweite – nur die Verbindung fehlt. Ursprünglich stellte die Pfefferminzbahn die wesentliche Ost-West-Verbindung durch diese Landwirtschaftsgegend dar; auch gab es Anschlüsse nach Norden bzw. Süden in Straußfurt, Sömmerda und Großheringen.

Mit ihrer Eröffnung 1874 sorgte die Bahn für wirtschaftlichen Aufschwung und Stabilität in der Region: Innerhalb von nur 30 Jahren stiegen die Verkaufszahlen der Fahrkarten am Sömmerdaer Bahnhof von 77.000 auf 184.700, also um fast 250%.<sup>15</sup> Nach den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts wurden die Knotenpunkte der Bahnstrecke – ganz im Sinne zentralistischer Planungsprozesse – auf wenige reduziert. Bis zur politischen Wende 1989/90 war die Strecke vor allem für den Personenverkehr eine wichtige Regionalverbindung – über 7.000 Fahrgäste nutzten täglich die Strecke.<sup>16</sup> Mit der politischen Wende verlor die Bahnstrecke drastisch an Bedeutung: Die Produktionsstätten in den anrainenden Ortschaften wurden stillgelegt, es wurden immer weniger Arbeitskräfte benötigt und der Bahnverkehr sukzessive eingestellt: 2007 wurde der westliche Abschnitt zwischen Straußfurt und Sömmerda stillgelegt, 2017 folgte der östliche Abschnitt zwischen Großheringen und Buttstädt, weil dieses Stück wohl nur von ca. 50 bis 100 Reisenden täglich genutzt wurde.<sup>17</sup> Von der ursprünglich 53 km langen Personenbahnstrecke werden heute lediglich 22,5 km befahren, für den Gütertransport wird die gesamte Strecke nach wie vor genutzt.

## Landschaftsproduktion – Theoretische Konstruktion

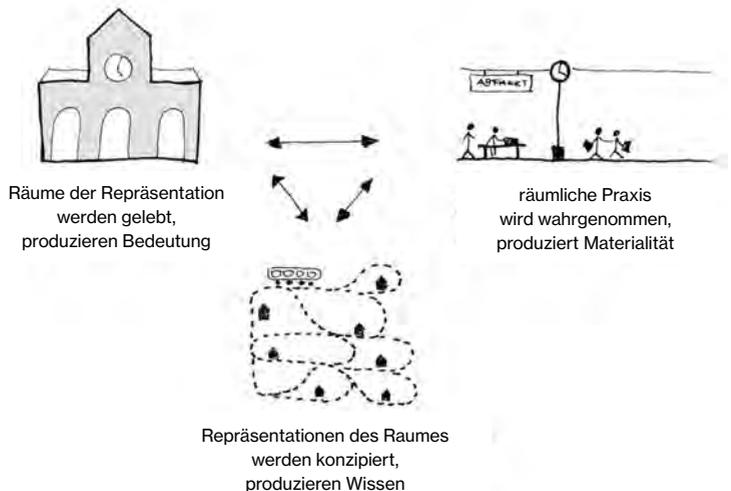
Die Pfefferminzbahn ist Mitgestalter des Thüringer Beckens. Sie ist Teil eines komplexen Zusammenspiels naturräumlicher, sozialer und kultureller Prozesse, das Hille von Seggern als »Raumgeschehen«<sup>18</sup> beschreibt, um »uns in unserem Handeln und Dasein [mit einzubeziehen] auch ohne den Ballast der schönen Landschaft und der gesamten Landschaftsdiskussion mitzuführen«<sup>19</sup>. Nutzung, Zustand und Erscheinung der Bahnstrecke und Landbahnhöfe, aber auch Imaginationen von Nutzungsmöglichkeiten sind demnach Resultat von und können Anstoß sein für weiterführende Entwicklungen dieser ländlichen Region. Die entstandenen und entstehenden Lebensweisen sowie die räumlichen und sozialen Beziehungsqualitäten können nicht mehr in den gewohnten Deutungsmustern »städtisch« oder »ländlich« beschrieben werden. Vielmehr kann das gegenwärtige Raumgeschehen als eine Synthese von urban und rural betrachtet werden. Der Begriff »rurban« hilft, um diese aktuellen räumlichen Qualitäten phänomenologisch zu beschreiben.<sup>20</sup> Er wird verwendet, um die Perspektive des Ruralen in Lesart, Verständnis und Gestaltungsansätzen des Ländlichen gleichberechtigt zu integrieren.<sup>21</sup>

Um rurbane Raumzusammenhänge zu verstehen, ist Henri Lefebvres Hypothese der »vollständigen Verstädterung der Gesellschaft«<sup>22</sup>, die zur »Ballung in den Städten, Landflucht,

Ausdehnung des Stadtgewebes, vollständiger Unterordnung des Agrarsektors unter den städtischen Sektor«<sup>23</sup> führt, hilfreich. Dieses Phänomen bezeichnet er als ein »Urbanes Gewebe«<sup>24</sup>, das ein Produkt sozialen Handelns ist und sich als sozial-räumliches Phänomen über unseren Globus legt. Mit seinem bekannten Ausspruch »(Social) space is a (social) product«<sup>25</sup> als Kernthese seiner Theorie zur Produktion von sozialem Raum<sup>26</sup>, zielt er auch darauf ab, Räume als Produkte gesellschaftlicher Prozesse zu verstehen und weiter entwickeln zu können. Diese Betrachtungen bieten einen Ausgangspunkt, um die Instandsetzung von Gebäuden wie Landbahnhöfen als Teil sozialer Raumproduktion in einem dynamischen rurbanen Raumgeschehen zu betrachten:

Nach Lefebvre sind Räume als Einheit von physisch wahrnehmbarem, mental konstruiertem und sozial gelebtem Raum zu lesen und zu verstehen. Die Momente der Raumproduktion, der »perceived-conceived-lived triad«<sup>27</sup>, beschreiben verknüpfende und sich gegenseitig implizierende Produktionsprozesse, bei denen durch kontinuierliche individuelle und kollektive Aneignungs- und Anpassungsprozesse Bedeutung, Materialität und Wissen produziert und reproduziert wird. Zum einen beschreibt Lefebvre die Wirkung von Räumen, deren produzierte Bedeutung gelebt wird, als Räume der Repräsentation. Zum anderen bezieht er sich auf die Perspektive der räumlichen, wahrnehmbaren Praxis, als den konkreten Umgang mit Materialitäten. Dritter Baustein dieser Triade ist die Repräsentation des Raumes, die in Konzeptionen wie bspw. in Plänen und Beschreibungen zum Ausdruck gebracht wird und im konzeptuellen Prozess neues Wissen hervorbringt [Abb. 1].

Um den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext handhabbar und verständlich zu machen, führt Lefebvre zusätzlich drei Ebenen der gesellschaftlichen Wirklichkeit ein, die weniger räumliche Einheiten als solche darstellen, sondern das in den Prozessen sozialer Raumproduktion zugrundeliegende Raster verdeutlichen sollen<sup>28</sup>: Er betrachtet die private Ebene der Sichtbeziehungen und Nachbarschaftsbeziehungen, die mittlere, vermittelnde, städtische Ebene der Versorgungs- und Dienstleistungsbeziehungen und die globale Ebene der Informations- und Finanzbeziehungen. Am Beispiel der Landbahnhöfe wird



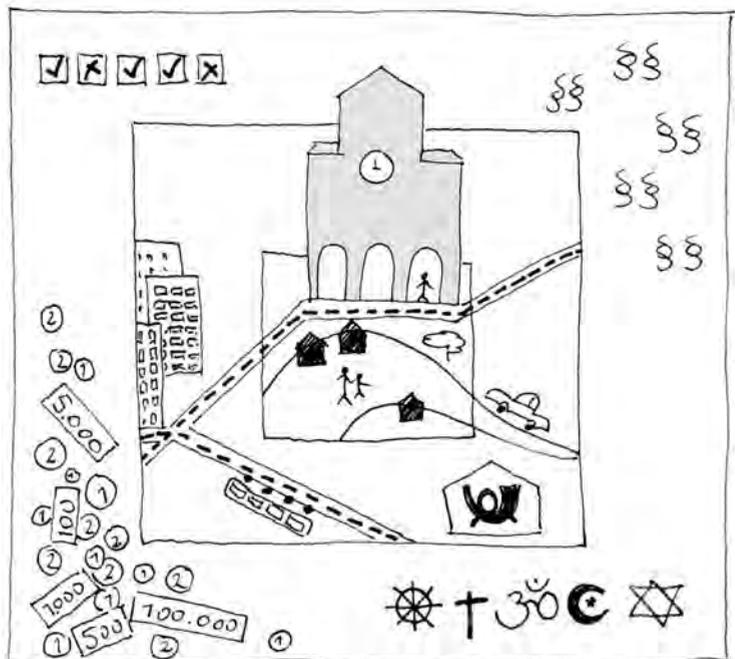
deutlich, dass sie ursprünglich auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Wirklichkeit relevant waren: Landbahnhöfe spielten eine entscheidende Rolle im Alltag, als Infrastruktur und ebenso als staatliche Institutionen. Landbahnhöfe sind nach wie vor eingebunden in Finanzströme und gesetzliche bzw. politische Regularien [ Abb. 2 ].

Landbahnhöfe waren also nicht nur infrastrukturell eingebunden, sondern sie sind auch gegenwärtig als verlassene Relikte oder instandgesetzte Gebäude über soziale, mentale und kulturelle Beziehungen Teil und damit Mitgestalter des Raumgeschehens. Die Umnutzung von Gebäuden ist Ergebnis und Anstoß sozialer Raumproduktion.

## (Ressourcen-)Planung – Konstruierter Bestandserhalt

Gegenwärtige Herausforderungen für den ländlichen Raum sind schwindende infrastrukturelle Vernetzung, brachliegende aber identitätsstiftende Gebäude, der Rückgang der Bevölkerung und fehlende Versorgungseinrichtungen. Landbahnhöfe stellen im sog. strukturschwachen ländlichen Raum in Reihe geschaltete Leerstellen dar. Sie rufen durch ihre bloße Präsenz Imaginationen hervor und regen dazu an, über Umnutzungen nachzudenken. Könnten also die Landbahnhöfe infrastrukturell miteinander verbundene öffentliche Einrichtungen aufnehmen und so zur Revitalisierung strukturschwacher Regionen beitragen?

Entlang der kleinen Bahnstrecken im ländlichen Raum besteht das Potential, eine besondere Qualität durch den Verbund, also die enge Anbindung der Dörfer untereinander, herzustellen. Dieser Verbund kann viele Funktionen integrieren, die diese Gebäude als öffentliche Knotenpunkte aufnehmen können. An bereits revitalisierten Landbahnhöfen<sup>29</sup> zu öffentlich nutzbaren Gebäuden werden die Schwerpunkte der Umnutzung deutlich:



Umgenutzte Landbahnhöfe dienen vor allem der Versorgung, Erholung und Nachbarschaft. Auf der Grundlage von Lefebvres Theorie zur Produktion von sozialem Raum und mit dem Fokus auf die gesellschaftliche Wirklichkeit, lassen sich mit den Beispielen prototypische Impulsweisen beschreiben, die sich in ihrer geografischen Reichweite und Wirkung folgendermaßen unterscheiden: *Staatliche Lokalversorger* sind vor allem auf der globalen Ebene der gesellschaftlichen Wirklichkeit – der Informations- und Finanzbeziehungen – vernetzt und bleiben in ihrer geografischen Reichweite sehr lokal. *Städtische Liebhaber* sind auf der mittleren Ebene der gesellschaftlichen Wirklichkeit – der Versorgungs- und Dienstleistungsbeziehungen – zu verankern und sie sind dabei vor allem regional vernetzt. *Internationale Nachbarn* können der privaten Ebene der gesellschaftlichen Wirklichkeit – der Ebene der Sichtbeziehungen und Nachbarschaftsverhältnisse – zugeordnet werden und sind dadurch nicht nur im lokalen und regionalen, sondern auch im überregionalen Kontext relevant [Abb. 3].<sup>30</sup>

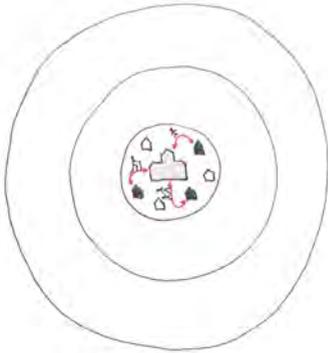
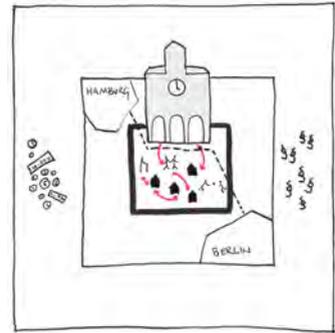
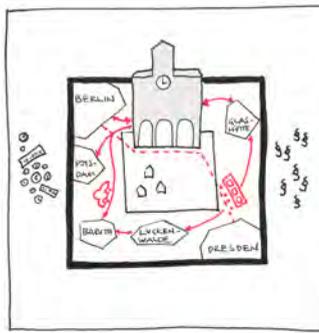
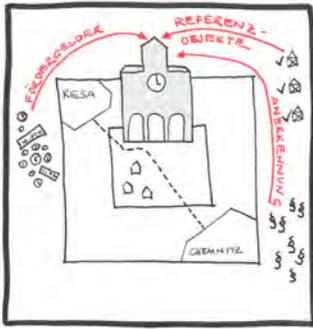
Die Beispiele machen auch deutlich, dass die Gebäude Bestandteil eines sozialen Kontextes sind, dass sie Ausgangspunkt für entwerferische Interventionen sind und dass sie schlichtweg bauliches Material bieten, das weiterverarbeitet und genutzt werden kann. Sie sind soziale, imaginäre und materielle Ressourcen<sup>31</sup>, die das Potential haben, in strukturschwachen Regionen Impulse zu erzeugen, die eine nachhaltige Landschaftsentwicklung befördern können.

Mit den Schwerpunkten Versorgung, Erholung und Nachbarschaft können die prototypischen Impulse entwerferisch auf eine Strecke übertragen und imaginativ entwickelt werden. Es ist vorstellbar, dass das System aus Bahnhof, Schienen und Fahrzeugen als ein Versorgungsnetz, eine Erholungsstrecke oder ein Nachbarschaftsband umgenutzt werden könnte. Die Landbahnhöfe entlang einer befahrbaren Strecke könnten im Verbund ein medizinisches Versorgungsnetz mit den Bahnhöfen als Versorgungszentren bilden. Ebenso könnten die Bahnhöfe in Verbindung stehende Kaffee- und Kulturhäuser sein. Denkbar ist auch, dass die Gebäude als verknüpfte Wohnräume ein Nachbarschaftsband etablieren könnten.

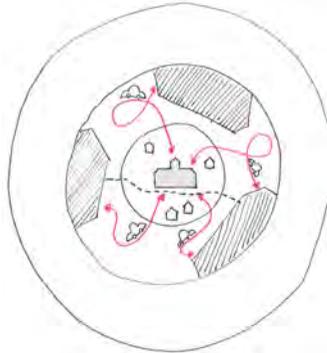
Diese Szenarien gehen dann sowohl auf die Defizite wie die Versorgungssituation vieler ländlicher Räume aber auch auf die Stärken als Möglichkeitsraum für Wünsche und Vorstellungen eines gesunden Lebens auf dem Land ein – sowohl im Sinne eines temporären Erholungsraumes als auch im Sinne eines dauerhaften Lebensmittelpunktes. Indem die Verbindungsqualitäten der gegebenen Schienen wieder aufgenommen werden, hätte ein Versorgungsnetz, eine Erholungsstrecke oder ein Nachbarschaftsband in jedem Fall einen mindestens regionalen, wenn nicht gar überregionalen Einfluss auf das Raumeschehen.

Vor dem Hintergrund Lefebvres Theorie liegt allerdings bei diesen Überlegungen der Schwerpunkt auf den Konzeptionen von Raum. Die räumliche Praxis und der gelebte Raum der triadischen Momente der Raumproduktion Lefebvres finden im Rahmen dieser Konzepte wenig Beachtung.

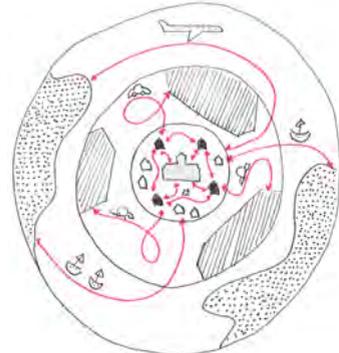
Lucius Burckhardt, der Begründer der Spaziergangswissenschaft, setzt an dem Konzept von, wie er selber sagt, »Altvater Lefebvre«<sup>32</sup> an, setzt aber andere Schwerpunkte, indem er die



Staatliche Lokalversorger



Städtische Liebhaber



Internationale Nachbarn

Rollen klar verteilt und die abstrakten Kategorien nach Lefebvre als Akteure deutlich macht: Für ihn gibt es den Menschen, der den Raum lebt und durch dessen Aktivitäten Bedeutungen entstehen. Dieser Mensch nimmt die Umwelt wahr und produziert Materialität und gleichzeitig beeinflusst die Umwelt den Menschen. Die Politik wirkt mit Planung und Gesetzen auf das Wechselspiel von Menschen und Umwelt.<sup>33</sup>

Burckhardt macht deutlich, dass die politische Ebene einen Ableger hat und das ist der Fachmann – der Gestalter, der Architekt, der Planer –, der konsultiert wird.<sup>34</sup> Die konkrete Umsetzung solcher Szenarien – sei es ein medizinisches Versorgungszentrum, eine Kaffeehaus-Strecke oder eine Wohnsiedlung am Gleis – wäre eine von globaler (politischer) Ebene getroffene Entscheidung, die unter Umständen weniger den lokalen Bedürfnissen entspricht. Burckhardt untersucht die einzelnen Beziehungen der Aspekte Politik, Umwelt, Mensch und fordert, dass Bauen (und Weiterbauen) Teil des gesamten Prozesses der Veränderung und der Gestaltung der Umwelt werden muss. Demnach sind die drei Aspekte weder hierarchisch zueinander festgelegt, noch können sie losgelöst voneinander betrachtet werden. Nach Burckhardt sind deshalb keine direkten Problemlösungen, die auch ein scheinbar fertiger Grundrissplan suggeriert, gefragt, sondern »Strategien, d.h. das Ergreifen von mehreren Maßnahmen, die auf verschiedenen Wegen das Ziel, das gewünschte, herbeiführen«.<sup>35</sup>

Für eine nachhaltige Revitalisierung der Landbahnhöfe bedarf es also einer Strategie, die es erlaubt, einerseits die Gebäude als Teil eines Systems zu verstehen und entsprechend »einheitlich« behandeln zu können, andererseits aber die lokal spezifischen Umwelten und Menschen, also Bedingungen und Bedürfnisse anerkennen und aufnehmen zu können. Es braucht eine Strategie, die ein agiles dynamisches System nachhaltig stützt, damit die Gebäude nicht bei der nächsten Veränderung wieder leer stehen.

## Rurbane Allmenderessourcen – Haltgebender Bestand

Ein Schlüssel dieser Strategie kann in dem aktuell häufig verwendeten Begriff des Gemeingutes, der Allmende, gesehen werden, wie es in der Nutzung von Stadträumen zunehmend vorgeschlagen wird.<sup>36</sup> Allmenden stellen das »im Besitz einer Gemeinschaft befindliche Land innerhalb einer Gemarkung«<sup>37</sup> dar und bezeichnen den »gemeinschaftlichen Besitzanteil einer Ressource.«<sup>38</sup> Die Nutzung als Allmenderessourcen erlaubt alternative, nicht von institutioneller Ebene geplante Neuinterpretationen und Rekonfigurationen von Organisationsstrukturen. In diesem Zusammenhang spricht Harvey von der »Erschaffung der urbanen Allmende«<sup>39</sup>, mit dem Ziel »Produktion, Verteilung, Austausch und Konsum so zu organisieren, dass sie menschlichen Wünschen und Bedürfnissen auf antikapitalistischer Basis gerecht werden.«<sup>40</sup> Damit bezieht er sich sowohl auf die Untersuchungen zu nachhaltigen Allmenderessourcen der Wirtschaftswissenschaftlerin Elinor Ostrom<sup>41</sup> als auch auf das von Lefebvre geforderte »Recht auf Stadt«<sup>42</sup>, welches die Grundlage von Lefebvres Theorie zur Produktion von sozialem Raum darstellt.

Das bestehende Infrastrukturnetz kann als Ressourcensystem verstanden werden, in dem Landbahnhöfe Ressourceneinheiten bilden, die weder dem »Städtischen« noch dem »Ländlichen« zugeschrieben werden können. Mit dem Ziel, wie Philipp Oswald es ausdrückt, »die Voraussetzung für Bürger zu schaffen, sich produktiv für das je örtliche Gemeinwesen zu engagieren«<sup>43</sup>, können leerstehende Gebäude wie Landbahnhöfe als rurbane Allmenderessourcen aufgegriffen werden.

Elinor Ostrom hat untersucht, unter welchen Bedingungen Allmenden nachhaltig funktionieren können und effektiv genutzt werden, damit es nicht zur »Tragik der Allmende«<sup>44</sup> kommt. Dafür hat sie acht Bauprinzipien<sup>45</sup> aufgestellt, die sich auf Landbahnhöfe übertragen lassen:

- (1) Es sind klare bauliche Grenzen gegeben, in denen
- (2) konkrete Nutzungsweisen und
- (3) Entscheidungen ausgehandelt werden können.
- (4) Die Bahnhöfe selber sind überschaubare und
- (5,6) kontrollierbare Einheiten.
- (7) Die Anerkennung als identitätsstiftende, infrastrukturelle Knotenpunkte, die fehlende Verbindungen wiederherstellen und neugestalten können, ist denkbar.
- (8) Dieser Zusammenschluss, dieses Ressourcensystem, kann in eine Organisationsstruktur (Institution, Verein...) mit verschiedenen Zuständigkeitsbereichen eingebettet sein.

Es ist davon auszugehen, dass sich durch diese Art der Aneignung lokale, regionale und überregionale Verbindungen knüpfen

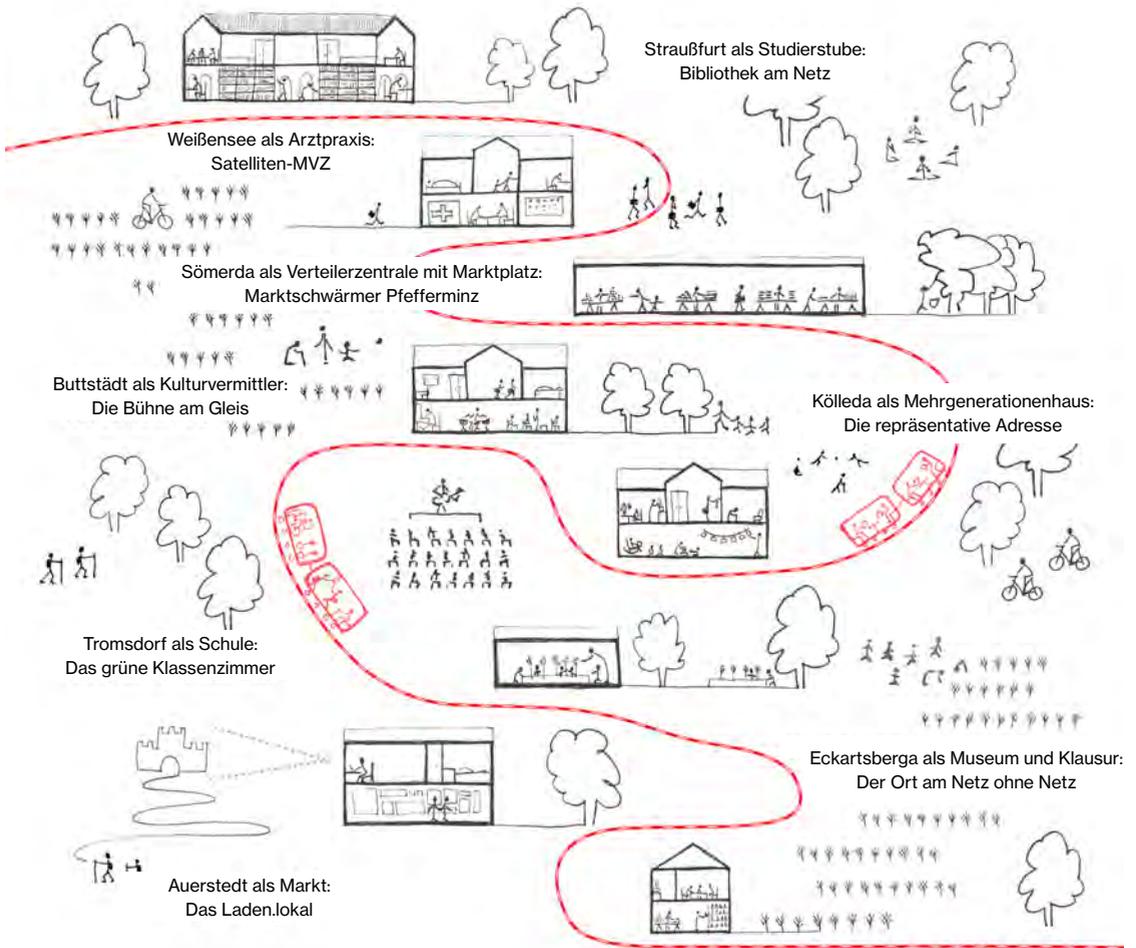
lassen. Von den einzelnen Gebäuden, die privat angeeignet werden, infrastrukturell in Verbindung stehen und Teil eines übergeordneten, globalen Verständnisses sind, würden dann Impulse auf das Raugeschehen ausgehen, die sowohl lokal, regional, aber auch überregional Auswirkungen haben. Das heißt, wenn Bahnstrecken wie die Pfefferminzbahn in vollständiger Länge mit ihren Anschlusspunkten in Betrieb genommen würden, dann knüpften sie auch an regionale und überregionale Netzwerke an. Die Funktionalität der Landbahnhöfe als rurbane Allmenden steht und fällt mit deren vernetzender Mobilitätsinfrastruktur, wofür sich die Schienen hervorragend eignen. Über sie können nicht nur Personen, sondern auch Güter in den unterschiedlichsten Konstellationen transportiert werden. An den Bahnhöfen können weitere Verkehrsmittel wie Leih- oder Elektrofahrräder oder Carsharing-Fahrzeuge in unterschiedlichen Größen bereitstehen, so dass die gegebenen Bahnstrecken Teil multimodaler Verkehrskonzepte wären.<sup>46</sup>

Als öffentliche, nach bestimmten Bau- bzw. Aneignungsprinzipien nutzbare rurbane Allmenderessourcen könnten die Landbahnhöfe entlang der Pfefferminzbahn sozial-räumliche Verbindungen zwischen Straußfurt, Weißensee, Sömmerda, Kölleda, Buttstädt, Tromsdorf, Eckardtsberga und Auerstedt herstellen, ort- und gemeindeunabhängige Schnittstellen mit gesellschaftlich relevanten Funktionen aufnehmen und so der Region ›Halt geben‹. Durch die infrastrukturelle Vernetzung der Gebäude könnte eine andere Vielfalt erreicht werden, als wenn die Gebäude individualisiert und abgekoppelt vom Netz instandgesetzt würden. Durch diese Vernetzung ist der Bahnhof eben nicht nur Bahnhof, sondern gleichzeitig viele Bahnhöfe: Zum einen kann jede einzelne Funktion reichhaltiger genutzt werden und zum anderen sind weitere Funktionen, die für den einzelnen Ort notwendig sind, erreichbar, nämlich am ›anderen Ausgang‹.

## Ein Szenario – Konstruiertes Bestehen

Aus dem aktuellen Geschehen entlang der Pfefferminzbahn können aus einer entwurfsorientierten Perspektive den einzelnen Bahnhöfen Funktionen zugeschrieben werden, die Bahnstrecke, Gebäude und Ortschaften zusammenführen. Das Ergebnis ist eine entworfene Konstruktion von sozial-räumlicher Stabilität für den ländlichen Raum. Der positive Effekt, der sich aus der infrastrukturellen sowie sozial-räumlichen Verbindung der Gebäude unter- und zueinander ergeben kann, ist eine Annahme – eine instabile Konstruktion, die auf dem theoretischen Landschaftsverständnis, den möglichen Kategorien untersuchter Praxisbeispiele sowie Vor-Ort-Erkundungen fußt und darüber zu einem kohärenten, nachvollziehbaren Handlungsstrang konstruiert werden kann.<sup>47</sup>

Die Pfefferminzbahn mit ihren Bahnhöfen hat das Potential, soziale, infrastrukturelle und räumliche Verbindungen auszubauen und neu aufzubauen, wenn die Gebäude als Knotenpunkte eines Systems verstanden werden und im Sinne Faber/Oswald die »Synergien aus der Verknüpfung verschiedener Aufgaben«<sup>48</sup> genutzt würden. Was wäre also, wenn ... [Abb. 4]



Entlang der Pfefferminzbahn sind bereits erste Schritte gemacht, die die Vernetzung der Region entlang der Bahnstrecke fokussieren: Es hat sich ein Zweckverband gebildet, die Allianz Thüringer Becken, der übergemeindlich zu bestimmten Themen wie Freizeit (Erholung), Versorgung oder Wohnen arbeitet<sup>49</sup>. Die Gebäude allerdings sind in diese Überlegungen und Planungen nicht mit einbezogen. Da sie jedoch nicht nur infrastrukturell, sondern auch kulturell als Erinnerungsfiguren<sup>50</sup> und »Orte der Tätigkeit«<sup>51</sup> eine bedeutende Rolle einnehmen und einnehmen können, sollte die Möglichkeit, sie als rurbane Allmenderessourcen zu integrieren, in Betracht gezogen werden.

## Landbahnhöfe – Instabile Konstruktionen

Dieser Beitrag ist eine instabile Konstruktion. Er stellt einen möglichen Umgang mit leerstehender, fest im kollektiven Gedächtnis verankerter Bausubstanz im ländlichen Raum als rurbane Allmenderessourcen vor.

Die Instabilität der Landbahnhöfe ist ein Potential für den ländlichen Raum und für Planungsprozesse eine Herausforderung. Die unzähligen leerstehenden Bahnhöfe im ländlichen, sog. strukturschwachen Raum könnten als sozial-räumliche und infrastrukturelle Knotenpunkte und Schnittstellen ›Halt‹ geben. Mit ihnen könnten neue stabilisierende Raumstrukturen etabliert werden, die Austausch, Kommunikation und Verbindung fördern. Sie haben das Potential, die Weichen für eine stabilisierende nachhaltige Landschaftsentwicklung zu stellen. Die Qualität des ländlichen Raumes kann nicht nur über die vermeintliche Idylle und Ruhe entstehen. Die Attraktivität des ländlichen Raumes hängt an einer funktionierenden Versorgungsinfrastruktur und nutzbaren Gestaltungsräumen. Die Instandsetzung, Nutzung und auch Resilienz der Gebäude und Strecken scheint in einem gleichberechtigten Wechselspiel von Mensch, Umwelt und Politik realisierbar: Wenn, nach Burckhardt, auf politischer Ebene die Rahmenbedingungen für das Öffnen der Bahnhöfe als rurbane Allmenden sowie die Nutzung der Strecke auf unterschiedliche Weisen ermöglicht würden, um menschliche Bedürfnisse und Wünsche umsetzen zu können, könnte sich eine neue Raumstruktur entlang der Pfefferminzbahn entwickeln. Das Verständnis der Gebäude als vernetzte rurbane Allmenderessourcen stellt eine mögliche Perspektive dar, die eine nachhaltige Landschaftsentwicklung im Prozess des Zusammenspiels verschiedener Akteure und Instanzen erlaubt und erfordert, indem bestehende Bausubstanz den notwendigen Halt gibt.

## ENDNOTEN

- 1 Hengartner 2010, S. 66.
- 2 Ebd.
- 3 Vgl. u.a. Buwert 2017.
- 4 Dehne, P./Borchard, K./Grabski-Kieron, U./Kaether, J./Kistenmacher, H./Maier, J./Rosenfeld, M./Zeck, H.: Politik für periphere, ländliche Räume: Für eine eigenständige und selbstverantwortliche Regionalentwicklung, ARL Positionspapier, Hannover 2008.
- 5 Oswald 2017, S. 92.
- 6 Ebd.
- 7 Neu 2016, S. 6.
- 8 Vgl. Rössel 2014.
- 9 Sassen 1991.
- 10 Böhme 2004.
- 11 Castells 2001.
- 12 Herzog/Leis 2010, S. 7.
- 13 Assmann 1988, S. 12.
- 14 Assmann 1988, S. 13.
- 15 Sömmerdaer Zeitung 1939.
- 16 Lauerwald 1997, S. 34.
- 17 Süddeutsche Zeitung 2017.
- 18 Von Seggern 2018.
- 19 Ebd., S. 155.
- 20 Pretterhofer et al. 2010.
- 21 Langner/Frölich-Kulik 2018.
- 22 Lefebvre 1970, S. 7.
- 23 Ebd., S. 22.
- 24 Lefebvre 1970.
- 25 Lefebvre 1991, S. 26.
- 26 Lefebvre 1991.
- 27 Ebd., S. 40.
- 28 Ebd., S. 155.
- 29 Es wurden 15 bereits revitalisierte Bahnhofsgebäude im ländlichen Raum in Deutschland hinsichtlich der Kriterien Schlüsselakteur, Initialfinanzierung und Nutzungskonzept untersucht. Exemplarisch wurden die Projekte in Erlau, Kladorf und Hitzacker näher betrachtet.
- 30 Siehe dazu ausführlich Frölich-Kulik 2021.
- 31 Vgl. Warda 2016.
- 32 Burckhardt 1985, S. 304.
- 33 Burckhardt 2014, S. 45.
- 34 Ebd., S. 33.
- 35 Ebd.
- 36 u.a. Harvey 2013; Dellenbaugh et al. 2015; Stavrides 2016; Pelger et al. 2016; Arch+232 2018.
- 37 Thieme 2019, S. 201.
- 38 Pelger S. 2016, 2.
- 39 Harvey 2013, S. 127.
- 40 Ebd., S. 160.
- 41 Ostrom 1999.
- 42 Lefebvre 2016 [1968].
- 43 Faber/Oswalt 2013, S. 13.
- 44 Hardin 2009.
- 45 Ostrom 1999, S. 117.
- 46 Vgl. WWF Deutschland et al. 2014.
- 47 Vgl. Nowotny 2008.
- 48 Faber/Oswalt 2013, S. 13.
- 49 Allianz Thüringer Becken.
- 50 Assmann 1988, S. 12.
- 51 Augé 2012, S. 71.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Allianz Thüringer Becken  
Allianz Thüringer Becken, online verfügbar unter <https://www.allianz-thueringer-becken.de/home.html> [15.10.2020].
- Arch+ 232 2018  
Arch+ Zeitschrift für Architektur und Urbanismus. An Atlas of Commoning: Orte des Gemeinschaftens (232) 2018.
- Assmann 1988:  
Assmann, J.: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, J./Hölscher, T. (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S. 9–19.
- Augé 2012  
Augé, M.: Nicht-Orte, 3. Aufl., München 2012.
- Böhme 2004  
Böhme, H.: Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion, in: Barkhoff, J./Böhme, H./Riou, J. (Hg.): Netzwerke: eine Kulturtechnik der Moderne. Köln u.a. 2004, S. 17–36.
- Burckhardt 1985  
Burckhardt, L.: Sanfte Museen, in: Brock, B. (Hg.): Die Kinder fressen ihre Revolution: Wohnen, Planen, Bauen, Grünen. Köln 1985, S. 303–305.
- Burckhardt 2014  
Burckhardt, L.: Bauen – ein Prozess ohne Denkmalflichten, in: Fezer, J./Schmitz, M. (Hg.): Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch, Berlin 2014, S. 26–45.
- Buwert 2017  
Buwert, A.: Zu Hause am Gleis, in: DB Mobil Magazin (04) 2017, S. 66–74.
- Castells 2001  
Castells, M.: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen 2001.
- Positionspapier ARL 2008  
Politik für periphere, ländliche Räume: Für eine eigenständige und selbstverantwortliche Regionalentwicklung, Positionspapier aus dem Arbeitskreis »Periphere, strukturschwache ländliche Räume« der ARL, Nr. 77, Hannover 2008.
- Dellenbaugh et al. 2015  
Dellenbaugh, M./Kip, M./Bieniok, M./Müller, A.K./Schwegmann, M. Basel (Hg.): Urban Commons. Moving Beyond State and Market, Basel/Gütersloh 2015.
- Faber/Oswalt 2013  
Faber, K./Oswalt, P. (Hg.): Raumpioniere in ländlichen Regionen: neue Wege der Daseinsvorsorge, Leipzig 2013.
- Frölich-Kulik 2018  
Frölich-Kulik, M.: Netzraumtopografie. Architektonische Leerstellen im Landschaftsgeschehen, in: Ehrler, M./Weiland, W. (Hg.): Topografische Leerstellen. Ästhetisierungen verschwindender und verschwundener Dörfer und Landschaften, Bielefeld 2018, S. 93.
- Frölich-Kulik 2021  
Frölich-Kulik, M.: Landbahnhöfe. Ressourcen nachhaltiger Landschaftsentwicklung, Diss. Bauhaus-Universität Weimar 2020, Bielefeld 2021.
- Hardin 2009  
Hardin, G.: The Tragedy of the Commons, in: Journal of Natural Resources Policy Research, Bd. 1, 2009, S. 243–253.
- Harvey 2013  
Harvey, D.: Rebellische Städte: vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution, 2. Aufl., Berlin 2013.

- Hengartner 2010  
Hengartner, T.: Bahnhöfische Welten – Alltagskultur und städtische Kultur im Bahnhof, in: Herzog/Leis 2010, S. 63–81
- Herzog/Leis 2010  
Herzog, M./Leis, M. (Hg.): Der Bahnhof: Basilika der Mobilität – Erlebniswelt der Moderne, Stuttgart 2010.
- Langner/Frölich-Kulik 2018  
Langner, S./Frölich-Kulik, M. (Hg.): Rurbane Landschaften: Perspektiven des Ruralen in einer urbanisierten Welt, Bielefeld 2018.
- Lauerwald 1997  
Lauerwald, P.: Die Pfefferminz- und Finnebahn: Straufurt – Köllda – Laucha/Großheringen. Wesseling/Rh. 1997.
- Lefebvre 1970  
Lefebvre, H.: Die Revolution der Städte, Hamburg 1970.
- Lefebvre 1991  
Lefebvre, H.: The Production of Space, Oxford u.a. 1991.
- Lefebvre 2016 [1968]  
Lefebvre, H.: Das Recht auf Stadt, Hamburg 2016 [1968].
- Neu 2016  
Neu, C.: Neue Ländlichkeit. Eine kritische Betrachtung, in: APuZ (46/47) 2016, S. 4–9.
- Nowotny 2008  
Nowotny, H.: Entwerfen als Arbeitswissen, in: Von Seggern, H./Werner, J./Grosse-Bächle, L. (Hg.): Creating Knowledge: Innovationsstrategien im Entwerfen urbaner Landschaften, Berlin 2008, S. 12–15.
- Ostrom 1999  
Ostrom, E.: Die Verfassung der Allmende: jenseits von Staat und Markt, Tübingen 1999.
- Oswalt 2017  
Oswalt, P.: Die Moderne auf dem Acker, in: ARCH+ (228) 2017, S. 92–99.
- Pelger et al. 2016  
Pelger, D./Kaspar, A./Stollmann, J. (Hg.): Spatial Commons. Städtische Freiräume als Ressource, Berlin 2016.
- Preterhofer et al. 2010  
Preterhofer, H./Spath, D./Vöckler, K.: Land: Rurbanismus oder Leben im postruralen Raum, Graz 2010.
- Rössel 2014  
Rössel, J.: Unterwegs zum guten Leben? Raumproduktionen durch Zugezogene in der Uckermark, Bielefeld 2014.
- Sassen 1991  
Sassen, S.: The Global City, New York u.a. 1991.
- Sömmerdaer Zeitung 1939  
Sömmerdaer Zeitung, Nr. 78 vom 1. April 1939 in: Landesarchiv Thüringen – Hauptstaatsarchiv Weimar, Reichsbahndirektion Erfurt – Bahnhofsakten, Nr. 803, Bl. 8r.
- Stavrides 2016  
Stavrides, S.: Common Space. The City as Commons, London 2016.
- Süddeutsche Zeitung 2017  
CDU-Fraktion kritisiert Teilstilllegung der Pfefferminzbahn, in: Süddeutsche Zeitung, 7.12.2017, online verfügbar unter: [https://www.sueddeutsche.de/politik/politik-buttsaedt-cdu-fraktion-kritisiert-teilstilllegung-der-pfefferminzbahn-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-171207-99-188496, \[01.10.2020\].](https://www.sueddeutsche.de/politik/politik-buttsaedt-cdu-fraktion-kritisiert-teilstilllegung-der-pfefferminzbahn-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-171207-99-188496, [01.10.2020].)
- Thieme 2019  
Thieme, W.: Allmende, in: Eidloth, V./Ongyerth, G./Walgern, H. (Hg.): Handbuch städtebauliche Denkmalpflege, 2. Aufl., Petersberg 2019.
- Von Seggern 2018  
Von Seggern, H.: Raumeschehen. Eine entwerferische Perspektive, in: Langner/Frölich-Kulik, 2018, S. 151–164.
- Warda 2016  
Warda, J.: Veto des Materials: Denkmaldiskurs, Wiederaneignung von Architektur und modernes Umweltbewusstsein, Bosau 2016.
- WWF Deutschland 2014  
WWF Deutschland et al. (Hg.): Klimafreundlicher Verkehr in Deutschland – Weichenstellungen bis 2050, 2014, online verfügbar unter: [http://www.wwf.de/fileadmin/fm-wwf/publikationen-PDF/Verbaendekonzept\\_Klimafreundlicher\\_Verkehr.pdf \[01.10.2020\].](http://www.wwf.de/fileadmin/fm-wwf/publikationen-PDF/Verbaendekonzept_Klimafreundlicher_Verkehr.pdf [01.10.2020].)

#### ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb. 1 Momente der Raumproduktion nach Lefebvre am Beispiel von Landbahnhöfen, entnommen aus: Frölich-Kulik 2018, S. 93. Wiederverwendung mit Genehmigung durch den transcript Verlag 2018.
- Abb. 2 Ebenen der Gesellschaftlichen Wirklichkeit nach Lefebvre am Beispiel von Landbahnhöfen, entnommen aus: Frölich-Kulik 2018, S. 101. Wiederverwendung mit Genehmigung durch den transcript Verlag 2018.
- Abb. 3 Gegenüberstellung der Ebenen der gesellschaftlichen Wirklichkeit (Quadrate mit hervorgehobener privater, mittlerer, globaler Ebene) und der geografischen Reichweite (Kreise mit hervorgehobener lokaler, regionaler, überregionaler Relevanz). Im Vergleich: Staatliche Lokalversorger, Städtische Liebhaber, Internationale Nachbarn, entnommen aus: Frölich-Kulik 2021, S. 111–122. Wiederverwendung mit Genehmigung durch den transcript Verlag 2021.
- Abb. 4 Szenario entlang der Pfefferminzbahn. Die Landbahnhöfe stehen in direkter infrastruktureller Verbindung. Die Nutzungen sind aus dem aktuellen Raumeschehen weiterentwickelt worden, entnommen aus: Frölich-Kulik 2021, S. 111–122. Wiederverwendung mit Genehmigung durch den transcript Verlag 2021, Umschlagabbildung. Wiederverwendung mit Genehmigung durch den transcript Verlag 2021.

# Verlorenes erzählen

The background of the entire page is a light gray color. It is decorated with several large, solid black geometric shapes. These shapes are irregular polygons with sharp corners and edges, resembling jagged fragments or shards. They are scattered across the page, with some overlapping each other. The shapes vary in size and orientation, creating a dynamic and abstract composition. The text 'Verlorenes erzählen' is centered at the top of the page in a white, serif font.

# Joint Venture im Mauerstreifen

Raffael Rheinsbergs Beitrag zum Berliner Ausstellungsprojekt »Die Endlichkeit der Freiheit« im Sommer 1990

Sarah Alberti

Am 13. Juni 1990 begann in Berlin offiziell der Abriss der Mauer. Seit ihrer Öffnung im November 1989 hatten Mauerspechte mit ihrer Demontage begonnen. Kinder verkauften die heraus gehämmerten Teile auf dem Potsdamer Platz als Souvenirs an amerikanische Touristen: »5 DM für ein kleines Stück und 10 DM für ein großes Stück.«<sup>1</sup> Das einst streng bewachte Stück Grenzstreifen in Berlins Mitte übte auch auf den Künstler Raffael Rheinsberg (1943–2016) eine große Anziehung aus. Zwischen Preußischem Landtag und Martin-Gropius-Bau platzierte er vom 1. September bis zum 7. Oktober 1990 mitten im vormaligen Todesstreifen 100 Kabeltrommeln parallel zum Mauerverlauf [Abb. 1]. Je 50 Trommeln aus dem Osten und dem Westen »rollten« kabellos aufeinander zu und bildeten ein »Joint Venture« – so der Titel der Installation. Ost- und westdeutsche Trommeln ließen sich optisch klar voneinander unterscheiden: Die Trommeln des ostdeutschen Kabelwerks Oberspree (KWO) waren durch ein weißes Dreieck auf schwarzem Grund sowie das Firmensignet weithin erkennbar, während die der westdeutschen Kabeltrommelgesellschaft (KTG) nur Ziffern auf verwittertem Holz trugen. Optisch setzten sie das noch nicht vollständig demontierte »armselige Mauerstück« fort, »an dem noch Spechte klopfen, nicht ohne vorher das jeweilige Mauerteil neu besprüht zu haben.«<sup>2</sup> In diesem Setting schuf Rheinsberg kurz vor der Wiedervereinigung im Rahmen des Ausstellungsprojektes »Die Endlichkeit der Freiheit«<sup>3</sup> ein überdimensionales Sinnbild für die Wiederaufnahme von Kommunikation und wirtschaftlicher Zusammenarbeit beider deutscher Staaten, das zugleich im wahren Wortsinn eine neue Mauer bildete.

## »Die Endlichkeit der Freiheit« – ein Ausstellungsprojekt in den zusammenwachsenden Stadthälften

Zu einer Zeit, in der in der heutigen Bundeshauptstadt »die Erschütterung der Systeme und Blöcke besonders deutlich« wurde, sollte eine internationale und künstlerische Auseinandersetzung mit der veränderten politischen Situation im Rahmen des Ausstellungsprojektes

»Die Endlichkeit der Freiheit« auf diesen Prozess reagieren oder versuchen, ihn zu beeinflussen.<sup>4</sup> Bereits im Jahr 1986 war zwischen dem Dramatiker Heiner Müller und den später beteiligten Künstler:innen Rebecca Horn und Jannis Kounellis die Idee entstanden, die Mauer durch Installationen im Ost- und Westteil der Stadt zu perforieren. Doch erst nach der Maueröffnung war eine Realisierung denkbar. Im Jahr 1990 lag der Akzent des Projektes, so Heiner Müller, »auf dem Trennenden, auf dem, was sehr schwer zu vereinigen ist und was wahrscheinlich auch in den nächsten Jahren gar nicht zusammengeht.«<sup>5</sup> Diese Skepsis drückt sich auch im von ihm formulierten ambivalenten Titel »Die Endlichkeit der Freiheit« aus: »Endlich Freiheit« impliziert die Freude über den politischen Umbruch; »Endlichkeit« reflektiert zugleich deren zeitliche Beschränktheit.

Es war ein einzigartiges Ausstellungs- wie kulturpolitisches Großprojekt der politischen Wendezeit. Die zum Teil unklaren Zuständigkeiten bei den Behörden erschwerten die Umsetzung einzelner Ideen und machten andere überhaupt erst möglich. Es war das einzige Ausstellungsprojekt dieser Größenordnung, das 1990 von BRD und DDR gemeinsam finanziert und realisiert wurde. *Der Spiegel* nannte sie die »wichtigste Ausstellung« des Jahres. Zur Besonderheit der von den Künstler:innen für

↓ Abb. 1



ihre Beiträge gewählten Orte trat mit Blick auf das historische Moment des politischen Umbruchs die Spezifik der Zeit, die sich zum Teil direkt in die künstlerischen Beiträge einschrieb und ihnen die Dimension tagespolitischer Kommentare verlieh. Krzysztof Wodiczko verwandelte das ostberliner Lenin-Monument an zwei Abenden zu einem Einkäufer mit Aldi-Tüte. Via Lewandowsky, der einzige in der DDR geborene Teilnehmer, verdeckte das Mosaik im Rundgang der Siegessäule mit Styropor. Hans Haacke erklärte wie Raffael Rheinsberg den Todesstreifen zum Ausstellungsraum, zögerte den Abriss eines Wachturms vertraglich hinaus und verfremdete ihn mit einem Mercedes-Stern.

## Raffael Rheinsberg: Im Gehen sehen

Der aus Kiel stammende Rheinsberg lebte 1990 seit über zehn Jahren in der Stadt und war wie keiner der anderen Künstler:innen mit Berlin vertraut. In seinen Werken setzte er sich mit

Spuren von Geschichte auseinander: Seit Ende der 1970er Jahre sammelte er an wenig beachteten Orten zurückgelassene Gegenstände, die er in Räumen anordnete oder in Feldern am Boden auslegte.<sup>6</sup> »Im Gehen Sehen«<sup>7</sup> beschrieb er seine künstlerischen Praxis. Eine seiner wichtigsten Arbeiten war die Untersuchung des damals brachliegenden Botschaftsgeländes aus dem Nationalsozialismus im Tiergartenviertel im Jahr 1982.<sup>8</sup> Bereits vor der Einladung zur Teilnahme am Ausstellungsprojekt 1990 hatte er sich zum Teil direkt auf die Mauer bezogen.<sup>9</sup> Weitere Werke zeugen auch von Besuchen in Ost-Berlin, wo er im Kontakt mit dem Galeristen und Kurator Jürgen Schweinebraden stand. Kaum war die Mauer offen, sei er mit »kreativer Besessenheit« durch ostberliner Gebiet gestreift, »auf der Suche nach Dingen, welche die Gesellschaft nur allzu schnell hinter sich lassen möchte.«<sup>10</sup> Anfang Juli 1990 lagen Konzept und Projektbeschreibung für »Die Endlichkeit der Freiheit« vor: »Die Mauer aus Kabeltrommeln wird dem an ihr Entlang-wandernden (sic!) die Sicht versperren und überraschende Durchblicke gestatten an den Stellen, wo die Trommeln aneinanderstoßen.«<sup>11</sup>

Ausstellungskoordinatorin Brigitte Hammer erinnert sich an die unterschiedliche Haltung, mit der die beiden Kooperationspartner der Bitte um Kabeltrommeln begegneten: Während der Geschäftsführer der westlichen Kabeltrommelgesellschaft aus seiner »arroganten Haltung gegenüber dem ›Kunstquatsch‹ keinen Hehl machte«, servierte die Sekretärin des Kabelwerks Oberspree stolz eine Tasse ›West-Kaffee‹ und war kooperativ.<sup>12</sup> Brigitte Hammers Bitte um westliche Trommeln schloss die Frage ein, ob der Firmenschriftzug SIEMENS verwendet werden könne, »um die sich am Potsdamer Platz vereinigenden Trommeln auch sichtbar gegen die östlichen Kabeltrommeln abzusetzen.«<sup>13</sup> Dies war jedoch nicht möglich. Die heutige Kabeltrommel GmbH & Co. KG ist seit 1969 Logistikdienstleister der europäischen Kabelindustrie, als Zulieferer für SIEMENS tätig und nummerierte die Trommeln entsprechend ihrem Markt-Monopol lediglich durch – Eigenwerbung hatten und haben sie nicht nötig.<sup>14</sup>



## Vom Grenzübergang in den Todesstreifen

Neben der Organisation der westdeutschen Kabeltrommeln verlief auch die Festlegung des Standortes in Berlin nicht unproblematisch.

An der früheren Zimmerstraße diesseits und jenseits der Mauer sollten die Kabeltrommeln zu einem »joint venture der besseren Kommunikation aufrollen.«<sup>15</sup> Die Wucht der anrollenden Trommeln hätte die vorhandenen Architekturen in eine »dynamisierte Verbindung«<sup>16</sup> gebracht: Gegenüber dem Haus der Ministerien war in unmittelbarer Nachbarschaft zum Gelände »Topografie des Terrors« im Rahmen der Internationalen Bauausstellung IBA ein sozialer Wohnungsbau-Block entstanden. Rheinsbergs Installation hätte an dieser Stelle als »missing link die Nahtstelle zwischen den baulichen Manifestationen eines unterschiedlichen Umgangs mit Geschichte markieren und zugleich die Lücke sichtbar machen«<sup>17</sup> sollen, so Sabine Vogel. Doch praktisch über Nacht wurde dort die Mauer abgerissen, ein Verkehrsübergang eingerichtet und die Installation in der Folge nicht genehmigt.<sup>18</sup> Der finale Standort an der Ecke Stresemannstraße/Dessauer Straße war schließlich die dritte Ausweichoption.<sup>19</sup> Hier sollte der Vereinigung der Systeme noch eine Weile Brachraum gewährt werden, hieß es im Juli 1990.<sup>20</sup> Die Anlieferung der Kabeltrommeln war für den 14. und 15. August 1990 geplant,<sup>21</sup> Rheinsberg positionierte die Trommeln mit Hilfe eines Gabelstapelfahrers bündig in einer Linie inmitten des vormaligen Todesstreifens [ Abb. 2 ].

Am gewählten Aufstellungsort der Trommeln war deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts immer wieder unmittelbar ablesbar: Auf dem Gelände der heutigen »Topographie des Terrors« neben dem Martin-Gropius-Bau, einem der bedeutendsten Museumsbauten Deutschlands aus dem 19. Jahrhundert, befanden

sich von 1933 bis 1945 die wichtigsten Zentralen der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft: das Geheime Staatspolizeiamt mit eigenem »Hausgefängnis«, die Reichsführung-SS, der Sicherheitsdienst der SS und während des Zweiten Weltkriegs auch das Reichssicherheitshauptamt.<sup>22</sup> Nach dem Krieg bezog die Deutsche Wirtschaftskommission (DWK) die Räumlichkeiten, die bis zur Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 die faktische Zentralregierung der SBZ bildete. Rheinsberg wählte den Alternativstandort vermutlich auch, da ihm das Gelände gut vertraut war: Im Jahr 1984 hatte er unmittelbar neben dem Martin-Gropius-Bau mit Fundstücken vom ehemaligen Gestapo-Gelände einen »Trampelpfad deutscher Geschichte« realisiert. Mit keinem anderen Ort der NS-Geschichte, so resümiert Stefanie Endlich 1989, hätten sich bis dato so viele Künstler, Architekten, Landschaftsgestalter und Stadtplaner auseinandergesetzt.<sup>23</sup> An dieser Stelle besonders streng bewacht, separierte die Mauer ab 1961 den Martin Gropius-Bau im Westen und den Komplex von Preußischem Landtag und Haus der Ministerien im Osten voneinander. Das Aufeinandertreffen der Kabeltrommeln verstärkt die konfrontative Position der beiden Repräsentationsbauten entlang der Straße, die, beide errichtet zum Ende des 19. Jahrhunderts, für die gemeinsame deutsche Geschichte stehen.

## »Joint Venture« der Zeitgeschichte: Sozialismus stößt an Kapitalismus

Wie bereits die Schwierigkeiten bei der Beschaffung der westlichen Kabeltrommeln belegen, trafen nach der Maueröffnung zwei unterschiedliche Wirtschaftssysteme aufeinander:

Der nonprofitable, solidarisch ausgerichtete

Sozialismus, versinnbildlicht von Kabeltrommeln des VEB Kabelwerk Oberspree, traf auf den profitorientierten Kapitalismus, exemplarisch vertreten durch die Kabeltrommeln des Unternehmens SIEMENS. Beide haben gemeinsame Wurzeln im 19. Jahrhundert: Das VEB Kabelwerk Oberspree geht auf die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG) zurück. Als diese 1896 mit dem Bau ihrer ersten Kabelfabrik in Schöneweide begann, musste sie sich gegen die etablierten Branchenführer SIEMENS und Felten & Guillaume behaupten.<sup>24</sup> Vertraglich befreiten sich SIEMENS und die AEG Mitte der 1890er Jahre aus bis dahin bestehenden Bindungen und Absprachen. Mit dem Schritt in die Unabhängigkeit verschärfte sich der Wettbewerb, zugleich investierten beide Unternehmen in den Aufbau neuer Kabelwerke. Während SIEMENS den Grundstein für die spätere Siemensstadt legte, begann die AEG 1896 mit den Arbeiten an ihrem ersten eigenen Kabelwerk in Schöneweide an der Oberspree.

Durch eine effiziente Produktionspolitik gelang es der AEG, neben SIEMENS im Berliner Nordwesten und Felten & Guillaume in Köln einen festen Platz unter den drei größten Kabelfabriken in Deutschland zu behaupten. Auf diese Erfahrungen baute das 1952 in einen VEB umgewandelte Kabelwerk Oberspree auf, das als Stammbetrieb für die Kabelproduktion in der DDR mit einem hohen Anteil am Auslandsgeschäft eine herausgehobene Rolle spielte. Rheinsberg versinnbildlicht die alte Konkurrenz, wobei die westlichen Kabeltrommeln für Besucher:innen im Jahr 1990 aufgrund der fehlenden Firmensignets nicht SIEMENS zugeordnet werden konnten.

Die Positionierung der Trommeln durch den Künstler nimmt das Aufeinandertreffen der Systeme und deren mögliche Durchdringung im Jahr 1990 formal auf: Die Trommeln des östlichen KWO stehen westlich des Scheitelpunkts der Reihe, während die der westlichen KTG gen Osten ›rollen‹ – im Sinne von Himmelsrichtungen nach Ost- bzw. West-Berlin. Ihr Treffpunkt scheint zufällig gewählt. Der Vertrag mit KWO vermerkt, dass die Trommeln einen Durchmesser von 240 Zentimetern hatten.<sup>25</sup> Da die Kabeltrommeln der KTG einen Durchmesser von 250 Zentimetern hatten, waren die westberliner Trommeln 10 Zentimeter größer. Dies ist auf den zeitgenössischen Fotografien nicht augenfällig, jedoch retrospektiv als formaler Verweis auf die wirtschaftliche Vormachtstellung des Westens nach der Wiedervereinigung zu deuten. Im Jahr 1993 erläutert Rheinsberg, dass die Arbeit für ihn nur mit dieser Anzahl Trommeln und deren Massivität umzusetzen war:

»Wenn ich nicht 50 und 50 gehabt hätte – fifty-fifty – (50 Trommeln aus dem Westen und 50 aus dem Osten), weil das auch so eine magische Zahl ist, was zwar keiner erkannt hat, was aber für mich wichtig war bei Joint Venture – wenn eine Arbeit Joint Venture heißt, steckt natürlich fifty-fifty drin. Diese Kabeltrommeln prallen auf Eisenbahnschienen zusammen. Hätte ich jetzt kleine Kabeltrommeln genommen, solche Pygmäen, das wäre schrecklich gewesen. Sie mußten natürlich eine übergroße Höhe haben wie Riesen.«<sup>26</sup>

Rheinsberg hätte auch Kabeltrommeln mit kleinerem Durchmesser wählen können, diese hätten jedoch visuell nicht gegen die noch real existierende Mauer vor dem Martin-Gropius-Bau mithalten können. Die Mauer gehörte an dieser Stelle der sogenannten 4. Generation aus dem Jahr 1975 an und war 3,60 Meter hoch.

## Ephemeres Denkmal für das »Joint-Venture-Gesetz«

Die Installation ist auch als ein ephemeres Denkmal für das sogenannte »Joint-Venture-Gesetz« zu lesen, das im Sommer 1990 schon wieder historisch geworden war. Seit Dezember 1989 hatte sich eine »Joint-Venture«-Euphorie in vielen Volkseigenen Betrieben (VEB) und Kombinat abgezeichnet.<sup>27</sup> Mitte Januar 1990 waren Wirtschaftsführer der Bundesrepublik, darunter Vorstandsvorsitzende von Lufthansa, VW und Daimler-Benz zu einem Symposium nach Berlin gekommen.<sup>28</sup> Der Ministerrat der DDR erließ in der Folge am 25. Januar 1990 die »Verordnung über die Gründung und Tätigkeit von Unternehmen mit ausländischer Beteiligung in der DDR«<sup>29</sup>. In dieser heißt es, dass die Regierung der DDR die Gründung und Tätigkeit von Unternehmen mit ausländischer Beteiligung auf dem Territorium der DDR unterstützt, fördert und ihnen umfassenden Rechtsschutz garantiert: »Die Tätigkeit der Unternehmen dient dem gegenseitigen Vorteil und Nutzen der Beteiligten.«<sup>30</sup>

Raffael Rheinsberg erläuterte den Titel im Sommer 1990: »Nach dem 9. November tauchte immer wieder der Begriff des ›joint venture‹ auf. Ich habe im Lexikon nachgeschlagen, was das eigentlich bedeutet und fand dort die Erklärung ›gemeinsames Risiko‹. Seit einiger Zeit ist dieser Begriff nun wieder völlig

aus der Diskussion...«.<sup>31</sup> Auch Sabine Vogel kommentiert 1990 im Handbuch zum Projekt: »Wenn »joint venture« eine »Fata Morgana der Übergangsregierung Modrow« war, wie das ein Westberliner Stadtrat des DDR-Wirtschaftsministeriums kürzlich in einer Talkshow bemerkte«, dann habe der Titel von Raffael Rheinsbergs Arbeit bereits »nostalgischen Charakter.«<sup>32</sup> Bereits im April 1990 war die DDR-Regierung bereit, das Gesetz wieder zurückzuziehen: Bundesdeutsche Unternehmen, die sich in der DDR einkaufen wollten, aber auch konkurrenzunfähige DDR-Betriebe, die auf Unterstützung finanzkräftiger westlicher Partner beim Umbau hofften, hatten Kritik an den Beschränkungen für Gemeinschaftsunternehmen geäußert. Insbesondere die Regelung, dass ausländische Unternehmen nur 49 Prozent des Kapitals von DDR-Firmen übernehmen dürften, aber auch die Unmöglichkeit, Eigentumstitel an Grund und Boden zu erwerben, waren Hauptpunkte der Kritik und wurden als Hinderungsgründe für mehr westliche Investitionen in der DDR angeführt. Rheinsbergs Entscheidung, jeweils 50 Trommeln zu nutzen, und nicht etwa 51 östliche und 49 westliche, unterstreicht, dass es ihm nicht um eine illustrative Umsetzung des Gesetzes, sondern um eine eigene Idealvorstellung des gleichberechtigten Zusammenwachsens ging.

Mit der Aufhebung des Gesetzes wurde für Bundesbürger:innen der Weg frei gemacht, sich zu 100 Prozent in der DDR einzukaufen. DDR-Bürger:innen hatten allerdings Vorkaufsrecht. Faktischer Eigentümer der Betriebsstätten war nach wie vor die Regierung de Maiziere, deren Eigentumstitel von der »Treuhandanstalt« verwaltet wurden.<sup>33</sup> Diese befand sich wiederum in unmittelbarer Nähe zur Installation von Rheinsberg im Haus der Ministerien. Hier befand sich auch das »Büro zur Beratung und Genehmigung von Joint-Venture-Unternehmen.« Rheinsbergs Titelwahl ist angesichts dieser rasanten Veränderungen und der Einladung zur Projektteilnahme im April 1990 und somit zu einem Zeitpunkt, da das »gemeinsame Risiko« noch nicht wieder Geschichte war, durchaus ironisch zu lesen. Gestützt wird diese Lesart von der Tatsache, dass Rheinsberg auf Kabel verzichtete: Die Infrastruktur ist vorhanden, jedoch fehlt es im wahrsten Sinne des Wortes am »Mittler«, am »Medium«, um die Kommunikation wieder aufzunehmen. Das Material sei Metapher für die »noch gestörte« Kommunikation: »Das Kabel ist wirkliches Transportmittel für Informationsflüsse – defunktionalisiert eingesetzt wirken die archaischen Träger wie Bremsklötze für das real existierende Tempo.«<sup>34</sup>

## Neue Mauer oder Brücke?

Die konfrontative Aufstellung der jeweils 50 Trommeln stützt den Eindruck, dass zwei – zumindest gleichberechtigte – Systeme aufeinandertreffen, deren Verbindung jedoch ein neues Hindernis, eine neue Mauer darstellt. Mancher hätte die Kabeltrommeln sicher für Kabeltrommeln gehalten, aufgereiht für tatsächliche künftige Verlegungen an dieser Stelle. Ein Passant bemerkte: »Die könnens (sic!) nicht lassen, müssen immer neue Mauern bauen.«<sup>35</sup> Die Installation ruhe »fast wie ein Stück Ersatz- oder Zusatz-Grenzwall, in relativer Idylle nahebei am Martin-Gropius-Bau, wo noch ein Stück Mauer übrig ist«, so *Der Spiegel*.<sup>36</sup>

Weitere Kritiker sprachen von »einer neuen Mauer«<sup>37</sup>, einer »Kabeltrommelmauer«<sup>38</sup>, einer »Mauer aus hundert Kabelrollen«<sup>39</sup> sowie einer »neuen Grenzmauer.«<sup>40</sup>

Rheinsberg verstand sein Werk positiver als die Presse: Die dicht an dicht und hintereinander gestellten Rollen würden auf die kommende Verkabelung hinweisen, die eine bessere Verständigung bringen soll.<sup>41</sup> »Die Kabeltrommeln sind für mich symbolträchtig. Betrachtet man sie von oben, sehen sie aus wie eine Brücke zwischen den beiden Stadthälften Berlins.«<sup>42</sup> Zugleich mahne die Installation dazu, »Geschichte nicht durch Zerstörung zu glätten, sondern durch Bewußthalten zu ver- arbeiten.«<sup>43</sup> Gerade weil die Mauer am Standort der Installation an der Straße zwischen Martin-Gropius-Bau und ehemaligem Preußischen Landtag, wenn auch bereits heftig lädiert, noch stand, plädierte die neue, zweite Mauer aus 100 Kabeltrommeln für Aufarbeitung: »Wenn die Mauer fällt, ist sie noch lange nicht weg«, so Rheinsberg 1990. »Wir müssen die Historie auf- arbeiten, nicht verdrängen.«<sup>44</sup> Er verstand seinen Beitrag als Apell zur Aufarbeitung gemeinsamer deutscher Geschichte: Für ihn war die Zeit zu schnelllebig geworden, sie normalisiere sich zu rasch.<sup>45</sup> Seine Forderung: »Viele Sachen gehen vorwärts, doch was Aufarbeitung von Geschichte anbelangt, muß es rückwärtsgehen.«<sup>46</sup>

Rheinsberg ging es immer auch um eine kritische Aktualisierung von Geschichte. Diesen Anspruch erfüllt das Werk »Joint Venture« jedoch nur vor dem Hintergrund der historischen Dimension des Ausstellungsortes: Die Ortswahl mitten im Todesstreifen, in unmittelbarer Nachbarschaft zur zum Teil schon abgerissenen Mauer und den repräsentativen Gebäuden des Preußischen Landtags und dem Martin-Gropius-Bau sowie die Wahl des jüngst historisch gewordenen Werktitels ermöglichten es, auf die Überlagerung von Zeitschichten sowie die Gefahr der Überdeckung zu verweisen. Nicht nur der Werktitel war bei Ausstellungsbeginn im September 1990 bereits historisch, auch für Todesstreifen und Mauer war stadtplanerisch im Sommer 1990 bereits entschieden, dass sie als räumliche Strukturen nicht nachvollziehbar bleiben, sondern größtenteils annulliert werden sollten.

## Denkmal für DDR-Ästhetik

Raffael Rheinsberg setzt mit seiner Installation vor dem ehemaligen Kunstgewerbemuseum nicht zuletzt der Ästhetik des DDR-Wirtschafts- system ein ephemeres Denkmal, denn die

Unterschiedlichkeit der Systeme beider deutschen Staaten war optisch offensichtlich: Die Ost-Berliner Kabeltrommeln waren an ihrem weißen Dreieck auf schwarzem Grund schon von weitem erkennbar, während die Leihtrommeln der westdeutschen Kabel- trommelgesellschaft (KTG) auf dem monopolisierten Markt nur mit Ziffern versehen waren:<sup>47</sup> »Die Symbolwelt der VEB-Zei- chen prallt gegen die nackten Funktionsdaten der westlichen Wirtschaft (...).«<sup>48</sup> Obwohl Marken-Branding im Kapitalismus eine wichtige Rolle spielt und die Trommeln als kostenfreie Werbefläche im öffentlichen Raum fungieren können, sind es in diesem Fall die östlichen Trommeln, die einen optischen Wiedererkennungswert aufweisen.

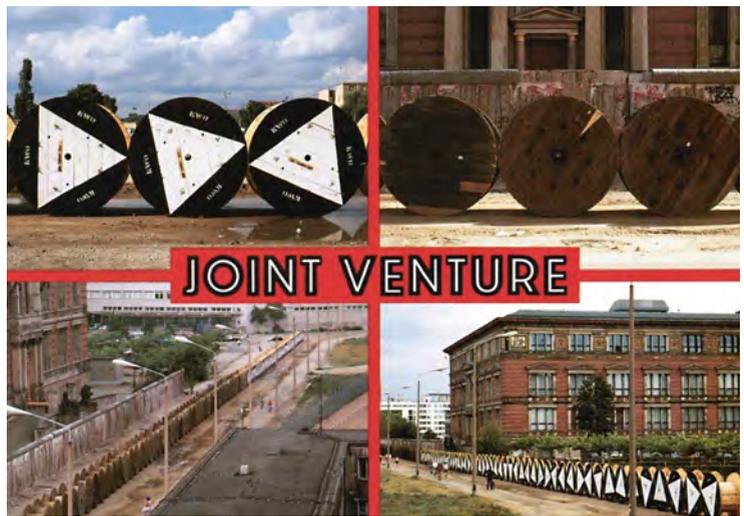


In seinen künstlerischen Projekten bis zum Jahr 1990 war es Rheinsbergs Strategie, das Vergessene in die Gegenwart zu projizieren.<sup>49</sup> Im Fall des »Joint Venture« holte er die Zukunft in die Gegenwart bzw. »überrollte« die Realität seine künstlerische Intention: Schneller als von Rheinsberg gedacht, war die Übernahme von Ost-Firmen im Sommer 1990 allgegenwärtig und das Ringen um ein Bestehen auf dem wiedervereinigten Markt hatte begonnen. KWO nutzte die Beteiligung am Ausstellungsprojekt für eine Positionierung im neuen System. Mitten im Transformationsprozess nutzen sie das Projekt pro aktiv für sich: Die neugegründete KWO-Kabel AG<sup>50</sup> nahm die Bitte um 50 Trommeln für das Projekt zum Anlass, »ihre Trommeln nach neuen Konzepten herzustellen, um konkurrenzfähige Produkte in den Wettbewerb zu werfen, da die allmächtige KTG schon ihren Übernahme-Flirt begonnen hat.«<sup>51</sup> Zudem sandte KWO am 14. August 1990 einen Fotografen zur Anlieferung der Trommeln und kündigte an, das ge-

samte Projekt nach Eröffnung des Ausstellungsprojektes nochmals aufzunehmen: »Wir freuen uns über diese Werbung für unser Werk und sind auch sehr interessiert an Material über das Ausstellungsprojekt.«<sup>52</sup>

## Selbstdarstellung der Installation durch Raffael Rheinsberg

An der Selbstdarstellung des Projektes durch Rheinsberg ist eine Sympathie für das östliche Kabelwerk Oberspree deutlich ablesbar, bis hin zu Pressebildern, in denen er sich vor den weiß-schwarzen Trommeln abbilden lässt [ Abb. 3 ]. Zwei das Projekt begleitende Postkarten nutzte er als Erweiterung seiner Installation: Im Sinne eines Ready-Mades bildet das erste Motiv unverändert ein von der KWO zur Verfügung gestelltes Color-Dia einer Kabelmusterzusammenstellung.<sup>53</sup> Rheinsberg bringt durch diese Postkarte nochmals seine Sympathie für das Unternehmen wie seine Faszination für deren Ästhetik zum Ausdruck. Statt die zweite Postkarte der Logik der Installation folgend dem Unternehmen SIEMENS zu widmen, gestaltete er eine ironische Werbe- bzw. Ansichtskarte für sein »Joint Venture« [ Abb. 4 ]. In Anlehnung an Urlaubskarten, die mehrere Motive von einem beliebten Touristenort vereinen, zeigt die diagonal ausgerichtete Karte die Installation aus vier verschiedenen Perspektiven, grafisch zusammengehalten vom Titel auf rotem Grund. Die Karte referiert auf die zahlreichen Mauer-Touristen, die Berlin 1990 in den Monaten der Laufzeit des Ausstellungsprojektes besuchten.



## Fazit

Rheinsbergs Faszination für den Osten hielt auch nach der Maueröffnung an und lässt sich an weiteren Arbeiten ablesen: 1990 entstand »Fragment« eine Frottage auf Bruchstücken einer DDR-Propaganda-Tafel. Zudem holte er sich die Erlaubnis, Abdeckhauben von Hydranten in Ostberlin künstlerisch zu verwerten,<sup>54</sup> die sonst von der Feuerwehr verschrottet worden wären.<sup>55</sup> Vom 26. Oktober bis zum 14. Dezember 1991 stellte er seine Sammlung unter dem Titel »H1 – H45 Hydrantenabdeckungen aus Ost-Berlin« in der Galerie vier von Christoph Tannert in Berlin aus, der im Begleittext zum Werk vom »DDR typischen Spannungsverhältnis zwischen persönlichem Freiraum und der Gewalt der Fremdbestimmung durch den Systemdruck« spricht.<sup>56</sup> In den 1990er Jahren realisierte Rheinsberg mehrere Werke zur deutsch-deutschen Geschichte: »Gebrochen Deutsch« (1993) ist ein rechteckiges Feld aus hunderten Bruchstücken Ost-Berliner Straßenschilder, die der Schilder-Norm nach der Wiedervereinigung zum Opfer gefallen waren.<sup>57</sup> Auch die Arbeit »Abgewickelt, Eingewickelt« (1993) arbeitet mit Fragmenten von Straßenschildern, wobei »Abgewickelt« den Vorgang meint, bei dem ehemalige ostdeutsche volkseigene Betriebe privatisiert oder aufgelöst wurden.<sup>58</sup> »Neues Deutschland« präsentiert die dazugehörigen Hausnummern in Papier der gleichnamigen Zeitung – eine Metapher für das neue Deutschland, in dem eine bestehende Ästhetik verloren geht, »wobei das für den einen Gegenstand eines traurigen Abschieds, für einen anderen ein wertvolles museales Forschungsobjekt und für wieder andere – immer noch ein Packstück fertig zum Abtransport ist.«<sup>59</sup>

Es sieht so aus, als hätte Rheinsberg schon damals geahnt, dass die Zukunft der ostdeutschen Unternehmen einmal von dem Schlagwort Abwicklung bestimmt würde.<sup>60</sup> Sein Beitrag zum Ausstellungsprojekt »Die Endlichkeit der Freiheit« kann in diesem Sinne als Prophezeiung gelesen werden: »Sosehr die Anzahl der Trommeln auf ein ideales prozentuales Beteiligungsmuster verwies und die geradlinige Verbindung eine gute Entwicklung suggerierte, so hoffnungslos unterbrochen war die Kommunikation wegen der fehlenden Kabel.«<sup>61</sup> Die leeren

Hüllen waren vorausahnender Verweis, dass es im Zuge der Wiedervereinigung wohl kaum zu einem wirtschaftlich verbindenden Joint-Venture kommt, sondern dass einer der beiden Berliner Betriebe die Oberhand erlangen würde.<sup>62</sup> Rheinsbergs »Joint Venture« lässt sich sowohl als Versinnbildlichung der Situation im ersten Halbjahr 1990 wie als skeptische Zukunftsprognose lesen.

## Epilog

Über 30 Jahre nach der Wiedervereinigung diskutiert man in Deutschland zunehmend über die Rolle der Treuhand: Verkäufe an zumeist westdeutsche Investoren, Branchenabwicklungen und Massenentlassungen prägten ihre krisengeschüttelte Geschäftspraxis nicht weniger als wütende Proteste, politische Kontroversen und öffentliche Skandale.<sup>63</sup> Auch das Kabelwerk Oberspree wurde 1990 von der Treuhand und 1993 von der britischen BICC Cables Ltd. übernommen. Von den rund 5.000 Mitarbeiter:innen Ende der 1980er Jahre waren 1993 kaum mehr als 2.000 im Betrieb verblieben. Nach weiteren fünf Jahren hatte sich die Zahl auf ein Zehntel der Vorwendezeit reduziert. 1999 meldete BICC Insolvenz an. Heutiger Eigentümer ist die deutsche Wilms-Gruppe, die an mehreren Standorten der Welt Industriegüter produziert. Am Standort Schöneweide werden sowohl klassische Kabelproduktion als auch moderne Glasfaserkabelherstellung betrieben. In dem sanierten Teil des KWO-Geländes eröffnete 2009 die Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin ihren neuen Campus Wilhelminenhof.<sup>64</sup> Die Kabeltrommel GmbH & Co. KG ist weiterhin Logistikdienstleister der europäischen Kabelindustrie.

Nach der Wiedervereinigung bekam der ehemalige Preußische Landtag wieder seine ursprüngliche Funktion als Parlamentssitz: Das Berliner Abgeordnetenhaus konnte nach einem Umbau des Gebäudes im Jahr 1993 seine erste Sitzung am neuen Ort abhalten. Am damaligen Aufstellungsort der Trommeln an der Niederkirchnerstraße wurde ein 200 Meter langes Reststück der Mauer mit allen Spuren der Zerstörung aus der Zeit des Mauerfalls erhalten und noch 1990 unter Denkmalschutz gestellt. Das Mauerfragment ist heute Bestandteil des Dokumentationszentrums »Topographie des Terrors« und als einer der wenigen noch erhaltenen Mauerreste in der Stadt eine der zentralen Stationen innerhalb des vom Berliner Senat entwickelten »Gesamtkonzepts Berliner Mauer.«<sup>65</sup> Anlässlich des 30. Jahrestages der Maueröffnung im Jahr 2019 wurde die Ausstellung »Umbruch Ost. Lebenswelten im Wandel«, zur Geschichte der deutschen Einheit vor dem Gebäude und somit damaligen Standort der Kabeltrommeln platziert, die mit 20 Tafeln Schlaglichter auf die Jahre 1989/90 wirft.<sup>66</sup>

- 1 Yael Bedharsi, studentische Aufsicht am Potsdamer Platz im Rahmen des Projektes »Die Endlichkeit der Freiheit«, in einem Tagebucheintrag vom August 1990.
- 2 Wiegenstein 1990.
- 3 Für die Rekonstruktion des Ausstellungsprojektes im Rahmen ihrer Dissertation stand der Autorin das private Archiv der damaligen Koordinatorin Brigitte Hammer zur Verfügung, aus dem folgend unter Angabe von »PABH« zitiert wird. Vertreten waren neben Raffael Rheinsberg auch Via Lewandowsky, Rebecca Horn, Jannis Kounellis, Giovanni Anselmo, Barbara Bloom, Christian Boltanski, Hans Haacke, Ilya Kabakov, Mario Merz und Krzysztof Wodiczko. Realisiert wurde es maßgeblich von Wulf Herzogenrath, Christoph Tannert und Joachim Sartorius.
- 4 Vgl. Konzeptpapier undatiert, PABH.
- 5 Herzogenrath 2000, S. 310.
- 6 Vgl. Rönnau 2013, S. 13. J. Rönnau führt dies auf Rheinsbergs Erfahrung zurück, der als Kind nach Ende des Zweiten Weltkriegs mit seinem Vater in Ruinen nach verwertbaren Dingen suchte.
- 7 R. Rheinsberg im Gespräch mit L. Engel im Januar 1990, veröffentlicht in: Ausst. Kat. Rheinsberg 1990.
- 8 Ausführlich dazu Rönnau 2013, S. 78–80; Ausst. Kat. Rheinsberg 1982.
- 9 Ausst. Kat. Rheinsberg 1993, S. 46: »Jeden Winter sind wir einen Teil der Mauer abgegangen, von Kneipe zu Kneipe. Jede Kneipe wurde mitgenommen und immer ein Stück an der Mauer entlang.«
- 10 Rönnau 2013, S. 27.
- 11 Konzept R. Rheinsberg, ohne Datum, PABH.
- 12 B. Hammer in einem Brief an die Autorin, 15.04.2020.
- 13 Schreiben B. Hammer an F. Scholz, 23.07.1990, PABH.
- 14 Siehe dazu Kabeltrommel GmbH und Co. KG, Willkommen bei der KTG, 2020, verfügbar unter: <http://www.kabeltrommel.de> [10.09.2020].
- 15 Sietz 1990.
- 16 Vogel 1990, S. 202.
- 17 Ebd.
- 18 Vgl. Sietz 1990.
- 19 Vgl. Weh 1990b. Die andere Ausweichoption ist nicht bekannt.
- 20 Vgl. Vogel 1990, S. 202.
- 21 Vgl. B. Hammer an H.-D. Jung, 15.08.1990, PABH.
- 22 Vg. Nachama 2010a; ders. 2010b; ders. 2010c; Stiftung Topographie des Terrors 2006.
- 23 Vgl. Endlich 1989, S. 230.
- 24 Vgl. auch nachfolgende Ausführungen zur Geschichte: Dame/Steiner 2013.
- 25 Vgl. Vertrag mit C. Kunath, 07.08.1990, PABH.
- 26 R. Rheinsberg in Rheinsberg/Grisebach 1993, S. 42.
- 27 Vgl. Seibel 2010.
- 28 Vgl. ausführlich dazu Grosser 1991.
- 29 Die Verordnung ist auch als »Joint-Venture-Verordnung« geläufig.
- 30 Zitiert nach »Verordnung über die Gründung und Tätigkeit von Unternehmen mit ausländischer Beteiligung in der DDR«, 25.01.1990.
- 31 Stepken 1990.
- 32 Vogel 1990, S. 202.
- 33 Vgl. taz 1990, S. 1.
- 34 Vogel 1990, S. 202f.
- 35 Zitiert nach Weh 1990a.
- 36 Der Spiegel 1990.
- 37 Balthaus 1990.
- 38 Müller 1990.
- 39 Melkus 1990.
- 40 Müller 1990.
- 41 Vgl. Melkus 1990.
- 42 R. Rheinsberg zitiert nach Berliner Zeitung 1990.
- 43 Busche 1990.
- 44 R. Rheinsberg zit. n. Busche 1990.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd.
- 47 Vgl. Weh 1990b.
- 48 Weh 1990b.
- 49 Vgl. Vogel 1990, S. 203.
- 50 Im ersten Halbjahr 1990 zerfiel das Kombinat durch Ausscheiden der Werke Schwerin, Vacha, Meißen, Schlettau, Beelitz und Schnellflechter Berlin. Die verbliebenen sieben Werke schlossen sich zu einer Holding KWO Kabel AG zusammen.
- 51 Schreiben von B. Hammer an M. Gagern, 04.09.1990, PABH.
- 52 Schreiben der KWO an B. Hammer, 15.08.1990, PABH.
- 53 Ebd.
- 54 Vgl. Rönnau 2013, S. 29.
- 55 Vgl. Ebd., S. 154; vgl. auch Rheinsberg/Grisebach 1993, S. 28–30.
- 56 C. Tannert in: Ausst. Kat. »Hol Über«, o.S.
- 57 Vgl. Rönnau 2013, S. 101f.
- 58 Vgl. Demakova 1995, S. 137.
- 59 Ebd. S. 138.
- 60 Vgl. Weber 1995, S. 115.
- 61 Ebd. S. 15.
- 62 Vgl. Rönnau 2013, S. 58.
- 63 Vgl. Böick 2018.
- 64 Vgl. Dame/Steiner 2013.
- 65 Vgl.: Baudenkmal Berliner Mauer, 2020, verfügbar unter: <https://www.topographie.de/historischer-ort/baudenkmal-berliner-mauer/> [10.09.2020]
- 66 Vgl.: Umbruch Ost. Lebenswelten im Wandel, Eine Ausstellung zur Geschichte der deutschen Einheit, 2020, verfügbar unter: <https://www.umbruch-ost.de> [10.09.2020].

## ZEITUNGSARTIKEL

- Balthaus 1990  
Balthaus, F.: Die Endlichkeit der Freiheit, in: *Arte Factum* (36) 1990, S. 42–43.
- Busche 1990  
Busche, E.A.: Die Endlichkeit der Freiheit, geplant für »Spiegel«, unveröffentlichtes Manuskript, PABH.
- Berliner Zeitung 1990  
o. A.: 100 Kabeltrommeln in einer Reih' – was soll das bedeuten?, in: *Berliner Zeitung*, 22.08.1990.
- Der Spiegel 1990  
o.A.: Stern am Wachturm. Von der Denkmalschändung bis zur Romantiker-Schau: neue Grenzlosigkeit der Kunst in Berlin, in: *Der Spiegel* (39) LZ 1990, Kunst, Ausstellungen, S. 274–278.
- Müller 1990  
Müller, K.B.: Ortsbeschreibung, in: *tip* 1990.
- Melkus 1990  
Melkus, E.: Endlichkeit der Freiheit, in: *Prinz*, 13.9.–26.9.1990, S. 88f.
- Sietz 1990  
Sietz, H.: Joint Venture per Kabel, in: *Süddeutsche Zeitung*, 21.09.1990.
- Stepken 1990  
Stepken, A.: Konfrontation mit Politik, in: *Kunst intern* (5) Juli/August 1990, S. 82–83.
- taz 1990  
Joint-Venture-Gesetz »sehr schnell« weg, in: *taz*, die tageszeitung (ulk), 25.04.1990, S. 1.
- Weh 1990a  
Weh, H.: Spuren der Teilung, in: *zitty* 19/90, S. 32f.
- Weh 1990b  
Weh, H.: Die Endlichkeit der Freiheit II, in: *Kunstblatt* (68) 1990, S. 22–24.
- Wiegenstein 1990  
Wiegenstein, R.: Verloren im Dickicht der Städte. Installationskünstler thematisieren in beiden Berlin »Die Endlichkeit der Freiheit«, in: *Frankfurter Rundschau*, 10.09.1990.

## SEKUNDÄRLITERATUR

- Ausst. Kat. Rheinsberg 1993  
Raffael Rheinsberg: Die Dinge, Die Orte, Die Zeit, Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien, Wien 1993.
- Ausst. Kat. »Hol Über«  
»Hol Über«, Galerie vier Berlin, Berlin 1991.
- Ausst. Kat. Rheinsberg 1990  
Raffael Rheinsberg: Inwendig, Schwäbisch Hall 1990.
- Ausst. Kat. Rheinsberg 1982.  
Raffael Rheinsberg: Botschaften. Archäologie eines Krieges, Berlin 1982.
- Böick 2018  
Böick, M.: Die Treuhand. Idee – Praxis – Erfahrung 1990–1994, Göttingen 2018.
- Dame/Steiner 2013  
Dame, T./Steiner, M.: Kabelwerk Oberspree KWO und Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin. Faltblatt Berliner Zentrum für Industriekultur, 2013.
- Demakova 1995  
Demekova, H.: »Geschichte ist alles, was der Fall war.«, in: Ullrich, F. (Hg.): Raffael Rheinsberg. Der Kreislauf der Dinge. Kunsthalle Recklinghausen, Köln 1995, S. 131–139.
- Endlich 1989  
Endlich, S. in Zsa. mit F. von Butlar: Über die Schwierigkeiten, sich der NS-Geschichte durch Kunst zu nähern, in: Huber, J. et al. (Hg.): Imitationen. Nachahmung und Modell: Von der Lust am Falschen, Basel/Frankfurt a.M. 1989, S. 230–251.
- Grosser 1998: Grosser, D.:  
Grosser, Dieter: Das Wagnis der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion. Politische Zwänge im Konflikt mit ökonomischen Regeln, in: *Geschichte der deutschen Einheit*, Bd. 29, Stuttgart 1998, S. 102–127, 143f.
- Herzogenrath 2000  
Herzogenrath, W.: Die Endlichkeit der Freiheit: Christian Boltanskis Beitrag »The Missing House« und »The Museum«. Anmerkungen eines Beteiligten, in: Fleckner, U. et al. (Hg.): *Jenseits der Grenzen. Französische und deutsche Kunst vom Ancien Régime bis zur Gegenwart*. Thomas W. Gachtgens zum 60. Geburtstag. Dialog der Avantgarden, 3 Bde., Köln 2000, S. 305–322.
- Modrow 1991: Modrow, H.:  
Modrow, H.: *Aufbruch und Ende*. Hamburg 1991.
- Nachama 2010a  
Nachama, A.: *Topographie des Terrors*. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt in der Wilhelm- und Prinz-Albrecht-Straße. Eine Dokumentation, Berlin 2010.
- Nachama 2010b  
Nachama, A.: *Berlin 1933-1945. Zwischen Propaganda und Terror*, Berlin 2010.
- Nachama 2010c  
Nachama, A.: *Geländerundgang »Topographie des Terrors»*. Geschichte des historischen Orts, Berlin 2010.
- Rönnau 2013  
Rönnau, J.: Wertewandel im Werk von Raffael Rheinsberg. Die Herausbildung seiner Arbeitsweise in Kiel und ausgesuchte Werke der folgenden 30 Jahre, Petersberg 2013.

- Seibel 2010  
 Seibel, W.: Die gescheiterte Wirtschaftsreform in der DDR 1989/1990, 04.03.2010, online verfügbar unter: <https://www.bpb.de/apuz/32891/die-gescheiterte-wirtschaftsreform-in-der-ddr-1989-1990?p=all> [10.09.2020].
- Topographie des Terrors 2006  
 Stiftung Topographie des Terrors (Hg.): Das »Hausgefängnis« der Gestapo-Zentrale in Berlin. Terror und Widerstand 1933-1945, Berlin 2006.
- Vogel 1990  
 Vogel, S.: Es bekommt praktisch automatisch einen Inhalt, in: Ausst.Kat. »Die Endlichkeit der Freiheit Berlin 1990«, Berlin 1990, S. 202–203.
- Rheinsberg/Grisebach 1993:  
 Raffael Rheinsberg im Gespräch (mit Lucius Grisebach), in: Ausst.Kat. Raffael Rheinsberg. Arbeiten zur Zeit, Nürnberg 1993, S. 14–47.
- Weber 1995  
 Weber, N.: Interventionen und Denkmal. Raffael Rheinsbergs Arbeiten im öffentlichen Raum, in: Ullrich, F. (Hg.): Raffael Rheinsberg. Der Kreislauf der Dinge. Kunsthalle Recklinghausen, Köln 1995, S. 107–119.
- Abb 1. Raffael Rheinsberg: »Joint Venture«, Berlin 1990, Foto: Jochen Wermann, PABH.
- Abb 2. Aufbau der Installation »Joint Venture« durch Raffael Rheinsberg im August 1990, Foto: Jochen Wermann, PABH.
- Abb. 3 Raffael Rheinsberg vor der Installation »Joint Venture«, Foto: Peter Adamik, Magazin Prinz 1990, S. 88.
- Abb.4 Postkarte zu Raffael Rheinsbergs »Joint Venture«, Berlin 1990, Fotos: Jochen Wermann.

# Narrative Rekonstruktionen

Zur Historiografie eines  
abgebrochenen Bauwerks

Wolfram Höhne

Bauland einer Erzählung

*Im Frühjahr 2018 fassen auf dem Grundstück Peißnitzinsel 4a in Halle an der Saale erste Pflanzen auf einem Flecken brauner Erde Fuß. Glasscherben, Betonklumpen und die Reste von Ziegeln verteilen sich über den Boden einer neu angelegten Grünfläche. Sie gehörten zu den Mauern eines Hauses, das noch im Winter an dieser Stelle stand. Die winzigen Partikel waren der mächtigen Technik entgangen, mit der man den Baukörper im Winter beseitigt hatte.*

*Als der Sommer beginnt, bedeckt dichter Pflanzenwuchs das Grundstück. Drei Sitzbänke werden entfernt, auf denen die Besuchergruppen vor dem Eingang des Gebäudes gewartet hatten. Nur ein Versatz in der Rasenkante des Parkweges deutet noch auf die Existenz des ehemaligen Planetariums der Stadt hin. Unter der hochgewachsenen Platane, die an den Nachmittagen ihren Schatten auf die Treppe des Hauses warf, entging ein Abfallbehälter den Abbrucharbeiten. Das Modell aus Waschbeton war in nahezu allen öffentlichen Anlagen der DDR zu finden. Die schiere Masse, in der man es produzierte, lassen diesen Gegenstand noch heute zu einem verlässlichen Anzeichen dafür werden, dass man sich im ehemaligen Osten Deutschlands befindet.*

*Als man den Müllbehälter vor dem Planetarium zerschlägt, wird dessen mächtige Wandung sichtbar. Zur Gestaltung seiner Oberfläche hatte man Kieselsteine in den feuchten Beton gedrückt. Es ist kaum ein einfacheres und sparsameres Verfahren denkbar, um das Grau des Betons zu verzieren. Der poetische Akt, dem der Mülleimer seine Form verdankte, bestand darin, diese Steine vom Grund eines Sees hinauf in das städtische Leben zu holen. Wenn es regnete, verwandelte das Wasser die Steine in Strandgut zurück. Die Kinder liebten es, einen Stein aus dem Waschbeton herauszubrechen und mit nach Hause zu nehmen, wo er bald seinen Glanz verlor.*



*Auf dem Grundstück haben die Abrucharbeiten eine leichte Wölbung hinterlassen. In einer fernen Zukunft könnten Archäologen diesen unscheinbaren Hügel auf einer Flussinsel der Saale als Anzeichen lesen und eine Grabung anlegen. In etwa einem Meter Tiefe werden sie dann eine rechteckige und eine ringförmige Platte aus Stahlbeton finden. Zwischen pulverisierten Mauerresten haben die Fundamente im Erdreich den Abbruch überdauert. Die Konturen, die sie in die Erdoberfläche einschreiben, werden in Archiven aufbewahrt, wo sie sich als Grundrisse auf Katastern und Plänen abzeichnen.*

*Von den Abdrücken des verschwundenen Bauwerks eröffnen sich verschiedene Wege, denen eine Imagination der Geschichte des Hauses folgen könnte. Die Spuren im Erdreich bezeugen gleichermaßen den Bau des Hauses wie das Misslingen seiner restlosen Beseitigung.*

Diese Textpassage steht am Beginn einer Objektbiografie des 2018 abgebrochenen Raumflugplanetariums in Halle an der Saale.<sup>1</sup> Das Bauland, auf dem das Gebäude bis vor wenigen Jahren gestanden hatte, ist leer und die Spuren der Geschichte des Hauses verteilen sich auf ungezählte Träger von Überlieferungen. Spätestens seitdem die Zerstörung des *World Trade Centers* ein omnipräsentes Nachbild in den kollektiven Erinnerungen hinterließ, wird für das Weiterleben von Dingen nach ihrer materiellen Beseitigung immer häufiger das Wort *Nachleben* verwendet. Leblose Objekte, zu denen auch Architekturen zählen, werden durch die Verwendung des Begriffs biografisiert. Diese Verlebendigung scheint vor allem auf die Unkontrollierbarkeit der Erinnerung hinzuweisen, die an einen materiellen Verlust anschließen kann.

Eine Praxis, um dem Nachleben von Dingen eine bestimmte Gestalt zu geben, ist das Dokumentieren. Für den Abbruch von Baudenkmalen, zu denen das Raumflug-Planetarium zählte, ist der Dokumentationsvorgang auf dem Gebiet

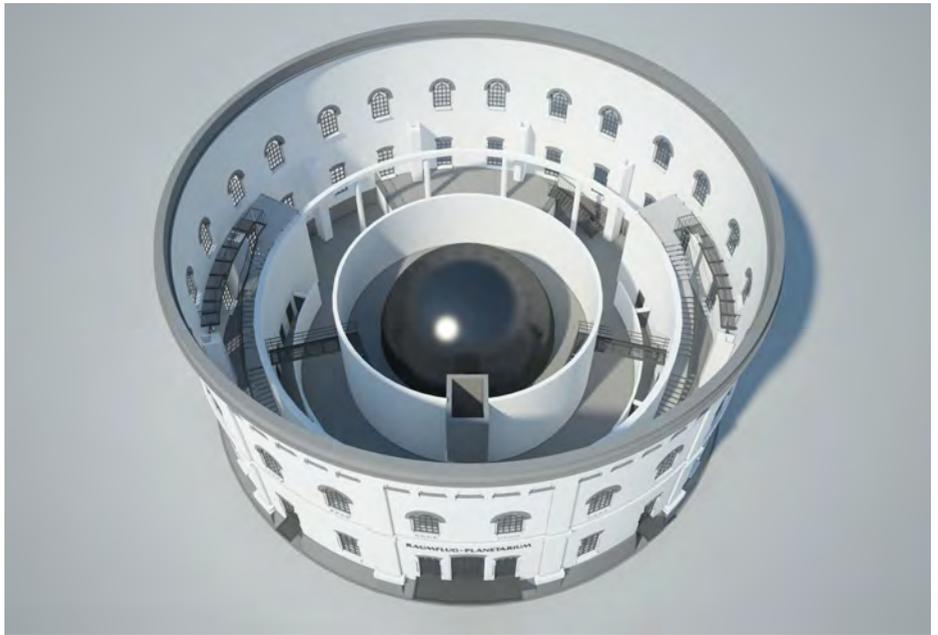
der Denkmalpflege institutionalisiert. Soll ein Baudenkmal abgerissen werden, so ist dessen Eigentümer gesetzlich zur Dokumentation des Baubestandes verpflichtet. Im Denkmalrecht sind auch die Vorgaben geregelt, nach denen eine denkmalpflegerischen Bestandsdokumentation anzufertigen ist. Die primäre Zielstellung dieser Dokumentationen ist es, »ein dreidimensionales Objekt [...] in seinem gegenwärtigen Zustand mit allen baulichen Veränderungen, wichtigen konstruktiven und bauhistorischen Details aber auch Schäden zu erfassen.«<sup>2</sup>

Bestandsdokumentationen werden für die bauhistorische Forschung angelegt. In Plänen und Fotografien dokumentieren sie die räumliche und materielle Beschaffenheit des Baudenkmal in seiner letzten Fassung. Mit Angaben zu räumlichen Dimensionen, gestalterischen Details, konstruktiven Lösungen und den verwendeten Materialien erfassen sie primär die materiellen Eigenschaften des Baukörpers. Diese institutionalisierte Form des Erinnerns vollzieht einen Medienwechsel vom Bauwerk zum archivierbaren Dokument und richtet dabei weiterhin das Augenmerk auf die materielle Beschaffenheit ihres Gegenstandes. Im Fall des Raumflug-Planetarium erstellte man ein digitales Planwerk, ergänzte es um ein fotografisches Raumbuch und eine kurze Einschätzung der zeitgeschichtlichen Bedeutung des Hauses.

Diese einseitige Fokussierung auf den materiellen Bestand in der Praxis der Denkmalpflege wird heute seitens der Kulturbeforschung kritisiert. Beispielhaft sei hier auf den Kulturwissenschaftler Stefan Willer verwiesen, der darin die Errichtung »posthistorischer Schutzräume« sieht.<sup>3</sup> Anstatt die Narrative der Vergangenheit als materiellen Bestand unhinterfragt in die Gegenwart zu überführen, favorisieren diese Positionen eine Auseinandersetzung mit der Sinnhaftigkeit eines Denkmals.

Im letzten Moment seines Bestehens zeichnen diese Dokumentationen den baulichen Bestand nach und geben zugleich kaum Auskunft darüber, wie sich die Sinnzuschreibungen an ein Bauwerk im Laufe seiner Geschichte konstituieren und auflösen konnten. Eine andere Perspektive kann das Dokumentieren dann einnehmen, wenn ein Bauwerk in seinen Veränderungsprozessen über lange Zeiträume hinweg verfolgt und weniger aus der Perspektive des Baulichen als vielmehr anhand von Lebenspraktiken geschildert wird, die sich in und anhand eines Bauwerks ereignen.<sup>4</sup>

Das Raumflug-Planetarium in Halle gehörte zu dem in seinem Denkmalwert umstrittenen baulichen Erbe der ehemaligen DDR. Ein Hochwasser der Saale hinterließ im Jahr 2013 umfassende Schäden am Gebäude. Der Führungsbetrieb musste eingestellt werden und die imposante Architektur des stillgelegten Bauwerks verschwand mehrere Jahre lang hinter einem Bauzaun. Nachdem sich eine Bürgerinitiative für die Erhaltung des Bauwerks eingesetzt hatte, erhielt das Planetarium zwischenzeitlich den Status eines Einzeldenkmals. Den Abbruch konnte die Unterschutzstellung dennoch nicht verhindern. Die Auslegung



einer Förderrichtlinie zum Ausgleich von Hochwasserschäden bot der Stadt Halle eine verwaltungsrechtliche Grundlage, um anstatt der beschädigten DDR-Architektur ein Gasometer aus dem 19. Jahrhundert zu restaurieren und in diesem Ersatzbau das neue Planetarium der Stadt unterzubringen.<sup>5</sup>

Am Beispiel des Ersatzbaus im Gasometer lassen sich zahlreiche Formen eines unbeabsichtigten Nachlebens des beseitigten Hauses zeigen. Die gesetzliche Regelung, die der Beseitigung des Bauwerks als Grundlage gedient hatte, limitierte das Raumprogramm für den Umbau des weitläufigen Bauvolumens im Gasometer auf eine Reproduktion der sparsamen Dimensionen des Vorgängerbaus. Das Raumflug-Planetarium verdankte seine Dimensionen einem standardisierten und auf Materialeinsparung abzielenden Bauteilkatalog, der in Reaktion auf die ökonomische Krise der DDR entstanden war. Während der Abriss des Hauses einen Bruch mit der Architekturtradition der DDR markierte, sorgte die Förderrichtlinie zur Finanzierung des Ersatzbaus für nicht intendierte Kontinuitäten.

Nicht nur Fortschreibungen, sondern auch unausgesprochene Widersprüche zeigten sich in dem bislang kurzen Nachleben des Hauses. Im Zuge der Translozierung des Schriftzugs, der über dem Eingangsportal des Raumflug-Planetariums angebracht war, wurden die Umschreibungen historischer Bedeutungen offenbar. Aus denkmalpflegerischen Erwägungen ließ die Stadt Halle als Auftraggeber die metallenen Buchstaben sichern, um sie über dem Eingang des Ersatzbau anzubringen. Die Architektin des Umbaus erhielt anfänglich die Aufforderung, auf das Wort »Raumflug« zu verzichten. Mit diesem Zusatz hatten die Namensgeber auf die Fortschrittlichkeit der optischen Industrie in der DDR und die Erfolge der Raumfahrt verwiesen. Auch wenn die Kürzung lediglich die umständlich wirkende Wortbildung für den Sprachgebrauch der Gegenwart geläufig machen sollte, hätte man damit einen Teil der Geschichte des



Hauses im Staatssozialismus neutralisiert. Im Zuge der Bauausführung entschieden sich Planungsbüro und Auftraggeber, den Schriftzug letztlich doch in voller Länge über dem Haupteingang zu montieren. Noch deutlicher zeigte sich der Vorgang des Umschreibens an einer weiteren Namens Kürzung des ursprünglich nach dem Kosmonauten Sigmund Jähn benannten Hauses. Auf Beschluss des Halleschen Stadtrats vom 24. Februar 2021 sollte der Ersatzneubau nicht mehr den Namen des Raumfahrers Sigmund Jähn tragen. Der staatssozialistischen Praxis, öffentliche Gebäude mit den Namen verdienstvoller Persönlichkeiten zu versehen, wurde damit ein Ende gesetzt. Das Beispiel zeigt, wie die Geschichte des Hauses durch den Vorgang der Kürzung von unliebsamen Erinnerungen an den Staatssozialismus in der DDR gereinigt werden sollte, aber auch wie dessen Vergangenheit ungewollt überdauert.

Wie die Kürzung des Namens, den man dem Bauwerk gegeben hatte, bleiben weite Teile der Geschichte des Hauses unerzählt. Vereinzelt Narrative tauchten im stadtpolitischen Konflikt um Abriss oder Erhaltung wieder auf. Das Planetarium wurde als *Baufehler* abgewertet oder zu einem herausragenden *Bauwerk* der Ostmoderne stilisiert. Beide Narrative polarisierten den Konflikt um die Frage, ob das Denkmal zu erhalten sei oder abgebrochen werden müsste. Eingängige Deutungsmuster hatten die erinnerungskulturellen Auseinandersetzungen dominiert.

Bis hin zum Vorgang der Dokumentation bezog sich der Umgang mit dem Denkmal am Beispiel des Raumflug-Planetariums maßgeblich auf Aspekte der baulichen Materialität. Diese Beobachtung habe ich zum Anlass genommen, ein Verfahren zu konzipieren, um die vergessenen, vernachlässigten oder verdrängten Teile der Geschichte des Hauses zu dokumentieren. Anhand des Einzelfalls dieses spezifischen Bauwerks habe ich den Versuch unternommen, dessen *kulturelle Konstruktion* zu dokumentieren und damit das Methodenspektrum der Denkmalpflege zu erweitern.

## Erzählen als Aneignung der Vergangenheit

Der Begriff des Narrativs beschreibt, in welcher Weise ein Aspekt der Vergangenheit in der Gegenwart erzählt werden kann. Ein historisches Geschehen kann auf verschiedene Weise

geschildert werden und dabei unterschiedliche Bedeutungen annehmen. Hayden White hat herausgearbeitet, dass sich geschichtswissenschaftliche Texte nach einer Strukturanalyse spezifischen Dramenformen und diese wiederum bestimmten ideologischen Konnotationen zuordnen lassen.<sup>6</sup> Das Erzählen der Vergangenheit ist als eine Aneignung von Vergangenheit durch einzelne Autor:innen wie durch soziale Gruppen anzusehen. Im ständigen Weiter- und Umerzählen von Geschichte – sei es durch geschichtswissenschaftliche Texte oder literarische Erzählungen – entsteht eine Form von Kohärenz zwischen einer Gruppe mit einem Teil ihrer Vergangenheit, die Paul Ricoeur als *narrative Identität* bezeichnet hat. Durch Betonungen, Auslassungen und Umformulierungen werden Selbsterzählungen geformt, mit denen die Individuen leben können und die innerhalb einer sozialen Gruppe akzeptiert werden.<sup>7</sup> Die Narrative einer nicht mehr betretbaren Vergangenheit bleiben dabei immer unvollständig und korrekturbedürftig. Diese Vagheit der Erzählung gibt den Anlass zum Weitererzählen. Das Erhalten und Bewahren einer Erzählung ist nicht als ein Übernehmen von Sinnkonstruktionen der Vergangenheit zu verstehen, sondern als die Arbeit an deren Veränderung. Folgt man diesem Modell der *narrativen Identität*, dann sind es der fragmentarische Charakter und die Korrekturbedürftigkeit von Narrativen der Vergangenheit, die den Prozess des Aktualisierens und Umerzählens in jeder Generation neu auslösen. Dieser Umstand verleiht Narrativen eine Stabilität, die der physischen Beständigkeit der Objekte vergleichbar ist und die Ricoeur zu folgender These führt:

»Erzählung und Bau führen dieselbe Art der Einschreibung aus, jene in der Dauer der *durée*, dieser in der Härte des Materials.«<sup>8</sup>

## Die Methode der narrativen Rekonstruktion

Um zu dokumentieren, welche Sinngewandlungen in der Geschichte eines Hauses zu dessen Bau, zu seiner Nutzung, zu Veränderungen bis hin zu Verfall und Zerstörung geführt haben, gibt

es bislang kaum methodische Grundlagen. Folgt man Hayden Whites Gedanke einer ideologischen Konnotation der Erzählform, dann ist es die Aufgabe des Methodisierens, dieser Tendenz ein Regelwerk entgegenzusetzen, um den Autor:innen ein Korrektiv der eigenen Subjektivierungen an die Hand zu geben.

Der Historiker Jörn Rüsen bezeichnet geschichtswissenschaftliche Texte als *narrative Rekonstruktionen*. Weil die Erzählform in den historischen Wissenschaften unvermeidlich bleibt, schlägt Rüsen vor, die narrative Struktur historiografischer Texte ihrem Gegenstand angemessen zu konzipieren und als Bauplan des Textes offen zu legen.<sup>9</sup> Im Anschluss an Rüsen habe ich nach einer narrativen Struktur für meinen konkreten Gegenstand gesucht. Die heterogene Materialsammlung von Dokumenten über das im Abriss befindliche Raumflug-Planetarium bildete den Ausgangspunkt meiner methodischen Überlegungen. Angesichts der spärlichen Quellenlage zur Geschichte

des Raumflug-Planetariums hatte ich private Bildarchive durchsucht, Zeitzeugen befragt und das Abbruchgeschehen in Filmaufnahmen festgehalten. Ich reproduzierte das Haus in digitalen Modellen und untersuchte vergleichbare Bauten.

Während der Arbeit mit diesem uneinheitlichen Material orientierte ich mich an einer Technik, die mir aus der Montage von Dokumentarfilmen bekannt war. Auch beim Filmschnitt besteht die Aufgabe darin, aus einem unzusammenhängenden Rohmaterial Erzählungen herauszuarbeiten. Der Filmeditor Gerhard Schumm hat diesen Vorgang folgendermaßen beschrieben: Die Schritte des Auswählens und Anordnens werden so lange wiederholt bis sich die Konturen einer Erzählung zeigen.<sup>10</sup> Für die Vorgänge des Auswählens und Anordnens habe ich theoretische Kriterien aufgestellt.

## Das Auswählen: Stille und laute Geschichte

Mit der Auswahl des Quellenmaterials wird der Raum einer historiografischen Erzählung definiert. Der französische Historiker Fernand Braudel hat ein historiografisches Modell entwickelt, das zwischen einer *stillen* und einer *lauten Geschichte* unterscheidet. Es ist exemplarisch in seiner dreibändigen Geschichte des Mittelmeerraums ausgeführt.<sup>11</sup> Unter einer *lauten Geschichte* versteht Braudel die gut dokumentierten historischen Ereignisse einer Geschichte, die von den Mächtigen geschrieben wird und deshalb Eingang in die Archive findet. Zu einer *stillen*, zumeist unerzählten, Geschichte zählt Braudel die naturräumlichen Prägungen eines Ortes und die daraus hervorgehenden Eigenarten des kulturellen Lebens. Dieser Teil der Vergangenheit findet nach Braudel kaum Aufmerksamkeit in den Historiografien, weil er sich in langsamen Zeitzyklen ereignet. Naturgeschichtliche Ereignisse, wie das Auftreten eines Hochwassers, wiederholen sich in den schwer wahrzunehmenden Zeiträumen langer Dauer, während das politische Tagesgeschehen durch seine schnelle Abfolge offensichtlich ist. Geschichte ist für Braudel aus dem Zusammenwirken der Beschleunigungen einer politischen Ereignisgeschichte und den Verzögerungen zu verstehen, die von tradierten Lebensweisen und den naturräumlichen Gegebenheiten an einem Ort ausgehen.

Das Planetarium war in Folge einer Naturkatastrophe beschädigt worden, was es nahelegte, die Geschichte seines Ortes – einer Flussinsel der Saale – in die Betrachtung einzubeziehen. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts war die Peißnitzinsel ein landwirtschaftlich genutztes Schwemmland vor den Toren der Stadt geblieben. Dann vermaßen Ingenieure des Optikunternehmens Zeiss Jena mit photogrammetrischen Raumbildern den Oberlauf des Flusses, um Wasserkraftwerke für die Produktionsstätten in Jena zu errichten.<sup>12</sup> Zeitgleich wurde bei Zeiss das Projektionsplanetarium entwickelt. Das Wissen aus der optischen Vermessung von Landschaftsräumen floss in die Entwicklung des Sternenprojektors ein.<sup>13</sup> Im Planetarium wurde der Raumeindruck so naturnah simuliert, dass dieses neue Medium in den 1920er Jahren zur technischen Sensation geriet.

Nach der Zäsur des Zweiten Weltkrieges konnten die Stauanlagen erst in den 1960er Jahren fertig gestellt werden. Flussabwärts rückte die Peißnitzinsel mit dem Bau der

Chemiearbeiterstadt Halle-Neustadt in das Zentrum des Stadtraums. Dort entstand ein Kulturpark, in dem sich die Bewohner:innen beider Stadtteile begegneten. Das Raumflug-Planetarium war Teil des Ensembles. Zahlreiche Wandbilder und Straßennamen in Ostdeutschland erinnern noch heute daran, dass die Astronomie ein wichtiger Bestandteil der sozialistischen Kulturkonzeption in der DDR gewesen ist. Mit einer »wissenschaftlich-technischen Revolution« sollte die sozialistische Gesellschaft verwirklicht werden. Planetarien von Zeiss Jena exportierte die DDR in die ganze Welt und nutzte den Erfolg des Unternehmens, um die technologische Leistungsfähigkeit des tief in einer ökonomischen Krise befindlichen Landes zu demonstrieren. Das Raumflug-Planetarium diente dabei als Referenzbau für die internationale Kundschaft. Nach der politischen Wende von 1989 überstiegen die Wassermengen der Saale immer häufiger die Rückhaltekapazitäten der Stauwerke. Sie überfluten 2013 mit dem Raumflug-Planetarium eine Bildungsstätte, die der Einübung eines rationalisierenden Naturbezugs gedient hatte.

Am Beispiel dieser räumlichen Rahmung der Geschichtserzählung wird das Raumflug-Planetarium zu einem Zeugnis der Verwissenschaftlichung des Lebens und der Idee einer technischen Beherrschbarkeit der Natur.

## Die Ordnung: Gegen die Chronologie erzählen

Erzählungen entstehen, wenn die ausgewählten Elemente zu einer Abfolge verbunden werden. Paul Ricoeur weist dem Erzählen die Funktion zu, der bruchstückhaften Wahrnehmung von

Zeit eine Ordnung zu geben. Die Zeit der Welt, die physikalisch getaktet und kollektiv verbindlich ist, sieht Ricoeur in einem unaufhörlichen Widerspruch zu der individuellen Zeitwahrnehmung der Einzelnen. Nach Ricoeur erzählen Menschen, weil sie danach streben diesen Widerspruch aufzulösen. Sie komponieren fragmentierte Zeiterfahrungen zu geschlossenen Erzählungen. Ricoeur weist dem Erzählen der Vergangenheit eine kompensatorische Funktion zu. In der geschlossenen Form von Erzählungen, zu denen er wissenschaftliche wie literarische Textformen zählt, werden Fragmente der Vergangenheit zu Sinneinheiten zusammengesetzt. Das Erzählen betrachtet er als ein Korrektiv, um die Dissonanzen einer subjektiven Zeiterfahrung wieder in Einklang zu bringen. Erzählungen komponieren aus den überlieferten Zeitfragmenten der Vergangenheit geschlossene Narrationen. Anfänge und Endpunkte werden gesetzt und die Folgen der Ereignisse erhalten im Erzählen der Vergangenheit narrative Ordnungen. In der Erzählzeit eines Romans, eines geschichtswissenschaftlichen Textes, eines Films oder eines Theaterstücks wird so die zerrissene Zeiterfahrung des Individuums zumindest vorläufig »geheilt«. Im Sinnzusammenhang des Erzählens vollziehen sich bei Ricoeur Aneignungsprozesse der Vergangenheit, die in den Werken an die folgenden Generationen weitergegeben werden können.<sup>14</sup> Am Beispiel des Raumflug-Planetariums schien es naheliegend, die Euphorien der Technisierung des Lebens und des sozialistischen Gesellschaftsentwurfs an den Anfang zu stellen und mit dem Bedeutungsverlust dieser Ideen zu enden.

Das Aufspannen der historiografischen Komposition zwischen diesen Bezugspunkten hätte narrative Logiken des Fortschritts und des Verfallens bereits durch die Wahl der Erzählform nach sich gezogen. Walter Benjamins Text »Über den Begriff der Geschichte« lese ich als eine Kritik an Historiografien, die nach derartigen Logiken des Fortschritts strukturiert sind.<sup>15</sup> Analog zur *stillen Geschichte* Braudels unterstellt Benjamin den homogenen und schlüssig erzählten Historiografien, dass sie bestehende Konventionen und letztlich Machtverhältnisse stabilisieren:

»Der Chronist, welcher die Ereignisse herzählt, ohne große und kleine zu unterscheiden, trägt damit der Wahrheit Rechnung, daß nichts was sich jemals ereignet hat, für die Geschichte verloren zu geben ist.«<sup>16</sup>

Die Narrationen der Geschichtswissenschaft sind Benjamin suspekt, weil sie im Verdacht stehen, die hegemonialen Erzählungen der Vergangenheit zu verfestigen. Benjamin stellt an das Erzählen der Geschichte andere Forderungen. Es soll zu politischem Handeln in der Gegenwart veranlassen und anstelle der harmonisierten Erzählfolgen die Brüche und Widersprüche in den historischen Verläufen sichtbar machen. Der Komposition geschlossener Fortschrittserzählungen stellt er das Prinzip der Montage gegenüber. Als ein mögliches Ordnungsprinzip der narrativen Fragmente schlägt Benjamin die Chronologie vor. Die Chroniken reihen die historischen Ereignisse unterschiedslos aneinander und verursachen ungewollte Kollisionen, an denen die Widersprüche der Geschichte sichtbar werden. Benjamins Text ist ein Plädoyer für eine fragmentarische Historiografie in Form von Montagen.

Die Struktur, die ich für die narrative Rekonstruktion des Raumflug-Planetariums gewählt habe, ist eine Synthese aus beiden historiografischen Ordnungsprinzipien. Einerseits habe ich, Ricœur folgend, aus meiner Materialsammlung narrative Zusammenhänge herausgearbeitet und diese im Laufe jedes einzelnen Kapitels entfaltet. Die Abfolge der einzelnen Kapitel sind dem Montageprinzip Benjamins folgend chronologisch, jedoch in die Vergangenheit zurück erzählend, angeordnet. Jedes Kapitel beginnt seinen Exkurs an einem vorangegangenen Zeitpunkt der Geschichte des Hauses.

Zudem erzählen die Kapitel den Stoff anhand einzelner Relikte, um den Akt der materiellen Zerstörung des Hauses fortwährend zu vergegenwärtigen.

Das unverbundene Staccato der Kapitelfolge schildert die Geschichte des Hauses nicht in den Kausalitäten des Fortschrittsdenkens oder eines vermeintlichen Bedeutungsverlusts. Im Rückwärtserzählen seiner Geschichte durchläuft das Haus gegensätzliche Sinnzuschreibungen. Erzählt wird sowohl die Geschichte seiner schwindenden Bedeutung in der Nachwendzeit als auch dessen Mythisierung als Zeichen des gesellschaftlichen Fortschritts in der DDR.

## Die objektbiografische Perspektive

Die hier auszugsweise vorgestellten Kriterien habe ich in einer Objektbiografie des Hauses ausgeführt, die in 16 Kapiteln vom ehemaligen Standort des 2018 abgebrochenen Bauwerks zurück zu den kulturgeschichtlichen Umständen führt, in denen die Geschichte dieses Bauwerks ihren Anfang nahm. Die Geschichte der populärwissenschaftlichen Astronomie, die Medientgeschichte des Projektionsplanetariums, die Baugeschichte des Hauses in der DDR und die Verfallsgeschichte des Hauses nach der Wende werden im Manuskript mit den Lebensgeschichten einzelner Menschen in verschiedenen Gesellschaftssystemen verwoben.

Während des Schreibens ließ die Stadt Halle die materielle Bausubstanz abtragen. Der Akt der materiellen Zerstörung und die historiografische Rekonstruktion ereigneten sich zeitgleich und standen in einem komplementären Verhältnis zueinander. Gegen die Chronologie erzählend, sollte das Haus beim Lesen des Textes vor dem Auge des Lesers noch einmal neu entstehen, um sich wieder in die historischen Intentionen aufzulösen, die zu seinem Bau geführt hatten. Die Kriterien, nach denen ich die dokumentarischen Bruchstücke aus der Geschichte des Hauses ausgewählt und zu narrativen Strukturen angeordnet habe, waren das Ergebnis meiner Auseinandersetzung mit den hier skizzierten historiografischen Theorien.

Die Methode der *narrativen Rekonstruktion* stellt mögliche Objektivierungen auf, die dem Verfassen von architekturgeschichtlichen Objektbiografien zu Grunde gelegt werden können. Die Theoretisierung des Schreibprozesses diente mir dazu, das Eigenleben meines Gegenstands zu erfassen und dabei über ein Korrektiv für die einseitigen Identitätszuschreibungen an meinen Gegenstand durch andere, wie durch meine eigene Autorenperspektive, zu verfügen. Meine Materialsammlung wurde zum Gegenstand theoretischer Modellierungen des Zusammenstellens, Revidierens und Neukombinierens der dokumentarischen Bruchstücke. Anstelle der letzten Fassung der materiellen Substanz eines Bauwerks, die in denkmalpflegerischen Bestandsdokumentationen nachgezeichnet wird, betrachten *narrative Rekonstruktionen* den Funktionswechsel eines Bauwerks über einen langen Zeitraum hinweg. Vorgeschichte und Nachleben werden in den Untersuchungszeitraum einbezogen. *Narrative Rekonstruktionen* nehmen eine objektbiografische Perspektive ein. Sie folgen dem Baudenkmal als Akteur durch spezifische Teile seiner Wissens- und Kulturgeschichte.

Die Bestandsdokumentation des Raumflug-Planetariums weist große formale Ähnlichkeiten mit dem Planwerk auf, das man dem Bau des Hauses zu Grunde gelegt hatte. Diese Form des Dokumentierens scheint das Versprechen einer restlosen Wiederherstellbarkeit zu erneuern, das von bildlichen Rekonstruktionen ausgeht.<sup>17</sup> *Narrative Rekonstruktionen* legen mögliche Lesarten der Geschichte des Hauses frei. Das Verfahren gibt ein Beispiel für den besonderen Fall eines gleichzeitigen statt eines nachträglichen Rekonstruierens. Die narrative Struktur trägt dem Einzelfall ihres Gegenstandes Rechnung und ist hinsichtlich ihrer Eignung für die Rekonstruktion anderer Bauwerke neu zu entwickeln.

## ENDNOTEN

- 1 Höhne 2021, S. 59.
- 2 Haseley 2010, S. 5.
- 3 Jussen/Willer/Weigel 2013, S. 201.
- 4 Latour/Yaneva 2008, S. 82.
- 5 Vgl. Scheffler 2015, S. 7.
- 6 Vgl. White 1994.
- 7 Vgl. Ricœur 1991, S. 397.
- 8 Vgl. Ricœur 2004, S. 229.
- 9 Vgl. Rösen 1979, S. 328.
- 10 Vgl. Schumm 2009, 64 f.
- 11 Vgl. Braudel 1998.
- 12 Mittelsdorf 2007, S. 93.
- 13 Kohei 2018, S. 79 f.
- 14 Vgl. Ricœur 1991, S. 165 f..
- 15 Vgl. Benjamin 1980.
- 16 Benjamin 1980, S. 694.
- 17 Vgl. Geimer/Hagner 2012, S. 12.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Höhne 2021  
Höhne, W.: Eine Erzählung als Denkmal. Die Methode der narrativen Rekonstruktion am Beispiel des Raumflug-Planetariums »Sigmund Jähn« in Halle an der Saale, Diss. Bauhaus-Universität Weimar 2021.
- Haseley 2010  
Haseley, A.: Praktische Denkmalpflege. Handreichung zur Bestandsuntersuchung und Dokumentation, Halle/Saale 2010.
- Jussen/Willer/Weigel 2013  
Jussen, B./Willer, S./Weigel, S. (Hg.): Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Kultur und Natur, Berlin 2013.
- Latour/Yaneva 2008  
Latour, B./Yaneva, A.: Give Me a Gun and I Will Make All Buildings Move, in: Staub, U./Geiser, R. (Hg.): Explorations in Architecture. : Teaching, Design, Research, Basel 2008, S. 80-89.
- Scheffler 2015  
Scheffler, T.: Eine Zukunft für Sigmund Jähn, in: Bauwelt (22) 2015, S. 6-7.
- White 1994  
White, H.: Metahistory: die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt am Main 1994.
- Ricœur 1991  
Ricœur, P.: Zeit und Erzählung, Band III: Die erzählte Zeit, München 1991.
- Ricœur 2004  
Ricœur, P.: Gedächtnis, Geschichte, Vergessen, München 2004.
- Rösen 1979  
Rösen, J.: Wie kann man Geschichte vernünftig schreiben? Über das Verhältnis von Narrativität und Theoriegebrauch in der Geschichtswissenschaft, in: Kocka, J./Nipperdey, Th. (Hg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte [Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. Bd.3], München 1979, S. 300-333.
- Schumm 2009  
Schumm, G.: Die Arbeit der Montage 1 - Schreiben und Montieren. In: Schnitt. Das Filmmagazin (56) 2009. S. 64-65.
- Braudel 1998  
Braudel, F.: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II, Frankfurt am Main 1998.
- Mittelsdorf 2007  
Mittelsdorf, H.: Die Geschichte der Saale-Talsperren (1890-1945), Jena 2007.

## Kohei 2018

Kohei, S.: Freischwebende Sterne im Stereokomparator, in: Goesl, H./Herrmann, H.-C./Suzuki, K. (Hg.): Zum Planetarium. Wissensgeschichtliche Studien, Paderborn 2018, S. 77-137.

## Benjamin 1980

Adorno, T. W./Scholem, G.: Walter Benjamin. Gesammelte Schriften, Frankfurt am Main 1980.

## Geimer/Hagner 2012

Geimer, P./ Hagner, M.: Vergangenheit im Bild. Einleitende Bemerkungen, in: Geimer, P./ Hagner, M.: Nachleben und Rekonstruktion. Vergangenheit im Bild, München 2012, S. 9-19.

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb. 1 Ehemaliger Standort des Raumflug-Planetariums »Sigmund Jähn« in Halle an der Saale, 2019, Archiv Wolfram Höhne.
- Abb. 2 Ersatzbau des neuen Planetariums der Stadt Halle im Gasometer am Holzplatz, Rending, 2018, RKW Architekten Leipzig.
- Abb. 3 Schriftzug »Raumflug-Planetarium« über dem Eingang des Planetariums, 2017, Archiv Wolfram Höhne.



# Neue Sichtbarkeit

Konzepte und Baustrategien  
für Gemeindesynagogen  
im kaiserzeitlichen Berlin

Konstantin Wächter

Die am Ende des 19. Jahrhunderts im raschen Wachstum begriffene Metropole Berlin war zugleich Regierungssitz der jung geeinten deutschen Nation, die bestrebt war, ihre Machtposition innerhalb der internationalen Staatengemeinschaft auszubauen. Von einer teils aggressiven Außenpolitik und kolonialem Begehren geprägt, fanden politische Ereignisse regelmäßig einen direkten und unmittelbaren Widerhall in der Berliner Gesellschaft. Die Stadt war aber auch ein wichtiges Zentrum jüdischer Kultur und zählte 1910, vier Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, etwa 144.000 jüdische Gemeindemitglieder.<sup>1</sup> Daher hätten Synagogenbauten das Stadtbild ebenso selbstverständlich mitprägen müssen, wie es für zahlreiche Kirchen nachvollziehbar ist. Eine Gleichwertigkeit hinsichtlich städtischer Positionierung und Wirkradius zwischen Kirchen und Synagogen kann für das Berlin der Kaiserzeit indes nur eingeschränkt festgestellt werden. Mögen einzelne weithin bekannte Sakralbauten für die erfolgreiche Integrationspolitik der Kultusgemeinde innerhalb der Mehrheitsgesellschaft aufgefasst werden, so wurden viele Synagogen aufgrund ihrer Lage und Ausbildung im Stadtbild wenig wahrgenommen. Der unverkennbare Erfolg jüdischer Bürger:innen in ihrem Bemühen um Emanzipation und Gleichberechtigung schien sich in der Architektur der Gemeindesynagogen nur eingeschränkt widerzuspiegeln. Zeichnete sich darin ab, dass die Erfolge der Akkulturation<sup>2</sup> zumeist von immer wieder aufkeimenden antisemitischen Tendenzen überschattet wurden? Aus heutiger Perspektive erscheint es schwierig, diesen Überlegungen anhand des gebauten Erbes nachzugehen, da die meisten kaiserzeitlichen Synagogen in ihrer materiellen Überlieferung verloren sind. Bei einem ersten Überblick zeichnet sich jedoch schon anhand der Vielfalt der Gebäude eine große Bandbreite architektonischer Konzepte ab. Neben den stilistischen Ausbildungen sind bedeutende Unterschiede in Fassadenaufbau

und Grundrisslösungen, aber auch hinsichtlich der städtebaulichen Positionierung auszumachen. Dabei stellt sich die Frage, ob diese Diversität zeitgleich entstand oder möglicherweise eine Entwicklung abbildet, die sich kongruent zu Veränderungen einer jüdischen Selbst- und Fremdverortung innerhalb der deutschen Gesellschaft verhielt. Für die Kultusgemeinde galt es nicht nur die Chancen auf Fortschritt der Emanzipation zu nutzen, sondern auch das Erreichte gegen Anfeindungen zu verteidigen und den Status innerhalb der Gesellschaft zu festigen. Es mag in Frage gestellt werden, ob die Bauaufgabe der Gemeindegemeinden geeignet war, Einfluss auf den Akkulturationsprozess zu nehmen. Es ist aber unbestreitbar, dass architektonischen Großprojekten ein öffentliches Interesse entgegengebracht wird und die Gemeinde sich darüber mitunter auch über die Grenzen der Hauptstadt hinaus repräsentieren konnte.

Die jüdische Besiedlung Berlins ist, vielen deutschen Gemeinden vergleichbar, eine sich wiederholende Geschichte von Vertreibung und Neubeginn. So wurden 1446, 1510 und erneut 1573 die jüdischen Bürger:innen der Mark Brandenburg, zumeist einhergehend mit grausamen Pogromen, vertrieben. In der Kaiserzeit konnte die Berliner Kultusgemeinde wieder auf eine über zweihundertjährige Geschichte zurückblicken, nachdem Kurfürst Friedrich Wilhelm 1671 ein Privileg erlassen hatte, das jüdischen Bürger:innen unter Auflagen einen Wohnsitz in der Stadt zugestand.<sup>3</sup> Aber erst 1714 durfte sich die Gemeinde einen eigenen Betsaal erbauen, die später sog. Alte Synagoge an der Heidereutergasse.<sup>4</sup> Gesellschaftliche Veränderungen und Ereignisse wie die Stein-Hardenbergschen Reformen und die Märzrevolution verbesserten die Situation der kontinuierlich anwachsenden Gemeinde noch vor der rechtlichen Gleichstellung mit Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871. Somit entstanden bereits vor dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bedeutende Synagogenbauten in Berlin. Erinnerung sei an die sog. Neue Synagoge mit ihren drei Kuppeln an der Oranienburger Straße.<sup>5</sup> Doch erst in der Kaiserzeit hatten sich großräumige Gemeindegemeinden in Berlin als Bauaufgabe weitreichend etabliert. Daraus ergab sich, dass sich sowohl bei den Beauftragenden (jüdische Gemeinde), den Planenden und Ausführenden (Architekten) und den Genehmigenden (Baubehörden) eine gewisse Routine im Bau von Gemeindegemeinden eingestellt hatte.

Anhand von zwei kaiserzeitlichen Synagogen unterschiedlicher Bauzeit soll im Folgenden erläutert werden, welche Baustrategien die Gemeinde entwickelt hatte, wie die gesellschaftliche Rahmung der Projekte zu verstehen ist und was sich daraus für die Architektur der Gebäude ableiten lässt.<sup>6</sup> Der materielle Verlust der ausgewählten Synagogen macht eine Ergänzung um rekonstruierende Zeichnungen unerlässlich. Dabei stützt sich die Untersuchung wesentlich auf die Auswertung der Bauakten im Landesarchiv Berlin, die ein umfangreiches, wenn auch nicht lückenloses Wissen zur Architektur der Synagogen rekonstruierbar machen.<sup>7</sup> Die theoretische Rekonstruktion war zugleich Grundlage für die Erarbeitung einer Übersicht zu den verschiedenen typologischen Ausbildungen von Synagogen, wobei davon auszugehen ist, dass unterschiedliche Bautypen verschiedenen Baustrategien entsprechen und somit letztlich, so die Annahme der Untersuchung, auch einen gesellschaftlichen Wandel

und seine Auswirkungen auf die jüdischen Bürger:innen abbilden. Tatsächlich erscheint es nur in der Zusammenschau der theoretisch rekonstruierten Gebäude mit den gesellschaftlichen und historischen Hintergründen schlussfolgernd möglich, Aussagen zu den Beweggründen der Kultusgemeinde für die Wahl bestimmter Baustrategien zu treffen. Dabei muss jedoch anerkannt werden, dass sich aufgrund fehlender konkreter Aussagen in den überlieferten Dokumenten lediglich Annahmen für die tatsächlichen Hintergründe ableiten lassen. Die beiden im Folgenden zu besprechenden Synagogen gehören unterschiedlichen Bautypen an und vermögen einen Wandel in der Baustrategie der Kultusgemeinde besonders anschaulich zu illustrieren, repräsentieren dabei aber lediglich zwei Bautypen aus der Vielfalt kaiserzeitlicher Konzepte für den Bau von Gemeindesynagogen in Berlin.

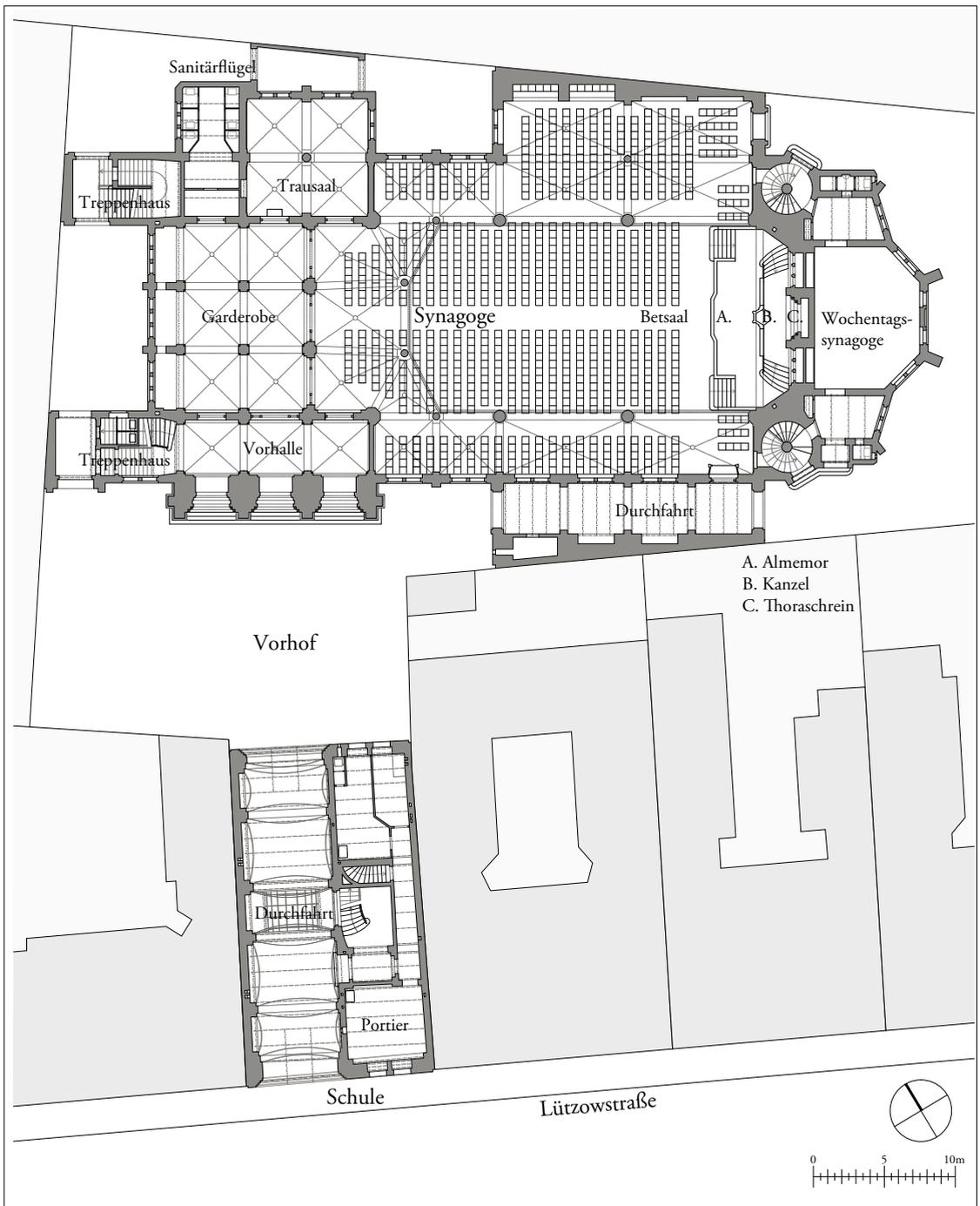
Die hier zunächst besprochene *Gemeindesynagoge an der Lützowstraße* wurde 1897–98 nach Plänen der Architektengemeinschaft *Cremer & Wolfenstein* errichtet. Sie zählte zu den großen monumentalen Bauwerken der jüdischen Gemeinde und soll exemplarisch als Vertreterin der Hofsynagogen mit straßenseitigem Schulgebäude vorgestellt werden.<sup>8</sup> Der Bautyp zeichnete sich durch die wenig prägnante Hoflage der Synagoge aus, die zudem von der Straße räumlich wie optisch über das Gebäude der Religionsschule abgeschottet wurde. Ohne die breite Durchfahrt der Schule zu passieren, konnten aufgrund dieser Anordnung auch an der Lützowstraße Synagogenvorhof und Betsaal nicht erreicht werden. Aus der vorgegebenen Grundstücksdurchwegung ergab sich, dass Schule und Synagoge enger miteinander verknüpft waren, als es ihre funktionale Zuordnung ohnehin vorgab [Abb. 1].

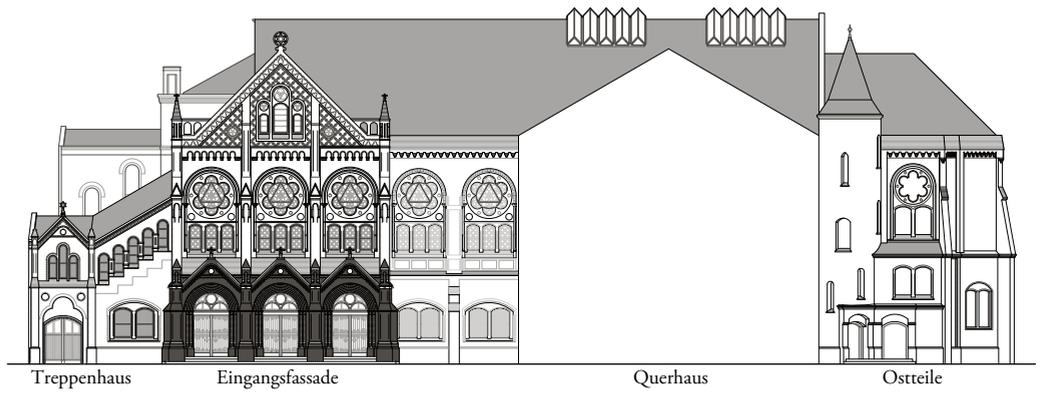
An der Lützowstraße besetzte die Religionsschule einen schmalen Parzellenstreifen im Süden des Grundstückes. Die Synagoge lag dann nördlich in Ost-West-Ausrichtung auf einem langgestreckten Grundstücksbereich im Blockinneren. Gemeinsam mit der Religionsschule umfasste sie vor dem westlichen Abschnitt ihrer Südfassade auf zwei Seiten den Synagogenvorhof. Die Religionsschule war unterhalb der östlichen Gebäudehälfte unterkellert, umfasste drei Vollgeschosse, eine Zwischenebene<sup>9</sup> und eine ausgebaute Dachebene. Traufständig zur Lützowstraße ausgerichtet stand sie mit den anschließenden Wohn- und Geschäftshäusern der Nachbarparzellen im geschlossenen Blockrand. Oberhalb der im Westen des Schulgebäudes gelegenen Erdgeschossdurchfahrt war ab dem 1. Obergeschoss ein Lichthof ausgebildet, den die Schule dreiflügelig umschloss. Das Blendmauerwerk der Straßen- und Hoffassade war dem Ziegelkern des Gebäudes vorgesetzt, wobei zahlreiche Zierglieder aus Formziegeln die Erscheinung prägten und im weitesten Sinne an mittelalterliche bzw. romanische Formen angelehnt waren. Fassadengliederungen in Anmutung an Stufenportale und Triforien unterstützten die romanisierende Wirkung dabei zusätzlich. Im Erdgeschoss lag die Portierswohnung mit dem straßenseitigen Arbeitszimmer [Abb. 1]. Ein schmales Spionfenster zur Durchfahrt ermöglichte es hier, die Besucherströme auf dem Grundstück zu überblicken. Dazu passt auch, dass die Durchfahrt über eine zweiflügelige schmiedeeiserne Toranlage verschließbar war. Das kleine Zwischengeschoss umfasste zwei Verwaltungsräume,

während die beiden oberhalb folgenden Schuletage jeweils vier Klassenzimmer aufnahmen. Unter dem Dach war schließlich eine großzügige Kastellanwohnung eingerichtet. Somit diente das Schulgebäude neben dem Unterricht auch verschiedenen Aufgaben der Gemeindeverwaltung. Auffallend ist der sparsame Einsatz jüdischer Symbole in der Ornamentik, denn lediglich der Abschluss des Zwerchgiebels und die Bekrönung des Mittelpfostens am Durchfahrtstor wiesen mit zurückhaltend dimensionierten Davidschilden auf die Zugehörigkeit des Gebäudes zur jüdischen Gemeinde hin.

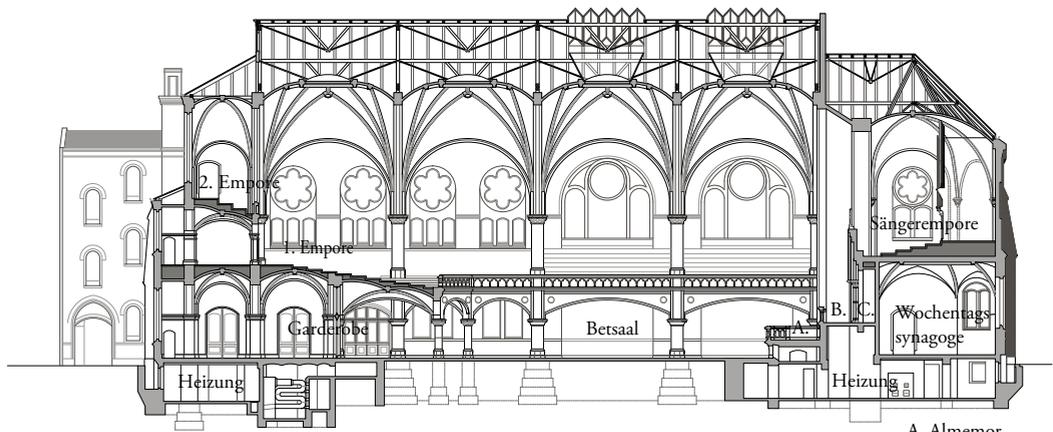
Die rückwärtig gelegene Synagoge war als längsgerichtete Ziegelarchitektur aus mehreren Bauvolumina zusammengesetzt und zeigte trotz der insgesamt einheitlichen Erscheinung einen vielgliedrigen Grund- und Aufriss [ Abb. 1 und 2 ]. Neben dem zentralen Baukörper des langgestreckten Betsaales mit kurzen, aber breiten Querhausarmen bestanden die über fünf Seiten eines Polygons entwickelten Ostteile. Als Annexe traten im Westen der Sanitär- und die beiden Treppenhausflügel in Erscheinung. Der schmale Zuschnitt des Grundstückes bedingte, dass die Bauglieder mehrfach bis an die Parzellengrenze heranrückten und Brandwände ausbildeten, so jeweils die beiden Giebelseiten der Querschiffe und der Treppenhausflügel. Neben dem bereits erwähnten Synagogenvorhof im Süden entstanden um die Synagoge umlaufend weitere Hofflächen, die über Durchfahrten innerhalb der Gebäudeflügel erschlossen wurden.<sup>10</sup> Die Fassaden wiesen im gestalterischen Aufwand markante Unterschiede auf. Besonders repräsentativ zeigten sich die Südfassade der Synagoge am Vorhof und die Westfassade, die im Bereich der Aufgänge zu den Frauenemporen lag. Hier waren, wie bereits für das Schulgebäude beschrieben, dem Kernmauerwerk Blendziegelglieder vorgesetzt und besonders zum Vorhof reiche Architekturglieder ausgebildet. Bestimmend traten erneut neuromanische Elemente hervor, die an märkische Stilfindungen angelehnt waren, aber auch von gotischen Formen und Proportionen beeinflusst wurden. Die weiteren Fassaden grenzten an weniger frequentierte Grundstücksbereiche und waren entsprechend schlichter ausgebildet. Neben einer deutlichen Rücknahme der Zierformen wurde auch die Materialität einfacher gehalten, da überwiegend auf teure Blend- und Formziegel zugunsten großer Putzflächen verzichtet wurde. Der gestalterisch herausragende Eingangsbereich der Südfassade umfasste auf Erdgeschosebene eine dreiteilige Portalanlage. Darüber folgten über Wandpfeiler streng vertikal betonte Fenstergruppen, bevor ein breiter Spitzgiebel mit flächig angelegtem Ziegeldekor und Bekrönung durch ein Davidschild die Fassade abschloss. Die Frauen der Gemeinde gelangten überwiegend seitlich der Giebelfassade in einem der beiden Treppenhausflügel auf die Emporen des Betsaales und wurden somit am Haupteingang der Synagoge vorbeigeführt. Daher funktionierte die Giebelfassade nicht für alle Gemeindeglieder gleichbedeutend als Synagogenzugang. Dennoch kamen alle Besucher:innen auf dem Weg zum Betsaal über den Synagogenvorhof, was die herausgestellte Bedeutung der Giebelfassade innerhalb der Konzeption erklärt.

Die dreiteilige Portalanlage am Vorhof erschloss eine repräsentative Raumfolge westlich des Betsaales, bestehend aus Vorhalle, Garderobe und Trausaal. Aufwendig mit Kreuzgewölben





Treppenhaus  
Eingangsfassade  
Querhaus  
Ostteile  
Südansicht



Längsschnitt  
Gemeindefsynagoge Lützowstraße

A. Almemor  
B. Kanzel  
C. Thoraschrein  
0 5 10m

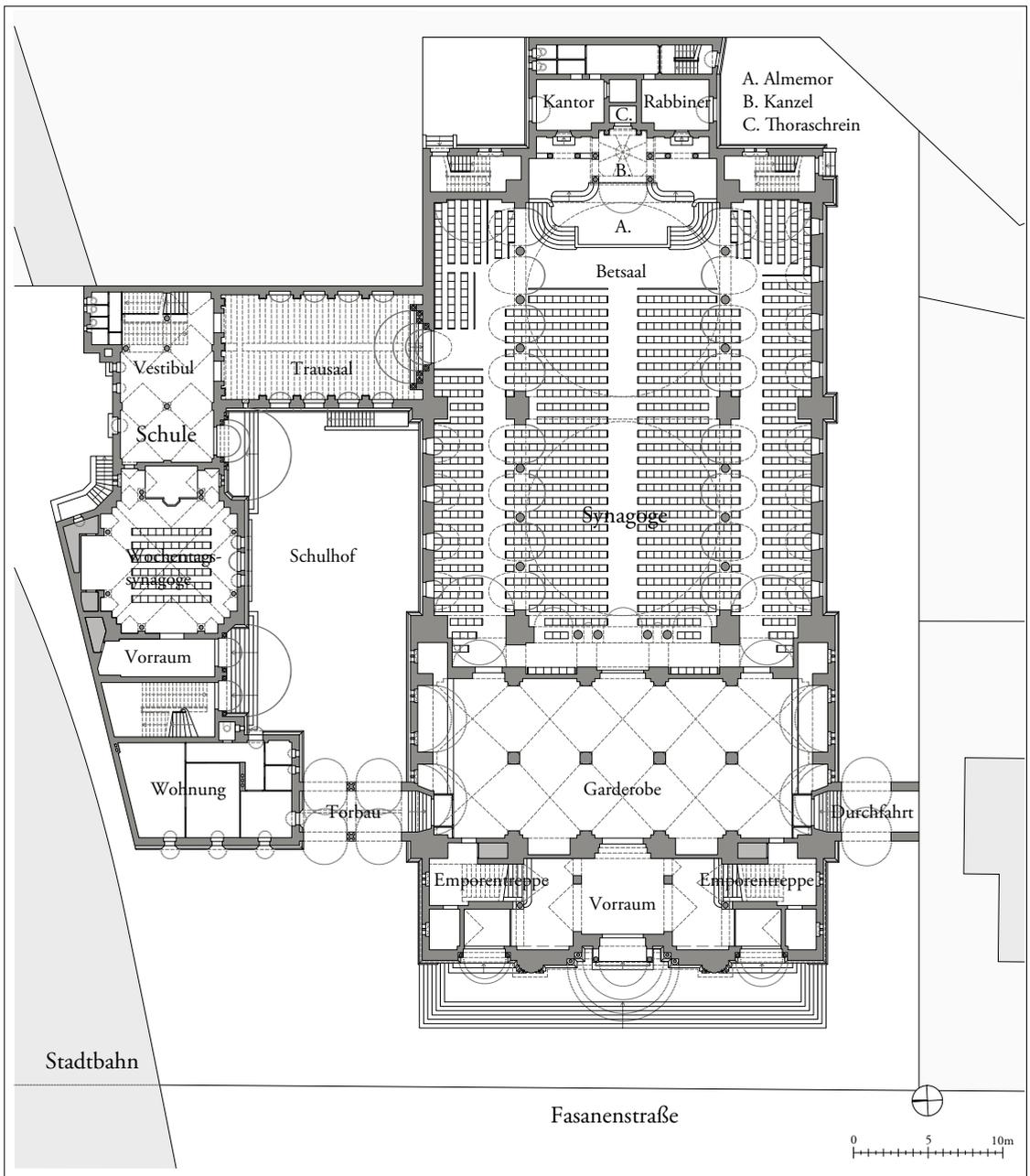
und großzügigen Durchgängen ausgebildet, bestand hier ein weitläufiger Aufenthaltsbereich. Der westlich anschließende, dreischiffige Betsaal erstreckte sich mit zwei Emporenebenen über drei Etagen. Seine längsgerichtete Orientierung mit den angesetzten Kreuzarmen näherte sich in der Grundrissfigur einem lateinischen Kreuz an.<sup>11</sup> Dabei entsprach die weite und lichte Erscheinung des großzügigen Saales den Proportionen gotischer Hallenkirchen, ein Eindruck, den die aufwendigen Rippengewölbe zusätzlich unterstützten. Auch die Emporen, die auf unterer Ebene dreiseitig umliefen und auf oberer Ebene auf eine Westempore reduzierten, waren raumprägend. Weitestmöglich hielten die Bankreihen eine strenge Ostausrichtung zur repräsentativ gestaffelten Abfolge aus Bima, Kanzel, Thoraschrein sowie Orgel- und Sängerempore ein. Diese Gestaltung einer aufwendigen Gruppierung der baufesten liturgischen Synagogenausstattung in Form einer prächtigen Schauarchitektur hatte sich zum Ende des 19. Jahrhunderts zur Gliederung des östlichen Betsaalabschlusses liberaler Synagogen bereits etabliert und wurde in der Lützowstraße beispielhaft durchgebildet. Zwei Ebenen setzten Bima und Kanzel im Rahmen einer aufwendigen Estradengestaltung voneinander ab. Dabei fassten mehrläufige Treppen beide Ebenen seitlich ein und führten zum zentralen Thoraschrein, dem Aron Ha-Kodesch. Unterhalb der Orgel- und Sängerempore lag schließlich im Osten, nur von außen zugänglich, die kleine Wochentagssynagoge in zurückgezogener Lage. Hier erschlossen runde Treppentürme die seitlich in den Ostteilen untergebrachten Rabbiner- und Kantorenzimmer. Die beiden Synagogenobergeschosse waren dann im Raumumfang deutlich zurückgenommen und wurden hauptsächlich vom Betsaal mit der jeweiligen Emporenebene eingenommen. Im ersten Obergeschoss bestanden westlich der unteren Empore dem Erdgeschoss vergleichbare Aufenthaltsräume. Das zweite Obergeschoss umfasste lediglich die obere Empore und ihre Zugänge.

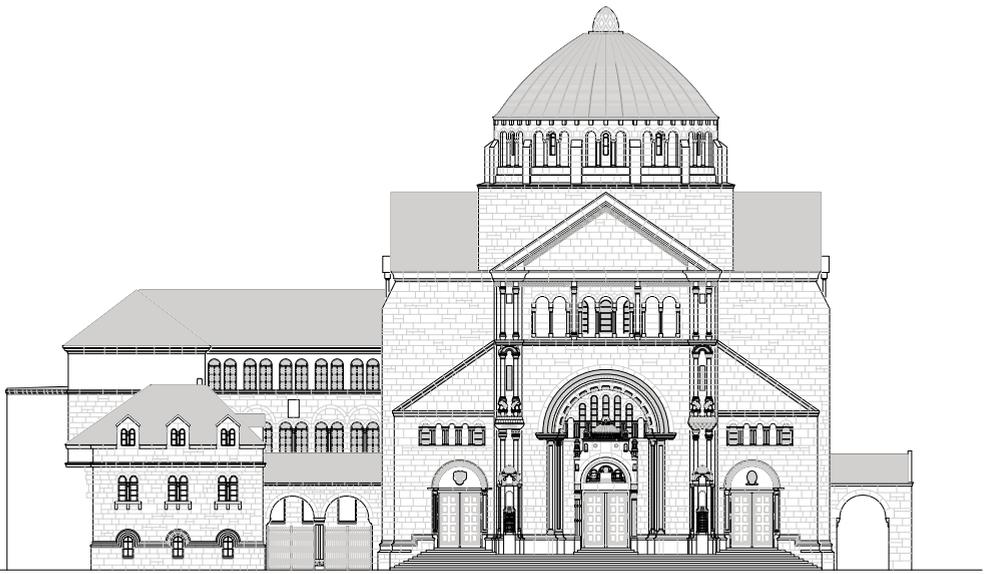
Keine 15 Jahre später realisierte die Berliner Kulturgemeinde 1910–12 mit dem monumentalen Neubau der *Gemeindesynagoge an der Fasanenstraße* nach Plänen von Ehrenfried Hessel ein architektonisch vollkommen abweichendes Konzept, das der Synagogenplanung in Berlin neue Wege aufzeigte.<sup>12</sup> Vom Kurfürstendamm zurückgesetzt war der Betsaal von der mondänen Geschäftsstraße nur eingeschränkt sichtbar. Jedoch insbesondere von der Stadtbahn, die im weiten Bogen an ihr vorbeiführte, wurde der riegelartige Synagogenbau mit drei Kuppeln repräsentativ wahrgenommen. Im Rahmen der Untersuchung wurde der Sakralbau als freistehende Synagoge mit angeschlossenem Schulgebäude definiert. Wie bereits bei den Hofsynagogen bestand auch an der Fasanenstraße ein Ensemble, das den Betsaal und ein Schulgebäude umfasste und zusätzlich ein Kastellanwohnhaus ergänzte [Abb. 3 und 4]. Die mit der Westfassade zur Fasanenstraße gelegene Synagoge wurde nun deutlich im Stadtraum wahrgenommen. Schulgebäude und Wohnhaus waren nördlich an die Synagoge angeschlossen und umfassten auf drei Seiten einen intimen Schulhof, dessen südliche Begrenzung vom Betsaal gebildet wurde. Alle Bauten waren dadurch direkt von der Straße oder dem Schulhof aus zugänglich und Schule und Synagoge somit in der Erschließung voneinander entkoppelt. Neben der direkt an der Straße gelegenen Position

der Synagoge mag darin eine der wichtigen neuen Entwicklungen gegenüber der älteren Hofsynagogen gesehen werden.

Die längsgerichtete, geostete Gemeindesynagoge gliederte sich in drei Abschnitte: Im Westen zur Straße lag der basilikal aufgerissene Eingangsvorbau mit den repräsentativen Portalen. Zentral bestand der Betsaal, den drei Kuppeln abschlossen und weithin sichtbar kennzeichneten. Abschließend folgten die eingezogenen blockartigen Ostteile über quadratischem Grundriss [Abb. 4]. Muschelkalkquader mit lebhaftem Fugenbild verkleideten die modern als Eisen-Betonbau ausgeführte Konstruktion des Gebäudes. Dabei waren die meisten Fassaden sparsam gegliedert und bezogen ihre Wirkung aus der Monumentalität der Baumassen. Zierglieder waren vor allem an der Westfassade des Eingangsvorbaus ausgebildet und zeigten reichhaltige neuromanische Formen. Die basilikale Kontur, die drei Portale mit rundbogigen Tympana und Fenstergruppierungen in Anlehnung an Zwerggalerien unterstützten die romanisierende Erscheinung der Eingangsfassade. Allerdings waren die stilistischen Ausbildungen nicht wie an der Lützowstraße an märkischen Vorbildern, sondern vielmehr an einer Romanik ohne Regionalbezug orientiert. Einzelne Formen schienen rheinischen Architekturen entlehnt, sitzende Löwenfiguren ließen sogar an norditalienische Vorbilder denken. Auch wurden die Bauelemente mit deutlich orientalisierenden Formen durchmischt und verfremdet. Bereits die Kuppelabschlüsse des Bestaales machten eine Hinwendung zu orientalischen Architekturen offensichtlich. Auffallend war auch die Pluralität jüdischer Symbolik innerhalb der Fassadengestaltung, die neben Davidschilden auch Gesetzestafeln, Leuchter und Mandelbäume umfasste und vermutlich auch eine Anlehnung der beiden Hauptlisenen der Westfassade an die Säulen Jachin und Boas, den beiden Säulen am Eingang des verlorenen Tempels in Jerusalem, intendierte.

Das Synagogeninnere folgte trotz abweichender Gestaltung im Wesentlichen der Baustruktur der älteren Hofsynagogen [Abb. 3]. So war die Erschließung von einer linearen Durchwegung von Westen nach Osten geprägt: Über die Aufenthaltsräume im Westen wurde der Betsaal erreicht, den im Osten das in eine aufwendige Schauarchitektur eingebundene Allerheiligste abschloss. Foyers und Garderoben bestanden auf zwei Ebenen und waren im Umfang und Aufwand gegenüber der Hofsynagogen gesteigert. Abweichend lagen die Emporentreppen nun im Synagogeninnern, was die Westfassade als Hauptzugang aller Gemeindemitglieder aufwertete. Einer gemeinsamen Nutzung der Aufenthaltsräume durch Männer und Frauen, die an der Lützowstraße bereits angedacht war, wurde sich somit an der Fasanenstraße weiter angenähert. Der Betsaal erstreckte sich erneut mit zwei Emporenebenen über drei Geschosse und wies einen apsidialen östlichen Abschluss auf. Seine Prachtentfaltung über drei Kuppeln, umlaufende Emporen und die flächigen goldenen Mosaiken war ebenfalls erheblich gesteigert. Dazu passte auch die aufwendige Baldachinarchitektur mit Laternenaufsatz über der Kanzel, die in ihrer Rückwand den Thoraschrein integrierte. Die Inszenierung liberaler Betsäle im Kaiserreich fand somit für Berlin in der Synagoge an der Fasanenstraße ihren Höhepunkt. Dabei waren zahlreiche Elemente symbolisch aufgeladen. So verwies der flammende Goldton der Mosaiken



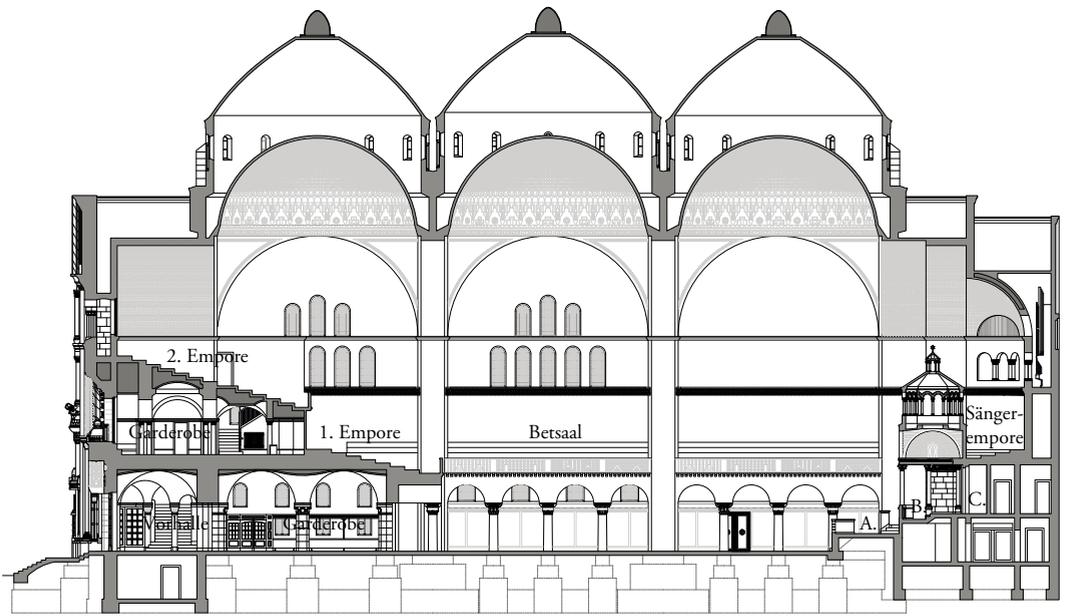


Kastellanhaus

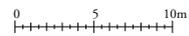
Schule

Synagoge

Westansicht



Längsschnitt  
Gemeindefasynagoge Fasanenstraße



- A. Almemor
- B. Kanzel
- C. Thoraschrein

im Innern auf das Himmlische und Überirdische und die Anzahl der drei Kuppeln mag als Verweis auf die räumliche Dreiteilung des verlorenen Jerusalemer Tempels in Vorhalle, Heiliges und Allerheiligstes verstanden werden. Die Architektur schuf somit eine beeindruckende Rahmung gesellschaftlicher Ereignisse, wie hoher Feiertage und Hochzeiten.

Im beinahe schon bescheidenen Kontrast dazu stand das angeschlossene Schulgebäude. Auch wenn seine Fassaden- und Innenraumgestaltung durchaus einen hohen Aufwand nicht scheuten, stand der Repräsentationsaufwand des Schulgebäudes der Synagoge bewusst nach [Abb. 4]. Darüber konnte eine Hierarchisierung des umfangreichen Gebäudeensembles festgelegt werden. Andererseits ist die Rücknahme der Dekorationsformen sicherlich auch auf den Charakter als Lehranstalt, dem eine gewisse asketische Strenge innewohnt, zurückzuführen. Funktional waren Schule und Synagoge eng miteinander verbunden, lag doch der Trausaal im Schulhausostflügel und konnte vom Schulhausvestibül und dem Synagogenbetsaal erreicht werden. Somit bildete er ein verbindendes Gelenk zwischen beiden Bauten. Auch war im Erdgeschoss des Schulhausnordflügels die Wochentagssynagoge untergebracht. Die Klassenräume lagen hingegen in den beiden Obergeschossen entlang durchlaufender Korridore. Im Gegensatz zu dem Schulgebäude an der Lützowstraße wurde die Wohnfunktion aus dem Schulhaus ausgegliedert und in einen eigenständigen Kopfbau an der Fasanenstraße verwiesen. Trotz der offenen Gestaltung des Schulhofes bestand auch hier innerhalb eines zur Straße gelegenen Torbaus die Möglichkeit, das Gelände über faltbare Gitter abzuriegeln und zu sichern.

Dieser kurze Überblick verdeutlicht bereits, dass die *Jüdische Gemeinde zu Berlin* während des Deutschen Kaiserreiches verschiedene Synagogentypen realisierte. Hier vorgestellt wurden eine Hofsynagoge mit straßenseitigem Schulgebäude und eine freistehende Synagoge mit angeschlossenem Schulgebäude. Ein Vergleich mit weiteren Berliner Gemeindesynagogen, dessen Ausführung den hier gesetzte Rahmen übersteigen würde, bestätigt, dass sich hinsichtlich der Präferenz bestimmter Bautypen eine Chronologie abzeichnet, die Diversität von architektonischen Konzepten also nicht zeitgleich entstand, sondern jeder Bautyp einen definierbaren Zeitraum repräsentiert.<sup>13</sup> So waren die Hofsynagogen im letzten Jahrzehnt des 19. und im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts das etablierte Schema für die Errichtung von Gemeindesynagogen. Sicherlich kann dabei der kostspielige Grundstückserwerb als wesentliche Rahmenbedingung angesehen werden, denn für die Kultusgemeinde wurden auf den Stadtentwicklungsplänen keine Grundstücke reserviert, wie es etwa für den Kirchenbau gängig war. Erschwerend kam hinzu, dass Synagogen nach lokalem Bedarf errichtet wurden. Das bedeutete, sie entstanden in Vierteln mit vielen jüdischen Bewohner:innen, denen in fußläufiger Nähe ein Gotteshaus fehlte. Somit mussten die Synagogen in städtebaulich zumeist fertig ausgebildete Quartiere integriert werden. Beispielsweise war dem Bau der Religionsschule an der Lützowstraße der Abbruch eines bereits bestehenden Wohngebäudes vorausgegangen.<sup>14</sup> Die Gemeinde war daher für den hohen finanziellen Aufwand beim Kauf der Grundstücke häufig auf großzügige Schenkungen ihrer Mitglieder angewiesen.

Dennoch kann im Zusammenhang mit der Ausbildung von Hofsynagogen auch auf die gesellschaftliche und politische Stimmung im Kaiserreich verwiesen werden. Denn insbesondere die trotz rechtlicher Gleichstellung fortbestehende gesellschaftliche Ausgrenzung und das Aufkommen des politischen Antisemitismus vermögen die zurückgezogene Hoflage der Gebäude zusätzlich zu erklären. Über das Vermeiden stadträumlich präserter Großbauten versuchte die Gemeinde, die bestehende antisemitische Stimmung in der Hauptstadt nicht zusätzlich zu bestärken. Dabei bestand die Hoffnung, den Antisemitismus mit der Zeit über eine fortgeschrittene Akkulturation überwinden zu können. Das Konzept der Hofsynagogen muss somit auch als vorübergehende Baustrategie erschienen sein. Es mag dabei nicht verschwiegen werden, dass die dichte Bebauung Berlins auch für andere Funktionen eine Anordnung im Blockinneren bedingte. Zahlreiche Schulgebäude und mehrere Kirchenbauten belegen diese Entwicklung.<sup>15</sup> Entgegen der Schulen der Hofsynagogen waren die straßenseitigen Pfarr- und Gemeindewohnhäuser der Hofkirchen jedoch durch aufwendige Gestaltungen im Stadtraum deutlich als einem Sakralbau zugehörig ausgezeichnet. Zudem waren Hofkirchen lediglich eine Variante im Kirchenbau der Kaiserzeit, während die Gemeindesynagogen in den beiden besprochenen Jahrzehnten ausschließlich in Hoflage entstanden. Auch die in der kurzen Baubeschreibung dargelegte Fassadendekoration des Schulgebäudes an der Lützowstraße mit einer zurückhaltenden Verwendung jüdischer Symbolik scheint der Gestaltungsintention unter dieser Betrachtung angemessen. Die Verschließbarkeit der Durchfahrt über eine zweiflügelige Toranlage und das Spionfenster des Portiers zur Überwachung des Besucherverkehres auf dem Grundstück passen ebenfalls zu der gesellschaftlichen Rahmung des Bauvorhabens, ohne beide Elemente in dieser Rolle überbewerten zu wollen. Zuletzt soll nochmal auf die Gestaltung der Synagoge selbst verwiesen werden. Für die Wahrnehmung im Straßenraum aufgrund der Hoflage auf ein Minimum reduziert, entwickelte die Eingangsfassade am Synagogenvorhof direkt nach Passieren der Schulhausdurchfahrt die größtmögliche repräsentative Wirkung. Die Architektur schien hier gleichwohl die fehlende städtische Präsenz weitestmöglich aufzuholen. Gemeinsam mit den bereits beschriebenen Aufenthaltsräumen und dem Betsaal bildete die überreiche Fassadengestaltung somit eine gesellschaftliche Bühne, die auf eine möglichst breit angelegte Wahrnehmung konzipiert war und im Gegensatz zur Hoflage des Gebäudes stand. Die Aneignung regionaler Architekturformen über Elemente der märkischen Romanik bezeugt schließlich einen Lokalpatriotismus, über den sich die Gemeinde in die mittelalterliche Geschichte ihrer Heimat einzuschreiben suchte. Der Vergleich mit der 1910–12 erbauten Gemeindesynagoge an der Fasanenstraße macht die Bedeutung der gesellschaftlichen Hintergründe für die Gestaltung von Synagogen noch deutlicher.

Ganz offensichtlich brach die Architektur der Synagoge an der Fasanenstraße mit den konzeptionellen Grundsätzen der Hofsynagogen. Denn das an der Straße gelegene Gebäude mit seinen drei Kuppeln entwickelte eindringlich eine größtmögliche städtische Präsenz. Das Konzept der zurückgezogenen Lage der Hofsynagogen war somit vollkommen negiert und durch einen

wahrzeichenhaften Großbau ersetzt. Eine mögliche Interpretation dieser Baustrategie liegt vielleicht in der veränderten Haltung der Kultusgemeinden begründet. Längst war erkannt worden, dass sich Antisemitismus entschlossen entgegengestellt werden musste, sollte er sich nicht noch tiefer in der deutschen Gesellschaft verfangen. Die selbstbewusste Architektur der Synagoge kann somit auch als Aufforderung gesehen werden, in der Gesellschaft endlich als gleichberechtigt aufgenommen zu werden. Ihre Sichtbarkeit war den Kirchenbauten der Umgebung, selbst der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, weitestmöglich angeglichen, was im ersten Entwurf mit einer später nicht realisierten Turmlösung nördlich des Betsaales noch deutlicher wurde.<sup>16</sup> Dabei mag der spätere Verzicht auf einen weithin sichtbaren Turm auch der Idee geschuldet sein, sich im Synagogenbau endgültig von kirchlichen Erscheinungen zu lösen. Als markante Umsetzung dieses Prinzipes können die drei Kuppelaufsätze gelten, ein Gestaltungsmotiv, das in Mitteleuropa assoziativ nicht bereits untrennbar mit dem Kirchenbau verknüpft war. Es ist bemerkenswert, dass der Entwurf der Synagoge aus einem Wettbewerb hervorging, den die Kultusgemeinde ausgeschrieben hatte. Es wurde also gezielt nach Formen gesucht, die Gegenpositionen zu der etwas festgefahrenen Entwurfsstrategie der Hofsynagogen aufzeigten. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass auch die erste kaiserzeitliche Hofsynagoge der Kultusgemeinde, die 1890–91 nach Plänen von *Cremer & Wolfenstein* errichtete Synagoge an der Lindenstraße, das Ergebnis eines öffentlichen Wettbewerbes war.<sup>17</sup> Beiden prägenden Bautypen der Berliner Gemeindesynagogen war somit für neue Impulse in der Synagogen-gestaltung ein Ideenwettbewerb vorausgegangen.

Die stilistische Gestaltung der Synagoge an der Fasanenstraße schuf weiterhin einen Bezug zwischen der Romanik als ältester nachantiker Stilentwicklung Europas und dem Judentum als ältester abrahamitischer Religion, wobei die indifferente Auffassung der Romanik ohne Regionalbezüge auf verschiedene europäische Kunstzentren verwies. Darin spiegelte sich das Selbstverständnis jüdischer Bürger:innen als Teil einer weit verstreut lebenden Gemeinschaft wider. Die orientalischen Elemente mögen schließlich als Verweis auf das verlorene Heiligtum in Jerusalem gedeutet werden, womit das Spektrum gegenüber der Hofsynagogen mit ihrem Lokalkolorit deutlich erweitert war und ein vermehrt auf die Suche nach den Wurzeln jüdischer Kultur konzentriertes Selbstverständnis der Erbauer:innen zum Ausdruck gebracht wurde. In diesem Kontext sollten auch die Vielfalt symbolischer Darstellungen in der Fassadendekoration, die nun selbstbewusst direkt an der Straße sichtbar war und die zumindest teilweise symbolisch aufgeladene Entwurfskonzeption der Synagoge, etwa über die drei Kuppeln, verstanden werden.

Die Gemeindesynagoge an der Fasanenstraße, konzipiert als freistehende Synagoge mit angeschlossenem Schulgebäude, blieb im kaiserzeitlichen Berlin singulär. Ihre aufwendige Gestaltung mit großer städtischer Präsenz, die Stilpluralität ihrer Fassaden und ihre selbstbewusste Darstellung als jüdisches Gotteshaus bildeten dabei einen gesellschaftlichen Wandel ab, dem die Errichtung zurückgezogener Hofsynagogen nicht mehr gerecht wurde. Als Folge beständiger Enttäuschungen durch Antisemitismus und Ausgrenzung innerhalb der deutschen

Gesellschaft verstärkte sich das Selbstverständnis jüdischer Bürger:innen als Mitglieder einer viele Nationen umfassenden jüdischen Gemeinschaft. Die Synagoge an der Fasanenstraße sollte als freistehende Gemeindesynagoge im kaiserzeitlichen Berlin keine Folgebauten finden, doch gab die Kultusgemeinde anschließend die Projektierung von Hofsynagogen zugunsten neuer Konzepte auf.<sup>18</sup> Wenn auch aufgrund des weitreichenden Verlustes kaiserzeitlicher Synagogen in Berlin das Wissen um ihre Architektur und ihre Erbauer:innen nur noch lückenhaft zu rekonstruieren ist, so mag dieser kurze Einblick doch aufzeigen, wie weitreichend der gesellschaftliche Hintergrund die Synagogenkonzeption beeinflusste und wie durchdacht sich die Kultusgemeinde mit ihren Bauten politischem und gesellschaftlichem Wandel anzupassen wusste.

- 1 Vgl. Richarz: Die Juden – eine verschwindende Minorität? in: Meyer 1997, S. 31.
- 2 Akkulturation: Der Oberbegriff umfasst alle Anpassungsformen einer kulturell eigenständig definierten Gruppe an eine zunächst fremde Kultur. Formen der Akkulturation können die Segregation, die Assimilation, die Integration aber auch die Marginalisierung sein.
- 3 Vgl. Nachama 2011, S.11.
- 4 Die Synagoge an der Heidereutergasse war ein barocker Saalbau mit rustizierten Ecklisenen, hohen Fensterbahnen und Walmdach. Sie lag im Hofbereich eines Baublockes und tradierte überlieferte Formen barocker Synagogensäle, wie sie vor allem aus Süddeutschland bekannt waren und bis heute beispielsweise mit der Synagoge von Ichenhausen im Landkreis Günzburg erhalten sind. Vgl. u.a.: Berliner Gotteshäuser - Die Alte Synagoge, in: Aus alter und neuer Zeit 1925, S. 251.
- 5 Von der Synagoge an der Oranienburger Straße ist die repräsentative Eingangsfassade erhalten, während der zerstörte Betsaal nach dem 2. Weltkrieg abgebrochen wurde. Der repräsentative Synagogenbau entstand 1859-66 nach Plänen von Eduard Knoblauch und wurde nach dessen Tod von Friedrich August Stüler weitergebaut, der vor allem das Innere noch maßgeblich beeinflusste, die Fertigstellung der Synagoge jedoch ebenfalls nicht mehr erlebte. Vgl. u.a.: Hammer-Schenk 1981: Oranienburger Straße, S. 284–296.
- 6 Die vorliegende Darstellung geht aus der noch nicht publizierten Dissertationsschrift »Die Berliner Gemeindesynagogen im Deutschen Kaiserreich – Integration und Selbstbehauptung« hervor. Die bauhistorische Erforschung der verlorenen Synagogenbauten erfolgte im Rahmen des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe«.
- 7 Unterlagen im Landesarchiv Berlin; Gemeindesynagoge an der Lützowstraße: Landesarchiv Berlin A Rep. 005–07 Nr. 628, B Rep. 202 Nr. 2751, 2284–2285, 6344 und 6369/1 sowie F Rep. 270 Nr. 3987–3988; Gemeindesynagoge an der Fasanenstraße: Landesarchiv Berlin B Rep. 207, Nr. 137; 139; S. 142–143, B Rep. 207-01, Nr. 300–302 und F Rep. 270, Nr. 3980-3982.
- 8 Siehe auch: Hammer-Schenk 1981, S. 421–432; Berlin Museum 1983, S. 119–125; Berliner Architekturwelt 1919, S. 104–106; Zentralblatt der Bauverwaltung 1898, S. 491–494; Wirth 1955, S. 53–54.
- 9 Die Zwischenetage (Mezzanin) war zwischen dem Erd- und dem ersten Obergeschoss ausgebildet und umfasste in der östlichen Gebäudehälfte zwei Räume, die nördlich bzw. südlich des Treppenhauses lagen.
- 10 Neben dem Synagogenvorhof bestanden vier weitere Hofflächen: Ein Hof im Westen zwischen den beiden Treppenhausflügeln und ein weiterer Hof im nordwestlichen Parzellenzwickel zwischen nördlichem Treppenhaus- und Sanitärflügel. Ein Hof bestand zudem im Norden zwischen dem Trausaal und dem nördlichen Querarm und schließlich ein letzter Hof im Osten der Synagoge. Durchgänge zu den Hofflächen waren in den beiden Treppenhausflügeln und im südlichen Querarm angelegt.
- 11 Der südliche Kreuzarm wurde auf Erdgeschossebene von der Durchfahrt zum östlichen Synagogenhof eingenommen und war erst auf der unteren Emporenebene dem Betsaal zugehörig.
- 12 Siehe auch: Hammer-Schenk 1981, S. 452–457; Berlin Museum 1983, S. 47–57, S. 129–137; Siedler 1913, S. 25–48; Wirth 1961, S. 96–103; Fasanenstrassen-Synagoge 1912.
- 13 Die Darstellung ist etwas idealisiert, da in die Untersuchung nur Synagogen einbezogen wurden, deren Planung und Realisierung von der Kultusgemeinde beauftragt und begleitet wurde. Synagogen, die der Gemeinde nach ihrer Fertigstellung oder nach einer gewissen Nutzungszeit übertragen wurden, blieben unberücksichtigt. Auch sind im Bauverhalten für Privat- und Vereinessynagogen bedeutende Abweichungen zur hier aufgeführten Chronologie der Gemeindesynagogen festzustellen. Die Untersuchung beschränkte sich auf jene Synagogenprojekte, die von vornherein intendierten, die Gemeinde architektonisch zu repräsentieren.
- 14 Vgl. Anzeige von Alfred Lichtenstein über den Beginn der Abbrucharbeiten auf dem Grundstück der künftigen Gemeindesynagoge an der Lützowstraße; 30.11.1896: Landesarchiv Berlin B Rep. 202, Nr. 2285, fol. 10.
- 15 Beispiele für Kirchengebäude in Hoflage sind die Erlöserkirche von 1905 in der Schröderstraße 5, Berlin-Mitte und die Marthakirche von 1902–04 in der Glogauer Straße 22, Berlin-Kreuzberg.
- 16 Vgl. Westansicht von Synagoge und Schulgebäudes aus dem Plankonvolut des Bauantrages der Synagoge an der Fasanenstraße; nicht datiert, vermutlich 18.06.1909, Prüfvermerk vom 23.12.1909: Landesarchiv Berlin F Rep. 270, A 3980, fol. 24.
- 17 Für die Baugestalt der Gemeindesynagoge an der Lindenstraße vgl. u.a. Berlin Museum 1983, S. 41–43, S. 104–119.
- 18 Die nun straßenseitig angeordneten Betsäle wurden im Rahmen der Untersuchungen als eingebundene Synagogen mit angeschlossenem Schulgebäude definiert. Dabei konnte die Grundrisslösung der Gebäude sehr individuell ausfallen und deutlich voneinander abweichen. Bedeutende Beispieltbauten in der Nachfolge der Gemeindesynagoge an der Fasanenstraße waren die Gemeindesynagoge an der Levetzowstraße, 1912–14 nach Plänen von Johann Hoeniger und die Gemeindesynagoge am Kottbusser Ufer, 1913–16 nach Plänen von Alexander Beer.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Aus alter und neuer Zeit 1925  
Aus alter und neuer Zeit – Illustrierte Beilage zum  
Israelitischen Familienblatt, Hamburg 1925.
- Berlin Museum 1983  
Berlin Museum (Hg.): Synagogen in Berlin.  
Zur Geschichte einer zerstörten Architektur, Bd. 1,  
Berlin 1983.
- Berliner Architekturwelt 1919  
Berliner Architekturwelt, Jg. 21, Berlin 1919.
- Fasanenstrassen-Synagoge 1912  
Die Fasanenstrassen-Synagoge zu Berlin.  
Erbaut in den Jahren 1909–1912, Berlin, 1912.
- Hammer-Schenk 1981  
Hammer-Schenk, H.: Berlin, Oranienburger  
Straße, in: ders.: Synagogen in Deutschland –  
Geschichte einer Baugattung im 19. und 20.  
Jahrhundert, Bd. 1, Hamburg 1981, S. 284–296.
- Meyer 1997  
Meyer, M. (Hg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in  
der Neuzeit, Band III, München 1997.
- Nachama 2011  
Nachama, A.: Jüdische Bethäuser in Berlin, in:  
Ders. (Hg.): Topographic des Terrors, Notizen –  
Gedenkort Synagoge Grunewald, Berlin 2011.
- Richarz 1997  
Richarz, M.: Die Juden - eine verschwindende  
Minorität?, in: Meyer 1997, S. 31.
- Siedler 1913  
Siedler, E.: Die Synagoge in der Fasanenstraße  
zu Charlottenburg, in: Die Kunstwelt. Deutsche  
Zeitschrift für die Bildende Kunst, Jg. 2,  
Berlin 1912–1913.
- Wirth 1955  
Wirth, I.: Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von  
Berlin – Bezirk Tiergarten, Berlin 1955.
- Wirth 1961  
Wirth, I.: Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von  
Berlin – Bezirk Charlottenburg, Berlin 1961.
- Zentralblatt der Bauverwaltung 1898  
Zentralblatt der Bauverwaltung (41) Berlin 1898.

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb.1 Erdgeschossgrundriss von Gemeindegyn-  
nagoge und Religionsschule an der Lützow-  
straße, rekonstruierende Zeichnung  
Konstantin Wächter, 2020, auf Grundlage  
von: Landesarchiv Berlin F Rep. 270,  
A 3987, fol. 3 und F Rep. 270, A 3988, fol. 4.
- Abb. 2 oben: Südsicht der Gemeindegyn-  
nagoge an der Lützowstraße, rekonstruierende  
Zeichnung Konstantin Wächter, 2020, auf  
Grundlage von: Landesarchiv Berlin F Rep.  
270, A 3987, fol.; 2, F Rep. 270, A 3988,  
fol. 4; 7-8; Berliner Architekturwelt 1919,  
S. 105, Abb. 150 und Jüdisches Museum  
Berlin, Inv.-Nr.: FOT 85/16/2.  
unten: Längsschnitt der Gemeindegyn-  
nagoge an der Lützowstraße, rekonstruierende  
Zeichnung Konstantin Wächter, 2020,  
auf Grundlage von: Landesarchiv Berlin  
F Rep. 270, A 3988, fol. 9 und Berliner  
Architekturwelt 1919, S. 106, Abb. 151.
- Abb. 3 Erdgeschossgrundriss der Gemeindegyn-  
nagoge an der Fasanenstraße, rekonstruierende  
Zeichnung Konstantin Wächter, 2020,  
auf Grundlage von: Landesarchiv Berlin  
F Rep. 270, A 3981, fol. 8.
- Abb. 4 oben: Westansicht der Gemeindegyn-  
nagoge an der Fasanenstraße, rekonstruierende  
Zeichnung Konstantin Wächter, 2020, auf  
Grundlage von: Landesarchiv Berlin  
F Rep. 270, A 3981, fol. 4; F Rep 290 0(5),  
Nr. 71818; Nr. 71820; Nr. 71822; Nr. 72029  
und Nr. 72031 sowie Siedler 1913, S. 25–48.  
unten: Längsschnitt der Gemeindegyn-  
nagoge an der Fasanenstraße, rekonstruierende  
Zeichnung, Konstantin Wächter, 2020 auf  
Grundlage von: Landesarchiv Berlin  
F Rep. 270, A 3981, fol. 19 und Siedler  
1913, S. 25–48.



# Denkmalpflege positionieren



# Ehrenamtliche

Zivilgesellschaftliches  
Engagement für das  
baukulturelle Erbe Dresdens  
zur Zeit der DDR

Luise Helas

Die Verknüpfung von Erbe und Identitätskonstruktionen wird nicht zuletzt von zivilgesellschaftlichen Gruppen und bürgerschaftlichem Engagement mitgestaltet. Das gilt auch für Kontrollstaaten wie die DDR, was sich anhand der ehrenamtlichen Denkmalpfleger:innen in Dresden anschaulich zeigen lässt. Bekanntlich hatte der Zweite Weltkrieg in Dresden deutliche Spuren hinterlassen. Das über Jahrhunderte gewachsene Stadtbild war während der verheerenden Luftangriffe am 13. und 14. Februar 1945 untergegangen. Rund 15 Quadratkilometer der Dresdner Innenstadt lagen in Schutt und Asche, etwa 25.000 Menschen verloren ihr Leben.<sup>1</sup>

Die ersten Nachkriegsjahre waren von einer umfassenden Enttrümmerung der Altstadt geprägt<sup>2</sup> und noch bis in die 1960er-Jahre wurden zahlreiche historisch wertvolle Bauten abgebrochen, die nicht selten in einem wiederaufbaufähigen Zustand gewesen waren.<sup>3</sup> Das ist insbesondere nach dem Ende der DDR sehr kritisch dargestellt worden, stieß aber auch zuvor schon auf Widerspruch. »Der Erhalt und die Sicherung denkmalgeschützter Gebäude und Ruinen wurde dermaßen sträflich vernachlässigt, dass selbst in der *Sächsischen Zeitung*, dem SED-Bezirksblatt, ein »ernstes Wort zur Denkmalpflege« zu lesen war: »Die Menschen in 50 Jahren fragen nicht danach, mit was für Schwierigkeiten die Verwaltung [...] kämpfen musste. Sie sehen nur, daß wir die Möglichkeiten nicht beachtet und sagen: das sind Banausen gewesen! [...] In dem Buch *Planungsgrundlagen und Planungsergebnisse* steht der Satz ›Verlorenes muß aufgegeben werden.‹ Der Leitsatz für die Arbeit unserer Städtebauer sollte heißen: ›Verloren ist nur, was wir aufgegeben haben!‹«<sup>4</sup>

Die DDR-Regierung setzte jedoch auf Neubau im Sinne der sozialistischen Stadt und nicht auf den kostspieligen Erhalt und Wiederaufbau der historischen Bausubstanz. »In der [...] DDR kaschierte man die gestalterische Monotonie der ausgedehnten Neubaugebiete ideologisch als Ausdruck der Schaffung

einer neuen Stadt für ›neue Menschen‹. Die in Wirklichkeit technologisch bedingte ständige Wiederholung gleicher Elemente wurde mit dem [...] demokratischen Charakter von Städtebau und Architektur begründet, der sich gegen die bürgerliche Individualisierung richte und die Menschen vom ›Ich‹ zum ›Wir‹ führe.«<sup>5</sup> Das Wohnungsbauprogramm der DDR<sup>6</sup>, welches 1973 beschlossen wurde, führte dazu, dass an der Peripherie der Städte, wie in Dresden-Prohlis, in Windeseile Neubaugebiete errichtet wurden, während die Altbausubstanz in den Innenstädten vernachlässigt wurde. »Die alten Dörfer innerhalb des Stadtgebietes verfielen, ebenso wie die ausgedehnten Gründerzeitquartiere, Arbeiterbezirke wie Villengebiete. Stadtviertel, die kaum zerstört worden waren, [...] verkamen in rasender Geschwindigkeit, weil Instandsetzungsmaßnahmen bewusst unterblieben.«<sup>7</sup> So musste die Bevölkerung noch viele Jahre nach Kriegsende weitere Verluste von Altbausubstanz und somit ihrer vertrauten Heimat hinnehmen, die aufgrund von Ideologie und Mangelwirtschaft bis zur Wiedervereinigung Deutschlands anhielten.

Bei vielen DresdnerInnen löste der anhaltende Verfall und Schwund ihrer Lebensumwelt den Wunsch aus, sich für die noch vorhandenen Reste und Ruinen, welche die Erinnerungen an die Vorkriegszeit in sich trugen, erhaltend und schützend einzusetzen. Solch ein von der SED-Regierung nicht nur akzeptiertes, sondern als Instrument einer die Herrschaft nicht gefährdenden Teilhabe und Partizipation aktiv gefördertes Bürgerengagement war unter anderem<sup>8</sup> im Kulturbund<sup>9</sup> möglich. Als größte kulturelle Massenorganisation der DDR bildeten sich unter seinem Dach Fachgruppen, Arbeits- und Interessengemeinschaften, vergleichbar mit Vereinen, die sich beispielsweise mit dem Sammeln von Briefmarken, mit Fotografie, mit Volkskunst und vielen anderen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung befassten.<sup>10</sup> Dazu gehörten auch Interessengemeinschaften, die sich mit der Denkmalpflege und der Heimatgeschichte auseinandersetzten.

Als sich 1977 im Kulturbund die Gesellschaft für Denkmalpflege etablierte, wurden bestehende themennahe Gruppen in selbige integriert und DDR-weit zahlreiche neue Gruppen, die sich mit einem speziellen Bauwerk oder einem spezifischen Thema des Denkmalschutzes beschäftigten, gegründet. Auch in Dresden lassen sich in den 1980er-Jahren viele solcher Interessengemeinschaften nachweisen.<sup>11</sup> Im Folgenden wird eine kleine Auswahl der in Dresden aktiven Gruppen vorgestellt, die sich um das baukulturelle Erbe der Stadt verdient gemacht haben.

Die *Arbeitsgemeinschaft Aktive Denkmalpflege* war die erste Vereinigung, die sich im Kulturbund in den späten 1950er-Jahren bildete. Sie trug später den Namen *Fachgruppe Bau- und Denkmalpflege*. Der elitärere *Gottfried-Semper-Club* wurde 1981 gegründet und hob sich, vor allem durch seine regelmäßige stattfindenden Klubabende mit einem hohen wissenschaftlichen Anspruch von anderen Kulturbundgruppen ab. Noch 1988 bildete sich die *AG Brühlsche Terrasse*, deren Arbeit auf vorangegangene Aktivitäten Freiwilliger in der Festung Dresden fußte und nach der Wende in den bis heute tätigen *Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V.* mündete. Die vorgestellten Gruppen repräsentieren damit auch drei unterschiedliche Auswirkungen des Endes der DDR auf die Freiwilligenarbeit.

## Die Arbeitsgemeinschaft Aktive Denkmalpflege / Die Fachgruppe Bau- und Denkmalpflege

Der wohl in Dresden geborene Heimatforscher Hans von Bobrowicz<sup>12</sup> gründete 1959 die *AG Aktive Denkmalpflege* im Kulturbund und leitete sie 19 Jahre lang bis zu seinem Tod. Ab 1972 trug die Gruppe den Namen *FG Bau- und Denkmalpflege*. 1977 übernahm Heidrun Rietschel<sup>13</sup> gemeinsam mit dem Architekten Jürgen Mehl-

horn<sup>14</sup> die Leitung. Ein Schwerpunkt Hans von Bobrowicz' war neben der praktischen Tätigkeit auch die Vermittlung von Stadtgeschichte und Denkmalpflege. Sein autodidaktisch angeeignetes Wissen vermittelte er in zahlreichen (Lichtbild-) Vorträgen, bot Führungen an und verfasste Zeitungsartikel<sup>15</sup> in der lokalen Presse.

In seine Zeit als Fachgruppenleiter fielen Mitte der 1960er-Jahre vor allem die allwöchentlichen Arbeiten in den alten Festungswerken<sup>16</sup> Dresdens unterhalb der Brühlschen Terrasse [Abb. 1].

Zeitgleich begannen Arbeitseinsätze am Thomaeischen Pavillon in der Inneren Neustadt, die jedoch für einige Zeit unterbrochen werden mussten. Mit dem Einsetzen der Bautätigkeiten für die Straße der Befreiung<sup>17</sup> 1974 wurden die Arbeiten in der Inneren Neustadt in Form von Grabungen zur Erforschung des unterirdisch gelegenen Altendresden wieder aufgenommen. Ab Mitte der 1970er-Jahre wirkten auch hin und wieder Schülerinnen und Schüler beziehungsweise Pioniere bei den Grabungsarbeiten mit. Daraus entwickelte sich eine feste Jugendgruppe namens *AG Denkmalpflege* als Untergruppe der *FG Bau und Denkmalpflege*. Ihre Aufgabe war in erster Linie »die Bergung wertvollen kulturhistorischen Fundgutes im Aufbaubereich Innere Neustadt [und das] Sortieren [der Scherben] nach der Art der Keramik, Farbe usw.«<sup>18</sup> Darüber hinaus rekonstruierten die Schüler einige Gefäße, die teilweise an das Museum für Stadtgeschichte übergeben wurden. Sonstige denkmalpflegerische Arbeiten waren »Reinigung und Pflege von Denkmälern, Sicherstellung von wertvollen Architekturdetails, kulturpolitische Massennarbeit (Vorträge, Führungen, Exkursionen,



Ausstellungen...).«<sup>19</sup> Angeleitet wurden die jungen Leute von Heidrun Rietschel, die sich folgendermaßen an die Zusammenarbeit mit den Schülern erinnert: »Ich habe Schüler mitgenommen von der 30. Oberschule, wir sind in Brunnen geklettert, haben Scherbenfunde da rausgeholt. Sie haben das selbst gewaschen und zusammengeklebt. Da sind kleine Gefäße entstanden. Das war hoch interessant. Die waren natürlich mit einer Begeisterung dabei. Das war gleichzeitig für die Schüler eine ehrenamtliche Tätigkeit. Das wurde sogar von meiner Direktorin anerkannt und da durften wir zur Messe der Meister von Morgen (MMM)<sup>20</sup> und dort Dinge ausstellen und wir haben eine Goldmedaille gekriegt. Da waren wir stolz!«<sup>21</sup>

Während ihrer Zeit als Leiterin der *FG Bau- und Denkmalpflege* hatte Heidrun Rietschel mit Jürgen Mehlhorn einen entschiedenen Verfechter für den Erhalt barocker Bürgerhäuser in der Inneren Neustadt an ihrer Seite. Durch den Neubau der Straße der Befreiung ergab sich die Notwendigkeit, aus den vernachlässigten, leerstehenden barocken Bürgerhäusern der umliegenden Straßenzüge, Beschläge, Türschilder, Klinken et cetera sicherzustellen. Von den Abbruchhäusern, die den Plattenbauten weichen mussten, wurden von der Fachgruppe auch Stuckleisten, Parketteile, Putzproben entnommen und Profile von Türen und Fenstern gezeichnet, um eine Grundlage für eine eventuelle Rekonstruktion zu schaffen. Außerdem brachte Jürgen Mehlhorn auf eigene Kosten Schlösser an den unbewohnten Häusern an, um Vandalismus vorzubeugen. Mit den Arbeiten rundum den Erhalt dieses brüchigen Bestandes machte sich die *FG Bau- und Denkmalpflege* vor allem Ende der 1970er- und in den 1980er-Jahren verdient.

Neben den Arbeiten in der Brühlschen Terrasse beziehungsweise den Festungswerken und in der Inneren Neustadt zählte auch die Erfassungsarbeit zu den Aufgaben der *FG Bau- und Denkmalpflege*, wobei die vom Institut für Denkmalpflege herausgegebenen *Fragebögen zur Erfassung der Kunst- und Kulturdenkmale im Lande Sachsen* genutzt wurden, um die Objekte und ihren Erhaltungszustand zu beschreiben.

Die Fachgruppenleiter verfassten regelmäßig Jahresberichte, die eine detaillierte Dokumentation der Arbeit sowie einen Arbeitsplan für das folgende Jahr enthielten. Diese Berichte wurden an den Kulturbund, an das Institut für Denkmalpflege und andere Institutionen von Belang versandt. Der Chefkonservator und Leiter der Arbeitsstelle Dresden des Instituts für Denkmalpflege, Hans Nadler<sup>22</sup>, dem die ehrenamtliche Unterstützung in der Denkmalpflege im besonderen Maße am Herzen lag, bedankte sich stets für das Engagement und so schrieb er 1981:

»[...] Für die freundliche Übersendung Ihres Jahresberichtes 1980 mit den Planungen für 1981 danke ich Ihnen vielmals. Ich habe mit sehr großem Interesse Ihre eindrucksvolle Berichterstattung durchgesehen und freue mich über die große Resonanz, die Ihre verdienstvollen Arbeiten allenthalben in der Öffentlichkeit erfahren. [...]

Mit freundlichen Grüßen und Dank für Ihre Arbeit,  
Ihr Prof. Dr.-Ing. Hans Nadler.«<sup>23</sup>

Heidrun Rietschel leitete die Fachgruppe bis 1989. In Folge der Wiedervereinigung Deutschlands wurden der Kulturbund und seine Gruppen aufgelöst.

Der *Gottfried-Semper-Club* unterschied sich ein wenig von anderen Denkmalpflege-Gruppen im Kulturbund. Zwar befasste er sich, wie andere Interessengemeinschaften und Arbeitsgruppen ebenfalls mit einem spezifischen (bau-)kulturellen Thema, nämlich dem Leben und Werk Gottfried Sempers, aber der Club setzte von Anfang an auf eine gewisse Exklusivität und war dementsprechend gut strukturiert und seine Veranstaltungen bis ins Detail durchorganisiert. Er warb Dresdner Wissenschaftler, Architekten und Künstler an, »die sich bereit erklärten, die Arbeit des Clubs mit Beiträgen zu Bau- und Musikgeschichte der Stadt sowie mit aktuellen Informationen über den Stand der Aufbauarbeiten an der Dresdner Oper zu unterstützen.«<sup>24</sup>

Gründer und Leiter des Clubs war der Architekt Klaus Tempel. Die Beantragung zur Gründung des *Gottfried-Semper-Clubs* erfolgte bereits 1979 im Rahmen des beginnenden Wiederaufbaus der Semperoper sowie des 100. Todestages Gottfried Sempers. Allerdings zog sich die Genehmigungsphase für den Club bis 1981 hin. Am 26. Juni 1981 beging der *Gottfried-Semper-Club* mit der Gründungsveranstaltung seinen ersten Clubabend in den Räumlichkeiten der Aufbauleitung Semperoper im Dresdner Schloss.<sup>25</sup>

Der *Gottfried-Semper-Club* erließ bei seiner Gründung Grundsätze die besagten, dass der Club im Rahmen der Bestimmungen des Kulturbundes arbeiten werde, seine Aufgaben darin sehe die Pflege und Aneignung »aller humanistischen und progressiven Kulturleistungen, die in der Geschichte des deutschen Volkes geschaffen wurde, zu fördern.« Im Speziellen das Leben und Werk Gottfried Sempers »als Baumeister und revolutionärer Demokrat« den Mitgliedern und Freunden des Clubs vermitteln, und das »geistige und kulturelle Leben« der Stadt Dresden bereichern werde. Weiter hieß es in den Grundsätzen, dass sich der Club auf die aktive Mitarbeit der Mitglieder stütze und von einer Leitung geführt werde, die zu wählen, und von der Stadtleitung Dresden des Kulturbundes zu bestätigen sei. Voraussetzung für die Mitgliedschaft im *Gottfried-Semper-Club* war selbstredend die Mitgliedschaft im Kulturbund.

Die Mitglieder<sup>26</sup> trafen sich circa sechsmal im Jahr zu den Vorträgen, welche stets abends im Ausstellungsraum des Schlosses und ab 1983 oft im Vortragsraum der Kinder- und Jugendbibliothek auf der Straße der Befreiung, aber auch an anderen Orten, wie dem Palais im Großen Garten, dem Theater der Jungen Generation oder dem Rundkino, gehalten wurden.

Die Vortragenden waren unter anderem der TU-Professor der Architektur Kurt Milde, der Kunsthistoriker Fritz Löffler, der Architekt Wolfgang Hänsch, der Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Heinrich Magirius, der Architekt und Denkmalpfleger Gerhard Glaser, die Kunsthistorikerin Bärbel Stephan, der Kameramann Ernst Hirsch, der Architekt Dieter Schölzel, der Kunsthistoriker und Kustos in der Gemäldegalerie Neue Meister Hans Joachim Neidhardt, der Kunsthistoriker und Kustos in der Gemäldegalerie Alte Meister Harald Marx, der Bezirksboden-denkmalpfleger Reinhard Spehr oder der Bauingenieur Gottfried Ringelmann, der die Oberbauleitung beim Wiederaufbau der Semperoper innehatte, um nur einige zu nennen. Vortragsthemen

waren beispielsweise »Gottfried Semper als Architekt, Theoretiker und revolutionärer Demokrat«, »Reformbestrebungen im Theaterbau des 19. Jahrhunderts«, »Die Bewahrung der Stadt als gebaute Gesellschaftsgeschichte«, »Die Dresdner Synagoge und Semper« oder »Aus der Geschichte des Museumsbaus – Die Galerie Semper«.<sup>27</sup> Die Referenten hatten über Dresden hinaus Rang und Namen und die Einladungen zu den sogenannten Clubabenden waren sowohl textlich-inhaltlich als auch grafisch anspruchsvoll gestaltet und wurden farbig(!) gedruckt, wie sich Lucas Müller erinnert: »Das war aufwendig! Das war ein riesiges Theater die Einladungen zu drucken. [...]. Die haben wir an die Mitglieder und Partner, Gäste und Freunde verschickt.«<sup>28</sup>



Zu Beginn hatte der *Gottfried-Semper-Club* 42 eingetragene Mitglieder, zum 5-jährigen Club-Jubiläum waren es über 120. Neben den Clubabenden führte er auch andere Veranstaltungen durch wie gemeinsame Ausstellungs- oder Konzertbesuche beispielsweise in der Semperoper nach deren Wiederherstellung sowie Ausflüge etwa mit dem Elbdampfer in die Sächsische Schweiz. Jenseits theoretischer Diskurse wurde der Club auch praktisch aktiv, indem er ehrenamtliche Arbeitseinsätze beim Wiederaufbau der Semperoper sowie des Schlosses vorbereitete und organisierte. Lucas Müller<sup>29</sup> gehörte zu den Gründungsmitgliedern des *Gottfried-Semper-Clubs* und arbeitete ab 1978 in der Aufbauleitung der Semperoper. Auf diese Weise war es ihm möglich die ehrenamtlichen Arbeitseinsätze zu organisieren, notwendiges Arbeitsmaterial heranzuschaffen und gleichzeitig selbst tatkräftig mit anzupacken.

»Ich habe das mitorganisiert und habe natürlich als Clubmitglied auch meine Stunden abgeleistet. Also ich habe da nicht zugeguckt [lachend]. Man hat organisiert, wenn hier mal eine Schaufel und dort eine Hacke fehlte oder wenn es irgendwo nicht weiterging, weil noch jemand gebraucht wurde.«<sup>30</sup> [ Abb. 2 ]

Nach solch einem Arbeitseinsatz in der Semperoper dankte Klaus Tempel den Clubmitgliedern für ihre Leistungen auf recht förmliche Weise. In einem Brief an die Freunde des *Gottfried-Semper-Clubs* schrieb er:

»Erlauben Sie mir im Auftrag der Klubleitung, Ihnen für die Teilnahme am Semperoper-Einsatz und die damit erreichten guten Ergebnisse zu danken. Wir hoffen, daß Regen und Kälte keine größeren Spuren hinterlassen haben. Mancher Muskelkater war sicher nicht zu vermeiden. Um Nachsicht bitten wir bei den Einsatzkräften, die für zu schwere Arbeit eingesetzt wurden. Die Bauleitung hat sich sehr anerkennend über das Ergebnis ausgesprochen. [...] Mit freundlichen Grüßen. Tempel, Vorsitzender.«<sup>31</sup>

Wie alle Kulturbundgruppen, war auch der *Gottfried-Semper-Club* dazu angehalten geleistete Arbeitsstunden zu dokumentieren und Rechenschaft darüber abzulegen. Ende des Jahres 1984 konnte der Club folgendes vorweisen: »In zehn Einsätzen der Bürgerinitiative erarbeitete der Semperclub 31.456,- M Leistung. Herzlichen Dank dafür übermitteln der Komplexbau-

meister Gottfried Ringelmann des VEB(B) Gesellschaftsbau Dresden und der Leiter der Aufbauleitung Erich Jeschke.«<sup>32</sup> Bis zur Fertigstellung der Semperoper führte der Club über zehn Arbeitseinsätze in dem Theaterbau durch. Anlässlich der Wiedereröffnung der Semperoper schrieb Klaus Tempel an die Clubmitglieder:

»Sehr geehrte liebe Freunde des Gottfried-Semper-Clubs! In vielen Einsätzen um die und in der Semperoper haben wir als Gottfried-Semper-Club ein wenig dazu beigetragen, daß anlässlich des 40. Jahrestages der Zerstörung Dresdens durch anglo-amerikanische Bomben die Semperoper wiedereröffnet wird. Wir erlauben uns, Ihnen zum Jahreswechsel in Anlehnung an viele interessante Eindrücke bei den Arbeitseinsätzen einen Wegweiser durch das Jahr 1985 zu geben, der Sie begleiten soll bei bester Gesundheit, mit Schaffenskraft und bei der Erfüllung Ihrer Wünsche. Vielen Dank und alle guten Wünsche.

Ihr Vorsitzender Klaus Tempel«<sup>33</sup>

Mit den abgeschlossenen Rekonstruktionsarbeiten der Semperoper setzte der offizielle Wiederaufbau des Dresdner Schlosses ein, bei dem der *Gottfried-Semper-Club* ebenfalls mitwirkte. Der erste Einsatz des Clubs fand dort im April 1986 statt.<sup>34</sup>

»Unsere Information gilt heute der Vorbereitung unseres Arbeitseinsatzes am Dresdner Schloß am 19.4.1986. Wir treffen uns 6.45 Uhr an der kleinen Pforte des Bauzaunes Parkplatz Kulturpalast/Schloßstraße. [...] Nach getaner Arbeit werden wir unseren Einsatz 13.00 Uhr beenden.«<sup>35</sup> Es folgten bis zum Ende der DDR zahlreiche weitere Arbeitseinsätze im Schloss, an der Dreikönigskirche, in der Gemäldegalerie, am Dresdner Hof et cetera.

Ungeachtet der Wirren der Wendezeit setzte der *Gottfried-Semper-Club* seine Arbeit, seine Clubabende und die Einsätze an kulturhistorischen Bauten fort. So hielt Gudrun Laudel den Vortrag »Aus der Geschichte des Museumsbaus – die Galerie von Gottfried Semper in Dresden« am 15. März 1990 und am 5. Mai 1990 fand ein Arbeitseinsatz im Schloss statt.

Im Oktober 1990 stellte die Leitung des Clubs ihre Tätigkeit ein. Zeitnah wurde über den Satzungsentwurf für den neuen *Gottfried-Semper-Club* beraten und ein neuer Vorstand gewählt. Als *Gottfried-Semper-Club Dresden e.V.* besteht dieser bis heute, wobei die aktive Arbeit am Denkmal keine Rolle mehr spielt, wohl aber die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Baukultur Dresdens, welche sich in regelmäßig angebotenen Vorträgen niederschlägt.

## Die Arbeitsgemeinschaft Brühlsche Terrasse

Im Sommer 1988 bildete sich innerhalb der Gesellschaft für Denkmalpflege in Dresden die Interessengemeinschaft Kulturhistorisches Stadtzentrum Dresden, deren Vorstand der Architekt Kurt W. Leucht<sup>36</sup> innehatte. Aus dieser Interessengemeinschaft kristallisierten sich im September desselben Jahres drei Arbeitsgruppen heraus, um die anstehenden Aufgaben effektiver verteilen und bewältigen zu können: die AG Neumarkt, die AG Historische Innere Neustadt und die *AG Brühlsche Terrasse*. Unter der Leitung des Architekten Manfred Zumpe<sup>37</sup>, dessen Stellvertretung Karlfried Apostel<sup>38</sup> einnahm, erfolgte



schließlich die offizielle Gründung der *AG Brühlsche Terrasse* mit etwa 20 Mitgliedern am 27. Oktober 1988. Die Gruppe nahm jene Arbeit wieder auf, die von 1965 bis 1968 von drei verschiedenen Denkmalpflegegruppen<sup>39</sup> erstmals begonnen worden war.

Nachdem Dresden 1989 mit Joachim Sacher<sup>40</sup> einen neuen Kulturstadtrat bekam und dieser sich für die Erschließung der Festung zur musealen Präsentation stark machte, wurde die *AG Brühlsche Terrasse* mit der Beräumung, beziehungsweise Freilegung des Ziegeltors und der Nebenräume betraut.

Bernd Trommler<sup>41</sup>, zu dieser Zeit Beauftragter für Fragen der Denkmalpflege im Büro für Bildende Kunst des Rates der Stadt Dresden, wurde im Juni 1989 mit einer denkmalpflegerischen Zielstellung und einem Nutzungskonzept für das Ziegeltor, die Kasematten sowie die Buchnerschen Tonnen betraut, welche im November fertiggestellt waren. Das Konzept sah die Umlagerung der seit Mitte der 1960er-Jahren in den Kasematten befindlichen Architekturfragmente in die Ruine der Zionskirche als städtisches Lapidarium, die Freilegung der Kanonenhöfe und die öffentliche Präsentation des Ziegeltors vor.<sup>42</sup>

Die ab Anfang März 1990 beginnenden Beräumungs- und Freilegungsarbeiten wurden von einer Firma durchgeführt, deren Mitarbeiter nach zwei Wochen Arbeit unerwartet auf einen Brückenbogen trafen. Daraufhin organisierte sich die Arbeitsgruppe und legte von April bis September in 14-tägigen Einsätzen alle fünf Brückenbögen der Brücke, die einst über den Stadtgraben geführt hatte und wohl die älteste Steinbrücke Dresdens ist, frei. Im September 1990 formulierte die *AG Brühlsche Terrasse* Aufgaben und Ziele<sup>43</sup>, um die Präsentation der ehemaligen Verteidigungswerke als Festungsmuseum zu realisieren. Hierzu sollte unter anderem die Möglichkeit der Freilegung der Kanonenhöfe geprüft und die Brückenbögen weiter freigelegt werden, darüber hinaus galt es Informationstexte für Besucher zu verfassen, Vorträge zu halten, bei der Presse die Werbetrommel zu rühren und Personal für Führungen auszubilden.<sup>44</sup>

Da die aus der DDR-Zeit stammenden Nutzungsverträge mit der MITROPA<sup>45</sup> und der Weißen Flotte für verschiedene Kasemattenräume zum Jahresende durch die Stadt gekündigt worden waren, konnte die *AG Brühlsche Terrasse* in den letzten Monaten des Jahres mit dem Rückbau diverser Einbauten beginnen. Zudem konnte die ursprüngliche Raumgliederung der Kasematten wiederhergestellt werden, indem zugesetzte Maueröffnungen wieder aufgebrochen wurden. Bei der ersten Führung, die am Vortag der Wiedervereinigung Deutschlands am 2. Oktober stattfand, konnte Karlfried Apostel, der inzwischen durch den Rücktritt Manfred Zumpes zum Leiter der AG geworden war, die freigelegten Festungsteile präsentieren [ Abb. 3 ].

Das war der »Beginn eines in der Folgezeit attraktiven Führungsbetriebes in einem neuerschlossenen musealen Anziehungspunkt der Kulturstadt Dresden durch engagierte Nichtfachleute.«<sup>46</sup> Diese Führungen fanden nun 14-tägig jeweils am Wochenende statt und wurden durch Mitglieder der *AG Brühlsche Terrasse* abgedeckt. Sie konzentrierten sich zunächst auf den



Bereich am Ziegeltor und zweier bereits freigelegter Tonnen, während gleichzeitig die vier weiteren Kasematten der Kleinen Bastion beräumt wurden.

Mit dem Mauerfall und den damit geänderten beziehungsweise noch unregelmäßig rechtlichen Voraussetzungen für ehrenamtliche Gruppen entschieden die Mitglieder der *AG Brühlsche Terrasse*, sich das Format eines gemeinnützigen Vereins zu geben und gründeten den *Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V.* Dieser machte sich bei der Konzeption und Betreuung des Festungsmuseums

über viele Jahre verdient und besteht bis heute. Mit dem einsetzenden Umbau des Museums 2017 zu einer medienbasierten Präsentation namens *Festung Xperience*<sup>47</sup> unterhält der Verein die sogenannte *Piatta Forma* und macht sie der Öffentlichkeit zugänglich.

## Fazit

Die hier beschriebenen Akteursgruppen zeigen exemplarisch, wenn auch lediglich bruchstückhaft, den Einsatz ehrenamtlicher Tätigkeit für das baukulturelle Erbe Dresdens. Sie engagierten sich an der Semperoper, im Residenzschloss, in den alten Festungswerken, der Inneren Neustadt und an vielen anderen kulturhistorisch bedeutenden Orten Dresdens, die hier keine Erwähnung fanden. Durch ihr Engagement trugen diese Menschen nicht nur zum Erhalt und zur Erschließung des historischen Dresdens bei, sondern waren auch daran beteiligt zu definieren, was dieses denn überhaupt ausmacht und sie waren mitbeteiligt an der Hierarchisierung des baukulturellen Erbes der Stadt. Unterschiedliche Gruppierungen sprachen verschiedene Bevölkerungsgruppen an; dass die ehrenamtliche Tätigkeit immer in strukturierten Organisationen erfolgte, machte sie, trotz der Freiräume, die sie boten und die sie nutzten, stets auch kontrollierbar.

Darüber, wie groß der Einfluss und die Bedeutung der ehrenamtlichen Denkmalpflege für Dresden letztlich war, lässt sich nur spekulieren. Die Frage, was aus Dresden geworden wäre, wenn es keine ehrenamtlichen Akteure gegeben hätte, ist nicht zu beantworten, dennoch ist zu vermuten, dass ihr Engagement von großem Nutzen war und sich bis heute sichtbar im Stadtbild widerspiegelt. Ähnlich sieht es auch Gerhard Glaser, der ehemalige Landeskonservator Sachsens:

*»Unterm Strich zusammengefasst: ohne die ehrenamtlichen Denkmalpfleger hätten wir nur noch die Hälfte dessen, was wir heute haben, an Substanz.«*<sup>48</sup> [Abb. 4]

- 1 Widera 2006, S. 497–528.
- 2 Bereits 1946 setzte die erste Großflächenentrümmerung ein. Zunächst mit bescheidenen Mitteln, später unter Einsatz von Großtechnik. Nach zehn Jahren war die Großflächenentrümmerung weitgehend abgeschlossen. Die Trümmermassen waren vor allem an den Elbufern von Blasewitz und Johannstadt abgeladen worden. Vgl. Lerm 2006, S. 599–623.
- 3 Darunter die Sophienkirche, welche 1962/63 nach einer Intervention Walter Ulbrichts abgebrochen worden war, sowie zahlreiche wertvolle »Einzelbauwerke [...], die auch unter den damaligen Verhältnissen wieder herstellbar gewesen wären.« Helas/Kukula 2005, S. 14.
- 4 Lerm 2006, S. 603. Lerm zitiert hier: LfD, Nr. D 207/1.
- 5 Ebd., S. 599.
- 6 Auf der 10. Tagung des ZK der SED am 2. Oktober 1973 wurde das ehrgeizige Wohnungsbauprogramm beschlossen, um die bestehende Wohnungsnot bis zum Jahr 1990 zu lösen. Hierbei sollten drei Millionen Wohnungen geschaffen werden. Um dies realisieren zu können, wurde auf industrielle Technologien des Bauens zurückgegriffen. In der Folgezeit entstanden in den Städten der DDR große Plattenbaugelände und die Modernisierung und Sanierung von Altbauten wurde vernachlässigt. Vgl. hierzu <https://www.kas.de/de/web/ddr-myt-hos-und-wirklichkeit/wohnraum> [24.4.2020].
- 7 Helas/Kukula 2005, S. 14.
- 8 Neben einer Mitgliedschaft im Kulturbund gab es die Möglichkeit, sich als ehrenamtlich Beauftragter für Denkmalpflege beim Rat der Stadt zu engagieren. Darüber hinaus hatten einige Institute und Betriebe eigene Kulturgruppen, die sich mit dem Thema der Stadtgeschichte und Denkmalpflege befassten. Zudem war es auch möglich sich im Rahmen von Arbeitseinsätzen des Nationalen Aufbauwerkes oder der Volkswirtschaftlichen Masseninitiative für den Erhalt historischer Bausubstanz einzusetzen. Vgl. Helas 2022.
- 9 Der Kulturbund wurde 1945 als »Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschland« gegründet. 1958 wurde er in »Deutscher Kulturbund« umbenannt und ab 1972 bis zum Ende der DDR hieß er »Kulturbund der DDR.« Seit der Wiedervereinigung Deutschlands ist er als »Kulturbund e.V.« mit seinen Landesverbänden aktiv. Vgl. Dietrich 2002, S. 530–559; Zimmer 2019. Im Weiteren vereinfacht als »Kulturbund«.
- 10 Der Kulturbund bündelte alle bestehenden Vereine und Gruppen, wie z. B. Vogelkundler, Pilzsammler, Aquarien- und Terrariengruppen, Philatelisten, Fotogruppen, Chöre, Orchester, Laienspielgruppen, Mundartgruppen, Kunst- und Philosophie zirkel sowie Volkskunst- und Bastelgruppen. Vgl. hierzu Schaarschmidt 2001, S. 367.
- 11 Unter anderem die FG Bau- und Denkmalpflege, die FG Dresdner Brunnen, die FG Kulturhistorische Bauten, die IG Friedrichstadt, die IG Historische Grabstätten, das Aktiv Technische Denkmale, die FG Numismatik und die FG Elbschiffahrt, die IG Hellerau, die IG Gartendenkmalpflege etc. Vgl. hierzu: Kulturbund der DDR 1987 (unveröffentlicht).
- 12 Hans von Bobrowicz (\*1901 vermutlich in Dresden † 1977 in Lüneburg): Bereits in seiner Jugend setzte sich Bobrowicz ehrenamtlich für das baukulturelle Erbe Dresdens ein und interessierte sich für die Stadtgeschichte. Er schloss sich 1918 der FG Heimatschutz an und wirkte bei der Erschließung der Heidenschanze in Coschütz mit. Was er studierte oder lernte ist nicht zu ermitteln, ebenso wenig, wo er sich während des Zweiten Weltkrieges aufhielt. Nach dem Krieg kehrte er nach Dresden zurück und engagierte sich im Kulturbund für die Dresdner Baukultur. Vgl. Teil-Nachlaß des Dresdner Denkmalpflegers und Stadtforschers Hans von Bobrowicz, Reihe: Spezialkataloge der Handschriftensammlung der SLUB, Mscr.Dresd. App.2336, Nr. 75.
- 13 Heidrun Rietschel (\*1946 in Dresden): Die Lehrerin für Deutsch und Kunsterziehung stieß 1973 zur FG Bau- und Denkmalpflege, ab 1978 war sie Institutlerin für Denkmalpflege in der Gesellschaft für Denkmalpflege im Kulturbund der DDR in Dresden. Von 1977-1990 leitete Heidrun Rietschel die FG Bau- und Denkmalpflege. Nach der Wende bis zur Rente arbeitete sie als Referentin im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen. Dies geht aus einem Gespräch der Autorin mit Heidrun Rietschel am 8. Juni 2017 hervor.
- 14 Jürgen Mehlhorn (\*1952 † 2016 in Dresden) studierte Architektur und Restaurierung. Ende der 1970er-Jahre hatte er die Bauleitung bei der Rekonstruktion barocker Bürgerhäuser in der Inneren Neustadt Dresdens inne. Er gilt als »Retter der Inneren Neustadt«, setzte sich jedoch auch für zahlreiche weitere Baudenkmale in Sachsen ein. Vgl. URL: <https://www.dnn.de/Dresden/Lokales/Zum-Tode-des-Dresdner-Architekten-und-Restaurators-Juergen-Mehlhorn> (letzter Zugriff: 01. Mai 2020).
- 15 Zwischen 1965 und 1976 verfasste Hans von Bobrowicz Artikel über stadthistorische Themen, wie verschiedene Stadtbrände, die Pest, diverse Kampfhandlungen, alte Wasserleitungen, die Restaurierungsarbeiten am Goldenen Reiter, den Wiederaufbau der Gemäldegalerie u.v.m. Vgl. SLUB, Mscr.Dres.App.2336, (wie Anm. 12) Nr. 201–211.
- 16 Unterhalb der Brühlschen Terrasse befinden sich die Reste der ehemaligen Stadtbefestigung aus dem 16. Jahrhundert. Zur Geschichte der Festung Dresden vgl. Papke 1997.
- 17 Die Straße der Befreiung trug ihren Namen von 1951–1991. Zuvor hieß sie Hauptstraße, wurde aber im Volksmund »Allee« genannt. Nach der Wende erhielt sie wieder ihren ursprünglichen Namen zurück. Als Teil der repräsentativen sozialistischen Magistrale, die sich vom Hauptbahnhof bis zum Platz der Befreiung (Albertplatz) durch das Innere Dresdens erstrecken sollte, wurde die Straße der Befreiung von 1974–1979 mit WBS-70-Plattenbauten – unter teilweiser Erhaltung und Rekonstruktion barocker Bürgerhäuser – zu einer Wohn- und Einkaufsstraße umgestaltet. Zum 30. Jahrestag der DDR im Oktober 1979 wurde der Straßenzug feierlich eingeweiht. Vgl. Stimmel 1994, S. 177.
- 18 Zweiseitiges Dokument »Einschätzung der Arbeitsgemeinschaft Denkmalpflege«, ohne Datum (vermutl. 1979), unterzeichnet von Heidrun Rietschel, in: Privatarchiv Heidrun Rietschel.
- 19 Ebd.
- 20 Die Messe der Meister von Morgen war ein von der FDJ veranstalteter Jugendwettbewerb. Er fand von 1958–1990 jährlich in Leipzig statt. Die sozialistische Jugend sollte ihr Interesse an Wissenschaft und Technik steigern, bzw. unter Beweis stellen.
- 21 Heidrun Rietschel im Gespräch mit der Autorin am 8. Juni 2017.

- 22 Hans Nadler (\*1910 in Dresden †2005 in Dresden) studierte an der Technischen Hochschule Dresden Architektur. Ab 1945 war er Mitarbeiter am Landesamt für Denkmalpflege Sachsen; von 1949–1952 Landeskonservator von Sachsen; 1952–1982 Leiter der Arbeitsstelle Dresden des Institutes für Denkmalpflege; außerdem Honorarprofessor an der Technischen Universität Dresden. Nadler erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen; bekannt war er für sein entschlossenes und diplomatisches Eintreten für die Baudenkmale. Auch die Erhaltung wichtiger Ruinen (Residenzschloss Dresden, Semperoper, Frauenkirche) geht auf sein Engagement zurück. Zeitzeugen berichten von einem stets freundlichen und bürgernahen Umgang. Vgl. hierzu: Verein Ländliche Bauwerte in Sachsen e.V. 2016.
- 23 Schreiben von Hans Nadler an Heidrun Rietschel am 6. März 1981, in: Privatarchiv Heidrun Rietschel.
- 24 Material zum Kulturbund und der Gesellschaft für Heimatgeschichte im StA Dresden, Akte 17.2.6-VIII, Signatur S11.
- 25 Einladungsschreiben der Stadtleitung Dresden des Kulturbundes der DDR vom 28. Mai 1981, in: Privatarchiv Lucas Müller.
- 26 Die Mitglieder des Gottfried-Semper-Clubs wurden stets von ihrem Vorsitzenden mit »Freunde des Gottfried-Semper-Club« oder »Clubfreunde« angesprochen, nicht als »Club-Mitglieder«. Hier und auch in der Bezeichnung »Club« scheint eine gewisse Abgrenzung zu anderen denkmalpflegerischen Interessensgemeinschaften bewusst gezogen worden zu sein. Anm. der Autorin.
- 27 Darüber hinaus gab es einige Vorträge zur Musikgeschichte, zur Stadt- und Landesgeschichte, über Persönlichkeiten, wie Ludwig Richter, Richard Wagner, Casper David Friedrich, August Kotsch, Matthäus Daniel Pöppelmann etc. Vgl. URL: <http://www.gottfriedsempclub.de/archiv.htm> (letzter Zugriff: 6. August 2019).
- 28 Lucas Müller im Gespräch mit der Autorin am 30. Januar 2019.
- 29 Lucas Müller (\*1949 in Kuckau) ist Architekt. Er arbeitete von 1973–1978 im Büro für architekturbezogene Kunst beim Stadtarchitekten, ab 1978 war er in der Aufbauleitung der Semperoper tätig. 1981 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des Gottfried-Semper-Clubs. Heute ist er Leiter des Gottfried-Semper-Club e.V. und setzt sich vor allem für die Rekonstruktion des Palais Oppenheim ein. Anm. der Autorin.
- 30 Lucas Müller (wie Anm. 29).
- 31 Schreiben von der Leitung des Gottfried-Semper-Clubs an die Mitglieder am 8. Mai 1984, in: Privatarchiv Lucas Müller.
- 32 Schreiben von Klaus Tempel an die Club-Mitglieder am 8. September 1984, in: Privatarchiv Lucas Müller.
- 33 Undatiertes Schreiben (vermutl. Dezember 1984) von Klaus Tempel an die Mitglieder des Gottfried-Semper-Clubs, in: Privatarchiv Lucas Müller.
- 34 Arbeitsplan des Gottfried-Semper-Clubs für 1986, erstellt am 20. Januar 1986, in: Privatarchiv Lucas Müller.
- 35 Schreiben der Leitung des Gottfried-Semper-Clubs an seine Mitglieder vom 26. März 1986, in: Privatarchiv Lucas Müller.
- 36 Kurt W. Leucht (\*1913 in Ellefeld †2001 in Dresden) war Architekt, Stadtplaner und Hochschullehrer. Von 1966–1969 war er Stadtbaurat in Dresden. Er war Vorsitzender der Gesellschaft für Denkmalpflege in Dresden. Vgl. Durth/Düwel/Gutschow 2007.
- 37 Manfred Zumpe (\*1930 in Dresden) studierte in der ersten Hälfte der 1950er-Jahre an der Technischen Hochschule in Dresden Architektur. Er war wissenschaftlicher Assistent bei Wolfgang Rauda und Rolf Göpfert. In den 1960er-Jahren ging er nach Berlin an die Bauakademie. In Berlin verewigte er sich in seinen Entwürfen für die Wohnhochhäuser im Fischerkiez, an der Holzmarktstraße und an der Karl-Liebknecht-Straße. In den 1970er-Jahren übernahm er das Bauunternehmen seines Vaters Alfred Zumpe in Dresden und arbeitete auch rekonstruierend in historischer Bausubstanz, wie am Schloss Eckberg. Mitte der 1980er-Jahre entwarf er weitere Wohnhochhäuser in Berlin, dieses Mal für den Ernst-Thälmann-Park, der in seiner Gesamtheit seit 2014 unter Denkmalschutz steht. Vgl. Stera 2011, S. 245.
- 38 Karlfried Apostel (\*1931 in Rathen †2017 in Dresden) war Volkspolizist und Museologe. Karlfried Apostel engagierte sich seit 1964/65 ehrenamtlich in der Dresdner Denkmalpflege. Zeitweise wurde er aus politischen Gründen nach Weesenstein versetzt, wo er gemeinsam mit seiner Frau Adelheid Apostel von 1970–1983 das Schlossmuseum leitete. Zurück in Dresden fand er eine Anstellung bei den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und gehörte 1988 zu den Gründungsmitgliedern bei der IG Brühlsche Terrasse. Bis zu seinem Tod war er aktives Mitglied des Dresdner Vereins Brühlsche Terrasse e.V. Anm. der Autorin.
- 39 Die Denkmalpflegegruppe des VEB Vakutronik, AG Aktive Denkmalpflege und die AG Denkmalspflege. Diese drei Gruppen hatten Mitte der 1960er-Jahre die Festung Dresden beräumt, unter anderem den Bärenzwinger und die Buchnerschen Tonnen freigelegt. Zudem war es ihre Aufgabe die Architekturfragmente aus dem Palais im Großen Garten in die Festungswerke umzulagern. Vgl. Helas 2022 (wie Anm. 8).
- 40 Joachim Sacher wurde am 20. Mai 1989 von Oberbürgermeister Wolfgang Berghofer zum neuen Stadtrat für Kultur berufen. Vgl. Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V. 2000, S. 11.
- 41 Bernd Trommler (\*1949 in Dresden) ist Dipl.-Ing. Architekt. Schon als Jugendlicher engagierte er sich ehrenamtlich für das baukulturelle Erbe Dresdens. Ab Mitte der 1960er-Jahre zunächst im Residenzschloss, kurz darauf für lange Zeit in den Festungswerken. Er war Leiter des Denkmalschutzamtes in Dresden und ist noch heute in diversen Vereinen aktiv, wie dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz, der Gesellschaft Historischer Neumarkt Dresden e.V. oder dem Förderverein Palais im Großen Garten e.V. Anm. der Autorin.
- 42 Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V. 2000, S. 11ff.
- 43 In einem maschinengeschriebenen, siebenseitigen Dokument wird zu den Schwerpunktaufgaben vermerkt, dass diese mit Steffen Dörfel vom Institut für Denkmalpflege festzulegen seien, in: Brühlsche Terrasse Ziegelort der Festung Dresden – Zielstellung und Arbeitsplan September 1990, erstellt von Karlfried Apostel, in Privatarchiv Karlfried Apostel.
- 44 Ebd.
- 45 Die MITROPA hatte 1956 die Bewirtschaftung der Sächsischen Dampfschiffahrt (oder auch Weiße Flotte) übernommen und ihre Bestände in den günstig am Elbufer gelegenen Kasematten eingelagert. Vgl. Mitteleuropäische Schlafwagen- und Speisewagen-AG 1996.

- 46 Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V. 2000, S. 15.  
 47 Siehe <https://www.festung-xperience.de> [20.6.2020].  
 48 Gerhard Glaser im Gespräch mit der Autorin am 12. September 2017.

#### LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

##### Dietrich 2002

Dietrich, G.: Kulturbund, in: Stephan, G.-R./Herbst, A./Krauss, C./Küchenmeister, D./Nakath D. (Hg.): Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch, Berlin 2002, S. 530–559.

##### Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V. 2000

Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V. (Hg.): Dresdner Verein Brühlsche Terrasse e.V. Chronik 1988 bis 2000, Dresden 2000.

##### Durth et al. 2007

Durth, W./Düwel, J./Gutschow, N. (Hg.): Architektur und Städtebau in der DDR. Die frühen Jahre, Berlin 2007.

##### Helas 2022

Helas, L.: Gegen den Verfall. Bürgerengagement für das baukulturelle Erbe Dresdens von 1949 bis 1990, Diss. an der Bauhaus-Universität Weimar, 2020, unveröffentlicht, Erscheinungsjahr voraussichtlich 2022.

##### Helas/Kukula 2005

Helas, V./Kukula, R.: Dresden. Eine vergleichende Zeitreise über zwei Jahrhunderte, Rostock 2005.

##### Kulturbund der DDR 1987

Kulturbund der DDR, Gesellschaft für Denkmalpflege, Bezirksvorstand Dresden (Hg.): Gesellschaft für Denkmalpflege im Kulturbund der DDR. Arbeitsmaterial 1987–1990, Dresden 1987 (unveröffentlicht).

##### Lerm 2006

Lerm, M.: Stadtentwicklung und Denkmalpflege. Ein neues Dresden. Städtebau und Architektur, in: Starke, H. (Hg.): Geschichte der Stadt Dresden. Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, S. 599–623.

##### Mitteuropäische Schlafwagen- u. Speisewagen-AG 1996

Mitteuropäische Schlafwagen- und Speisewagen-Aktiengesellschaft, Niederlassung Dresden (Hg.): 80 Jahre Gastgeber Mitropa: seit 1916. Sonderausgabe Dresden aus Anlaß des 80-jährigen Jubiläums, Dresden 1996.

##### Papke 1997

Papke, E.: Festung Dresden. Aus der Geschichte der Dresdner Stadtbefestigung, Dresden 1997.

##### Schaarschmidt 2001

Schaarschmidt, T.: Der Kulturbund als Heimatverein?, in: Timmermann, H. (Hg.): Die DDR – Analysen eines aufgegebenen Staates, Berlin 2001, S. 3

##### Sterra 2011

Sterra, Bernhard et al.: Dresden und seine Architekten. Strömungen und Tendenzen 1900–1970, Dresden 2011.

##### Stimmel 1994

Stimmel, F./Eigenwill, R. et al.: Stadtlexikon Dresden A–Z, Basel 1994.

##### Verein Ländliche Bauwerte in Sachsen e.V. 2016

Verein Ländliche Bauwerte in Sachsen e.V. (Hg.): Hans Nadler 1910–2005. Ein Leben in fünf Staatsordnungen. Ein Leben für die sächsische Kulturlandschaft, Dresden 2016.

##### Widera 2006

Widera, T.: Dresden im Zweiten Weltkrieg. Krieg, Zerstörung und Besetzung von Dresden, in: Starke, H. (Hg.): Geschichte der Stadt Dresden. Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, S. 497–528.

##### Zimmer 2019

Zimmer, A.: Der Kulturbund in der SBZ und in der DDR. Eine ostdeutsche Kulturvereinigung im Wandel der Zeit zwischen 1945 und 1990, Wiesbaden 2019.

#### ARCHIVE

Material zum Kulturbund und der Gesellschaft für Heimatgeschichte im StA Dresden, Akte 17.2.6-VIII, Signatur S11.

Teil-Nachlaß des Dresdner Denkmalpflegers und Stadtforschers Hans von Bobrowicz, Reihe: Spezialkataloge der Handschriftensammlung der SLUB, Mscr.Dresd. App.2336, Nr. 75. und Nr. 201-211.

Privatarchiv Heidrun Rietschel.

Privatarchiv Karlfried Apostel.

Privatarchiv Lucas Müller.

#### ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb. 1 Hans von Bobrowicz (sechster von links) und seine AG Aktive Denkmalpflege werden 1966 in den Räumen der Festung Dresden für die 1000ste NAW-Stunde ausgezeichnet, Privatarchiv Olaf Knoll, Dresden.
- Abb. 2 Zum Weltdenkmaltag 1988(?) rief der Gottfried-Semper-Club zur freiwilligen Mitarbeit in der Schlossruine auf. Viele DresdnerInnen halfen und konnten sich in der Pause über eine Stärkung freuen, aus: VEB(B) Gesellschaftsbau (Hg.): Das Dresdner Schloss. Sicherung der Bausubstanz, Dresden 1989, o.S.
- Abb. 3 Der ehrenamtliche Denkmalpfleger Karlfried Apostel im Jahr 1987 bei einer Führung zur Brühlschen Terrasse, Privatarchiv Joachim Winkler, Dresden.
- Abb. 4 Gerhard Glaser (Mitte mit hellem Mantel) bei einer Führung interessierter Bürger:innen in der Ruine des Dresdner Residenzschlosses im Jahr 1969, Privatarchiv Christoph Zeidler, Dresden.

# Stabilität per Gesetz?

Zum Denkmalpflegegesetz  
der DDR von 1975

Bianka Trötschel-Daniels

## Denkmalschutzrecht in der DDR

1975 wurde in der DDR das Gesetz zur Erhaltung der Denkmale in der Deutschen Demokratischen Republik, kurz: Denkmalpflegegesetz (DPG), erlassen.<sup>1</sup> Es reiht sich damit in die umfangreichen Gesetzgebungsaktivitäten ein, die europäische Staaten im Laufe der 1970er Jahre auf dem Gebiet des Denkmalschutzes entfalteten. Schon 1952 und 1961 hatte es in der DDR aber – im Vergleich zur Bundesrepublik: früh – Denkmal-schutz*verordnungen* gegeben, die die Pflege und den Schutz der Baudenkmale regelten.<sup>2</sup> Das Gesetz war damit die dritte Rechtsgrundlage für die Baudenkmalpflege seit Beginn der DDR.<sup>3</sup>

Nach dem Erlass des Denkmalpflegegesetzes gab es bis zum Ende der DDR keine grundlegende Novellierung der Rechtsgrundlage mehr,<sup>4</sup> lediglich Durchführungsbestimmungen ergänzten die Regelungen des Gesetzes.<sup>5</sup> Erst durch die Neufassung der Denkmalschutzgesetze in den sogenannten Neuen Bundesländern nach der politischen Wende verlor das Denkmalpflegegesetz seine Wirksamkeit.<sup>6</sup>

Mit Erlass des Gesetzes sollte die Denkmalpflege in der DDR auf eine ausdrucks- und durchsetzungsstarke, stabile und stabilisierende Rechtsgrundlage gestellt werden; das war vor allem die Hoffnung der aktiven Denkmalpfleger in der DDR. Im Gesetz sollten Schutz und Pflege der baukulturellen Schätze des Landes *umfassend* geregelt werden. Damit wurde 1975 umgesetzt, was Denkmalpfleger bereits seit den späten 1940er Jahren gefordert hatten.

Dem Erlass des Denkmalpflegegesetzes kam eine wichtige, multilaterale Signalwirkung zu: zum einen für die Denkmalpfleger in der DDR, aber auch für die Bürger des Landes sowie die internationale Staatengemeinschaft. Für erstere war das Gesetz Hoffnung auf Stabilität und Verlässlichkeit in der Denkmalpflegepraxis und erfüllte zugleich Forderungen danach. Mit dem Erlass des Denkmalpflegegesetzes wurden aber auch

innen- wie außenpolitisch wahrgenommene Signale für die Bürger des Landes und anderer Staaten gesendet: Die Verantwortlichen in DDR sorgten gut für ihre Denkmale. Nach einer fast zwölfjährigen Vorbereitungszeit wurde das Gesetz schließlich im Jahr 1975 erlassen. 1975 war gleichzeitig das vom Europarat ausgerufenen »Europäische Denkmalschutzjahr«, an dem sich zwar vorrangig westeuropäische Staaten beteiligten, welches in der DDR und anderen sozialistischen Ländern aber durchaus wahrgenommen wurde.<sup>7</sup>

Um die Tragweite der Entscheidung, ein Gesetz zu erlassen, zu verstehen, müssen einerseits die langanhaltenden Forderungen der Denkmalpfleger und andererseits der Unterschied zwischen einer Verordnung und einem Gesetz in den Blick genommen werden.

## Die Forderung nach einem Gesetz

Schon 1947 hatte die Deutsche Verwaltung für Volksbildung ein umfassendes Heimatschutzgesetz gefordert. Es blieb jedoch bei einem Entwurf, erneute Überlegungen dazu im Jahre 1951 kamen ebenfalls nicht darüber hinaus.<sup>8</sup> Stattdessen kam es im Frühjahr 1952, nachdem die Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten die Koordination der Aufgaben in der Denkmalpflege im Jahr 1951 übernommen hatte,<sup>9</sup> dazu, dass dort ein Entwurf für eine Denkmalschutzverordnung ausgearbeitet wurde. Der Kunsthistoriker Gerhard Strauss war im Sommer 1952 stellvertretender Direktor des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst an der Deutschen Bauakademie. Er nahm Stellung zur geplanten Denkmalschutzverordnung und drückte darin aus, was Denkmalpfleger letztlich bis 1975 als Argument für eine gesetzliche Neuregelung der Denkmalpflege nutzten, als er sagte:

»Der Vorschlag, die Denkmalpflege durch Verordnung zu regeln, entspricht [...] in nicht ausreichender Weise der *politischen Bedeutung des kulturellen Erbes*, so daß unsererseits der Beschluss eines Gesetzes angeregt wird.«<sup>10</sup>

Nur einen Tag nach Strauss' Brief wurde die neue Denkmalschutzverordnung im Gesetzblatt verkündet. Die Anregungen Strauss' konnten freilich nicht einfließen, die Entscheidung gegen ein Gesetz war gefallen.

Die Denkmalschutzverordnung von 1952 bildete in den kommenden neun Jahren die Rechtsgrundlage für die Denkmalpflege – und das, obwohl sie nur wenige Wochen nach ihrem Inkrafttreten durch die Verwaltungsreform<sup>11</sup> und die damit verbundene Einführung der Bezirke ihre verwaltungsorganisatorische Grundlage verlor. Unter anderem wurden durch diese Verwaltungsreform die Landesämter für Denkmalpflege, die nach der Verordnung für die fachwissenschaftliche Begleitung und Verwaltung zuständig waren, aufgelöst. Nur zwei von fünf Ämtern wurden als Außenstellen des neugegründeten Zentralen Instituts für Denkmalpflege weitergeführt. Denkmalpflege fand in Folge dieser Verwaltungsreform in einem verwaltungsorganisatorischen Durcheinander statt.

Die Ereignisse dieser Wochen im Sommer 1952 zeigen die Schwierigkeiten der Denkmalpflege in der DDR wie unter einem Brennglas: Ein neuer Staat sollte aufgebaut werden, in

dem es aber rechtliche und verwaltungsorganisatorische Traditionen gab, die im praktischen Alltag weitergeführt werden bzw. werden müssen, um das Leben der Menschen zu organisieren. Gleichzeitig sollte ein neues, völlig verändertes Gesellschaftssystem aufgebaut werden, das mit diesen Traditionen brechen sollte. Es wurde parallel zum tradierten, praktizierten System eingeführt, wobei nicht klar schien, wie genau das neue System funktionieren sollte.

Klar war, dass Denkmalpflege ab 1952 in den Bezirken und Kreisen organisiert werden sollte. Zunächst wurde ein Zentrales Institut mit Außenstellen gebildet.<sup>12</sup> Das konstitutive Listensystem, bei dem eine Eintragung in eine Denkmalliste Schutzvoraussetzung war, sollte zugunsten eines deklaratorischen Systems verändert werden, bei dem Denkmaleigentümer lediglich über die Denkmaleigenschaft ihres Objektes informiert werden.<sup>13</sup>

Zwar wurde also vergleichsweise früh eine Rechtsgrundlage für die Denkmalpflege vorgelegt. Die Bemühungen um einen Verwaltungsumbau und Staatsaufbau im sozialistischen Sinne überholten die rechtlichen Grundlagen allerdings ständig. Die Zeit nach Erlass der ersten Denkmalschutzverordnung war mithin geprägt von den Bemühungen, die Verwaltungsorganisation in der Denkmalpflege an die neuen Gegebenheiten anzupassen.

Die inhaltliche Ausrichtung der Denkmalpflege stand dabei weniger zur Debatte als vor allem die Frage nach der Rechtsform, die immer wieder virulent wurde. Dabei gingen die Meinungen darüber, wie die Anpassungen gestaltet werden sollten, auseinander: Georg Münzer, Justiziar im Ministerium für Kultur, plädierte ab 1955 offen für eine Neufassung der Verordnung;<sup>14</sup> das angerufene Büro des Ministerrates entschied, die Änderungen könnten gar lediglich in einer Durchführungsbestimmung zur geltenden Verordnung geregelt werden.<sup>15</sup> Erst die Intervention der damaligen Justizministerin Hilde Benjamin beendete 1957 vorerst den Zwiß um die Rechtsform: Die Änderungen überschritten ihrer Ansicht nach den Rahmen einer Durchführungsbestimmung, »im Interesse einer richtigen und klaren Gesetzgebung« regte sie an, wieder zur geplanten Neufassung der Verordnung zurückzukehren.<sup>16</sup> Eine 1958 vom stellvertretenden Minister für Kultur Hans Pischner eingesetzte Arbeitsgruppe, bestehend aus dem Konservator Ludwig Deiters, dem Justiziar im Ministerium für Kultur Georg Münzer, dem späteren Leiter der Arbeitsstelle Erfurt Hans Schoder sowie dem Kunsthistoriker Leopold Achilles, kam, unbeeindruckt von Benjamins Empfehlung, trotzdem zu dem Schluss, dass es für die »planmäßige und wirkungsvolle Arbeit auf dem Gebiet der Denkmalpflege [...] eines neuen Denkmalschutzgesetzes« bedürfe, das sich im Inhalt allerdings an der Verordnung von 1952 orientieren sollte.<sup>17</sup> Mit dem Rechtsformenwechsel war also nicht zwingend eine andere inhaltliche Ausrichtung verbunden.

Nachdem Hans Bentzien im Februar 1961 als Nachfolger von Alexander Abusch das Amt des Ministers für Kultur angetreten hatte, wurde die Verordnung von 1952, deren Überarbeitung seit 1955 diskutiert wurde, endlich durch eine neue Rechtsgrundlage ersetzt. Allerdings handelte es sich wieder um eine Verordnung.<sup>18</sup>

Diese griff zwar die Veränderungen im Verwaltungssystem auf, indem sie beispielsweise den Räten der Bezirke und der Kreise die Verantwortung für die denkmalwerten Objekte ihrer

Territorien zuwies. Die Einzelheiten zur Arbeitsweise des Instituts für Denkmalpflege (IfD) wurden in einer der Verordnung beigefügten Anordnung geregelt.<sup>19</sup> Das IfD wurde fortan rein beratend tätig. Die Entscheidungsträger im Denkmalschutz waren die Räte für Kultur bei den örtlichen Organen, insbesondere bei den Räten der Kreise.

Die Denkmalpfleger sahen ihre Forderungen nach einem Gesetz jedoch nicht erfüllt.

Zwischen November 1963 und März 1964 berief der Zentrale Fachausschuss Natur- und Heimatfreunde des Kulturbundes mindestens vier Konferenzen ein, um die erst kürzlich erlassene Verordnung auch inhaltlich zu überarbeiten. So wurde beispielsweise die Klassifizierung der Denkmale diskutiert und ein Rat für Denkmalpflege gefordert. Im Abschlusspapier zu der Konferenz von November 1964, den sogenannten Bad Saarower Empfehlungen, hieß es, die geltende, erst drei Jahre zuvor erlassene Verordnung böte keine geeigneten Instrumentarien, den durch die »Richtlinien für das neue ökonomische System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft« veränderten Anforderungen an die Wirtschaftspolitik gerecht zu werden.<sup>20</sup> Doch erst der erneute Wechsel im Amt des Ministers für Kultur von Hans Bentzien zu Klaus Gysi nach dem berichtigten 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965<sup>21</sup> brachte im Laufe des Jahres 1966 neuen Schwung in die Bemühungen um eine grundlegende Reform. Auch die vom Ministerium für Finanzen monierten finanziellen Defizite in der Denkmalpflege trugen dazu bei, die Umstrukturierung nun zu forcieren.<sup>22</sup>

Gysi setzte eine personalstarke, interministerielle Arbeitsgruppe ein, die im Januar 1967 erstmalig zusammenkam.<sup>23</sup> Die Ergebnisse der Beratungen der interministeriellen Arbeitsgruppe wurden im August 1968 vorgelegt.<sup>24</sup> Darin wurde Bezug genommen auf den zwischenzeitlich erlassenen Artikel 18 der zu jenem Zeitpunkt kürzlich in Kraft getretenen Verfassung.<sup>25</sup>

In ihm war festgeschrieben, dass die sozialistische Gesellschaft »alle humanistischen Werte des nationalen Kulturerbes und der Weltkultur« pflege. Dieser Passus war für Denkmalpfleger immer wieder Argumentationsgrundlage, um Mittel oder Leistungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege einzufordern. Der angerufene Ministerrat sollte auf der Grundlage der Ergebnisse der Arbeitsgruppe schließlich 1970 über die Vorlage »Ordnung zur Durchführung der Denkmalpflege im entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus« entscheiden. Der Leiter des Büros des Ministerrates Rudolf Rost leitete die eingereichte Vorlage allerdings an den Minister für Kultur Klaus Gysi zurück. Der Minister könne die Angelegenheiten in eigener Zuständigkeit regeln. Darüber hinaus regte Rost allerdings an, »eine generelle Neuregelung der Denkmalpflege« in Betracht zu ziehen.<sup>26</sup>

Hans Nadler, der sowohl im Kulturbund aktiv war als auch als Denkmalpfleger in der Arbeitsstelle des Instituts für Denkmalpflege in Dresden arbeitete, entwickelte sich zur einflussreichen Figur, da er *in persona* haupt- und ehrenamtliche Denkmalpflege vereinte. Er wandte sich im April 1971 direkt an den Minister für Kultur und forderte – nach den aufgefundenen Quellen: erstmals seit 1959 – wieder den Erlass eines Gesetzes:

»Der Zentrale Fachausschuß Bau- und Denkmalpflege im Deutschen Kulturbund schlägt daher vor, als neue Grundlage

der Denkmalpflege in der Deutschen Demokratischen Republik ein Gesetz zu schaffen.«<sup>27</sup>

Ob Gysi dieses als »Entwurf« gekennzeichnete Schreiben je erhalten hat, ist nicht überliefert. Jedenfalls begannen im April 1971 im IfD die Arbeiten an einer neuen Rechtsgrundlage, allerdings in Form einer Verordnung. Im Laufe der nächsten Monate wurden mindestens acht verschiedene Entwürfe einer Verordnung erarbeitet.<sup>28</sup>

Ab Sommer 1972 wurden schließlich erste Entwürfe für ein Gesetz und nicht mehr ausschließlich Entwürfe für eine neue Verordnung erarbeitet.<sup>29</sup>

## Zum Verhältnis von Verordnung und Gesetz

Um zu verstehen, warum es so elementar für die Denkmalpfleger war, dass sich die Form ihrer Rechtsgrundlage von einer Verordnung hin zu einem Gesetz änderte, ist ein Blick auf das staatsorganisationsrechtliche Gefüge in der DDR notwendig. Dabei ist wesentlich, dass wir unser bundesrepublikanisches Verfassungs- und Rechtssetzungsverständnis zwar als Vergleichsgegenstand, aber nicht als Maßstab heranziehen.

Auch in der DDR gab es ein Rangverhältnis zwischen den Normarten: ganz oben standen die Regelungen der Verfassung, darunter die Gesetze und wiederum unter diesen die Verordnungen.<sup>30</sup> Sowohl Verordnung als auch Gesetz sind abstrakt-generelle Regelungen. Wird ein Organ der Exekutive abstrakt-generell regelnd tätig, zum Beispiel die Regierung, einzelne Ministerien oder Minister, wird der Rechtstext als Verordnung bezeichnet. Mit einer Verordnung kann flexibler reagiert werden, weil sie keinen komplexen Gesetzgebungsprozess durchlaufen muss. Wird hingegen das Legislativorgan tätig, wird der Rechtstext als Gesetz bezeichnet. Nach unserem bundesrepublikanischen Verständnis ist das Legislativorgan ein Parlament und das demokratisch am höchsten legitimierte Organ. Auch in der Verfassung der DDR hieß es, die Volkskammer, das Legislativorgan, sei das »oberste staatliche Machtorgan«.

Die Wahlen zur Volkskammer genügten den Ansprüchen an Rechtsstaatlichkeit allerdings nicht.<sup>31</sup> Die demokratische Legitimation der Abgeordneten und des Gremiums Volkskammer sind daher stark umstritten.<sup>32</sup> Doch auch wenn die Abgeordneten der Volkskammer nicht in freien, demokratischen Ansprüchen genügenden Wahlen gewählt wurden, so sind die von der Volkskammer erlassenen Gesetze trotzdem bedeutsam. Diese Ebenen sollten differenziert betrachtet werden. Im staatsorganisationsrechtlichen Inertialsystem der DDR gab es sehr wohl einen Unterschied zwischen den Rechtsformen, auch wenn im zeitgenössischen bundesrepublikanischen Schrifttum immer wieder Kritik an den Rechtssetzungstätigkeiten in der DDR geübt wurde. So schrieb Zieger, »lediglich der Bezeichnung, nicht aber dem Range nach haben sich die Verordnungen des Ministerrates von den Volkskammergesetzen unterschieden.«<sup>33</sup> Auch Brunner vermerkte noch 2003 im Handbuch des Staatsrechts, die jeweilige Rechtssetzungsebene sei »eine Zweckmäßigkeitsebene« gewesen.<sup>34</sup>

Bei solchen Urteilen gerät in den Hintergrund, dass Volkskammer und Bundestag sehr unterschiedlich funktionierten.<sup>35</sup>

Die Verfassung in ihrer Form von 1974<sup>36</sup>, die dem Gesetzgebungsprozess des DPG 1975 zugrunde lag, regelte in Artikel 48 Abs. 1, dass die Volkskammer das »oberste staatliche Machtorgan« war. Artikel 49 formulierte allgemeine Kompetenzen der Volkskammer, etwa dass sie die »Hauptregeln für das Zusammenwirken der Bürger, Gemeinschaften und Staatsorgane« festlege. Daraus konnte allerdings kein konkreter Gesetzgebungsauftrag abgeleitet werden. Allein die Artikel 51 bis 53 enthielten konkrete Kompetenzen, bei denen ausschließlich die Volkskammer tätig werden konnte.<sup>37</sup>

In allen anderen Fällen traf die Verfassung keine Entscheidung darüber, welches rechtssetzungsbefugte Organ auf welche rechtliche Regelungsnotwendigkeit durch Rechtsetzung zu reagieren hatte. In einer juristischen Schrift aus dem Jahr 1989 wurde erläutert, dass sich aus der verfassungsrechtlichen Normierung »zunächst nur« die Aufgabe für das jeweilige Staatsorgan ergebe, »Regelungsnotwendigkeiten« zu erkennen.<sup>38</sup> Erst im zweiten Schritt müsse das betreffende Staatsorgan entscheiden, ob es dem Ministerrat vorschlage, ein Gesetz vorzubereiten oder ob es selbst eine Verordnung erlasse. Das betreffende Staatsorgan habe auch die Möglichkeit, in eigener Zuständigkeit eine Durchführungsbestimmung oder Anordnung zu erlassen.<sup>39</sup>

Richtig ist also, dass die Volkskammer keine Möglichkeit hatte, selbstständig zu agieren. Sie wurde von anderen Staatsorganen beauftragt, tätig zu werden. Das Recht, Gesetzesinitiativen einzubringen, hatten neben den Abgeordneten der Volkskammer und ihrer Ausschüsse daher auch der Staatsrat, der Ministerrat sowie der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund.<sup>40</sup> In der Praxis ging die Gesetzesinitiative meist vom Ministerrat aus.<sup>41</sup> Gemeinsam mit der Volkskammer bildete er die »einheitliche sozialistische Staatsmacht.«<sup>42</sup> Die Volkskammer war also darauf angewiesen, dass der Ministerrat ihr solche Materien zuwies, die wiederum den in Art. 48 und Art. 49 festgesetzten »Grundfragen der Staatspolitik« und »Hauptregeln für das Zusammenwirken« entsprachen. Dies war auch beim Denkmalspflegegesetz der Fall.

Dementsprechend selten kam es zur Verabschiedung eines Gesetzes durch die Volkskammer:

Während der gesamten Zeit ihres Bestehens, also in vierzig Jahren, wurden in der DDR 502 Gesetze von der Volkskammer verabschiedet.<sup>43</sup> Das entspricht durchschnittlich jährlich ca. 12 Gesetzen. In der Bundesrepublik wurden allein in der 7. Wahlperiode (1972 und 1976) 516 Gesetze erlassen.<sup>44</sup> Das entspricht hochgerechnet jährlich ca. 125 Gesetzen in der Bundesrepublik.

1975 wurden in der DDR neben dem Denkmalspflegegesetz sogar nur sieben weitere Gesetze verabschiedet. Zusätzlich wurde viel untergesetzliches Recht erlassen: Die acht von der Volkskammer erlassenen Gesetze wurden von ca. 27 Verordnungen des Ministerrates sowie von 234 Anordnungen und Durchführungsbestimmungen von Ministern oder Leitern anderer zentraler Staatsorgane ergänzt.<sup>45</sup> In der DDR waren im Verhältnis 1975 also nur knapp 3 % der Rechtsakte Gesetze. In der Bundesrepublik wurden im selben Jahr allein auf Bundesebene 104 Gesetze und 387 Verordnungen erlassen.<sup>46</sup> Der Anteil der Gesetze an allen erlassenen Rechtsakten entsprach damit 21 %. In absoluten Zahlen kamen in der DDR auf ein Gesetz 32 Verordnungen, in der Bundesrepublik auf ein Gesetz 3,7 Verordnungen.

Diese Verlagerung der Rechtsetzung auf die Ministerial- bzw. Regierungsebene zeige, so die zeitgenössische Kritik bundesrepublikanischer Juristen, dass der »eigentliche Machtträger«<sup>47</sup> in der DDR nicht die vom Volk gewählte Volkskammer sei, sondern der Ministerrat, also die Regierung der DDR. Die Volkskammer erlasse so wenige Gesetze, dass sie »gar nicht in der Lage« sei, von ihren Befugnissen Gebrauch zu machen.<sup>48</sup> Dieser Kritik wurde in der DDR so begegnet:

»Die Funktion der Volkskammer ist im Gegensatz zu den Parlamenten kapitalistischer Staaten nicht an der Turbulenz ihrer Debatten, an der Häufigkeit ihrer Tagungen oder an der Anzahl der von ihr verabschiedeten Gesetze zu messen, sondern vielmehr an ihrem erfolgreichen gesellschaftlichen Wirken an der Spitze des sozialistischen Staates.«<sup>49</sup>

Verfassung und die tatsächliche Rechtspraxis entsprachen einander scheinbar nicht, die in der Bundesrepublik geübte Kritik scheint zunächst berechtigt. Es schließt sich aber die Frage an, ob die Handlungen dieses demokratisch nicht ausreichend legitimierten Organs, das zudem nur selten aktiv wird, dennoch Bedeutsamkeit entfalten konnte.

Diese Frage lässt sich bejahen: Die Bedeutsamkeit einer Materie ergab sich in der Praxis nicht daraus, dass die Volkskammer als das höchste demokratisch legitimierte Staatsorgan tätig wurde (weil sie tatsächlich eine geringe demokratische Legitimation hatte), sondern daraus, dass der (tatsächlich mächtige) Ministerrat eine Materie als so bedeutend empfand, dass er sie zur Rechtssetzung an die Volkskammer verwies und gleichsam seine Machtfülle an die Volkskammer delegierte.

Schon die Wahl der Rechtsform Gesetz und damit das Tätigwerden der Volkskammer im Allgemeinen, zeugte von der Bedeutsamkeit der zu regelnden Materie. Das wurde auch in der DDR so kommuniziert:

»Ein wesentlicher und entscheidender Faktor für die Entwicklung des sozialistischen Rechts ist die Rechtsetzung, namentlich die Gesetzgebung. Als Funktion und Tätigkeit des sozialistischen Staates ist sie zugleich eine bedeutende Form der Machtausübung.«<sup>50</sup>

So spiegeln auch die Regelungsinhalte der weiteren 1975 erlassenen Gesetze die grundsätzliche Bedeutung der von der Volkskammer geregelten Materien:

Es waren die Neufassung des Zivilrechtes mit Einführungsgesetz und der Zivilprozessordnung, das Eingabengesetz sowie das Rechtsanwendungsgesetz. Auch die formellen Gesetze zum Staatshaushalt und Volkswirtschaftsplan wurden 1975 in Form eines Volkskammergesetzes erlassen.<sup>51</sup>

Dass eines dieser wenigen Gesetze des Jahres 1975 nun auch die Denkmalpflege regelte, zeugt von der grundsätzlichen Bedeutung, die dem Denkmalschutz in den 1970er Jahren vorrangig vom Ministerrat und schließlich auch von der Volkskammer beigemessen wurde. 1977 wurde das Denkmalpflegegesetz im Staatsrechtslehrbuch sogar als eines von 19 »wichtigen Gesetze[n] der Volkskammer« genannt, die zwischen 1960 und 1977 entstanden sind.<sup>52</sup> Dass der Vollzug auf Bezirks- und Kreisebene mangelhaft war, steht auf einem anderen Blatt und negiert nicht die Bedeutung, die sich durch den Erlass des Gesetzes äußert.

## Stabilisierungsfunktion des Rechts (auch) in der sozialistischen Gesellschaft

Bemerkenswert ist, dass der Ruf nach einem Gesetz über die Jahre nicht nachließ. Obwohl das Recht, namentlich die beiden Verordnungen von 1952 und 1961, in der Vergangenheit keinen wirksamen und schon gar nicht umfänglichen Schutz der Denkmale gewährleisten konnten,

wurde weiterhin das Recht als Lösung für die Probleme in der Denkmalpflege angesehen. Es wurde sogar nicht nur auf den bisherigen Regeln beharrt, vielmehr wurden stärkere Regeln gefordert. Dies hat mit der stabilisierenden oder auch ordnenden Funktion des Rechts zu tun:

»Das Recht schafft die Möglichkeit, dass die Menschen in der Gesellschaft zusammenleben können; es organisiert die Gesellschaft und ihre Gliederungen und sichert ihre Integration und Stabilität.«<sup>53</sup>

Der bundesrepublikanische Soziologe Niklas Luhmann erläuterte, dass Normen kontrafaktisch stabilisierte Verhaltenserwartungen seien. Luhmann unterschied kognitive und normative Erwartungen. Werde eine kognitive Erwartung enttäuscht, so werde sie im Folgenden an die veränderte, enttäuschte Situation angepasst. Werde hingegen eine normative Erwartung enttäuscht, halte der Erwartende weiterhin an ihr fest (kontrafaktisch) und passe seine Erwartungen im Folgenden nicht an. Die Erwartungen derjenigen, die an die Wirkmacht einer Norm glauben, werde zwar enttäuscht; dennoch geben sie die Hoffnung an die Wirkmacht dieser Norm nicht etwa auf, sondern bleiben bei ihrer Erwartung. Diese Funktion diene der »bloßen Sicherung eines Bestandes von Erwartungen, der bloßen Fortsetzung des Vergangenen und Gegenwärtigen in einer kontingenten Welt voller Überraschungen, voller Feinde, voller Gegeninteressen.«<sup>54</sup>

Neben aller Stabilität, die durch Recht erreicht werden könne, sei aber auch Flexibilität wichtig. Luhmann meinte, dass insbesondere »komplexe Gesellschaften [...] ein gewisses Maß an Instabilität [benötigen], um auf sich selbst und ihre Umwelt reagieren zu können.«<sup>55</sup> Hier wird die Wechselwirkung zwischen Recht und Gesellschaft deutlich. Die durch das Recht erlangte Stabilität ist nicht gleichbedeutend mit einer Inflexibilität oder gar Starrheit.

Zippelius meint dennoch, dass mit Stabilität auch ein gewisses Maß an Trägheit verbunden ist. Das Recht wirke als konstituierender und gestaltender Faktor auf die gesellschaftliche Wirklichkeit zurück. Dabei habe es einen »wesentlichen Anteil daran, das gesellschaftliche Handeln zu ordnen und zu integrieren, indem es miteinander vereinbare, verlässliche und dauerhafte Verhaltensmuster schafft. Die Verrechtlichung bringt insbesondere Orientierungssicherheit und Stabilität in das soziale Geschehen.«<sup>56</sup> Auch in zeitlicher Hinsicht schufen Rechtsnormen ein »gewisses Maß an Stabilität, d.h. an Kontinuität. [...] Die systemstabilisierende Kontinuität des Rechts führt [...] dazu, daß das Recht dem Wandel der Sozialmoral häufig nachhinkt.«<sup>57</sup>

Insbesondere aber in der DDR war Dynamik in Gesellschaft und Recht ein wichtiges Merkmal. Es gehörte »seit jeher zum historisch-materialistischen Rechtsverständnis, daß das Recht auf der Gesellschaft beruht und nicht umgekehrt, weshalb Gesellschaftsveränderungen früher oder später zu Rechtsveränderungen führen.«<sup>58</sup>

Auf Marx geht wiederum das Rechtsverständnis zurück, dass »das Recht [...] nie höher sein [kann] als die ökonomische Gestaltung und dadurch bedingte Kulturentwicklung der Gesellschaft.«<sup>59</sup> Zippelius bezweifelt, dass es zwischen Recht und den gesellschaftlichen Gegebenheiten eine echte Wechselwirkung geben könne, wenn doch immer das ökonomische Moment den Ausschlag gebe.<sup>60</sup> Für die Denkmalpflege ist diese Wechselwirkung aber durchaus zu beobachten. Das Recht hätte sich nicht verändert, hätten nicht gesellschaftliche Kräfte auf seine Veränderung hingewirkt.

Umgekehrt bot das Recht den Beteiligten in den turbulenten Jahren der 50er und 60er Jahren einen Anker. Gut 25 Jahre nach Gründung der DDR hatte sich das Rechts- und Verwaltungssystem größtenteils konsolidiert. Nach dem VIII. Parteitag 1971 wurde die »entwickelte sozialistische Gesellschaft« ausgerufen. Auch außenpolitisch erlangte die DDR-Führung große Erfolge, als sie als gleichberechtigter Staat bei der UNO aufgenommen wurde (1973) und an den Verhandlungen zur KSZE-Schlussakte teilnahm (1975). Der westdeutsche Jurist und Beobachter der Rechtslandschaft in der DDR, Siegfried Mampel<sup>61</sup>, meinte sogar, dass im Jahr 1975 die »Vollendung der sozialistischen Rechtsordnung« stattgefunden habe. Die Interessenlage sei ab da eine andere gewesen: nicht mehr Umwälzung der Verhältnisse habe ab 1975 im Zentrum gestanden, vielmehr sollte Errungenes ausgebaut und bewahrt werden. Das Recht wurde als ein wichtiges Mittel angesehen, eine neue »sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung« zu festigen.<sup>62</sup>

## Fazit: Stabilität durch ein Gesetz?

Das Denkmalpflegegesetz war Stabilitätsversprechen, Stabilitätsforderung und Stabilitätshoffnung in einem. Zu seinem Erlass haben

drei Faktoren entscheidend beigetragen: erstens der Langmut der Denkmalpfleger, zweitens, dass das Verwaltungssystem Mitte der 1970er Jahre konsolidiert war und drittens der Zeitgeist, denn die Sorge um das baukulturelle Erbe war ab den 1960er Jahren mindestens ein europäisches, wenn nicht globales Phänomen, das auf fachlicher Ebene Impulse brachte, die in neuen Regelungen verarbeitet werden mussten.

Am 20. Oktober 1989 schrieb Ludwig Deiters einen Brief an Egon Krenz. Er mahnte den dringenden Handlungsbedarf im Hinblick auf vernachlässigte historische Bausubstanz an. Diese Vernachlässigungen beruhten auf »Fehleinschätzungen«, »vorschnellen Urteilen über die Unmöglichkeit von Sicherungsmaßnahmen, mit Anträgen auf Streichung stadtbildprägender Bauten von den staatlichen Denkmallisten – zum Teil mit Abrissen unter Verletzung des Denkmalpflegegesetzes.«<sup>63</sup>

In diesem Aufruf Deiters' wird deutlich, dass sich 14 Jahre nach Erlass des Denkmalpflegegesetzes, die mit ihm verbundenen Hoffnungen nicht erfüllten. Das Gesetz wurde umgangen, seine Einhaltung nicht gewährleistet. Das Vertrauen ins Recht wurde erschüttert. Dabei ist aber »die Stärke, Breite und Tiefe dieses Vertrauens auf das Recht [...] einer der wichtigsten Pfeiler für die Stabilität der sozialen Ordnung.«<sup>64</sup>

Letztlich sind »[...] nur legitime Ordnungen [...] langfristig stabile Ordnungen.«<sup>65</sup> Diese langfristige Stabilität konnte das praktizierte Rechtssystem in der DDR nicht gewährleisten.

- 1 GBl. I DDR 1975, Nr. 26, S. 458. Zur Entstehung dieses Gesetzes, die sich über fast zwei Dekaden erstreckte sowie zu den Besonderheiten des Denkmalpflegegesetzes siehe: Trötschel-Daniels 2022 sowie zum Denkmalbegriff in der DDR mit zeitgleich entstandenen Gesetzen in der Bundesrepublik siehe: Trötschel-Daniels 2017.
- 2 Verordnung zur Erhaltung und Pflege der nationalen Kulturdenkmale (Denkmalschutz) vom 26. Juni 1952, GBl. DDR, Nr. 84, S. 514; Verordnung über die Pflege und den Schutz der Denkmale vom 28. September 1961, GBl. II DDR, Nr. 72, S. 475.
- 3 Das Denkmalpflegegesetz der DDR war ein reines Baudenkmalgesetz. Bodendenkmale waren von seinem Regelungsbereich nicht umfasst. Die Bodendenkmalpflege wurde geregelt durch die Verordnung zum Schutze und zur Erhaltung der ur- und frühgeschichtlichen Bodentalertümer vom 28. Mai 1954, GBl. DDR 1954, Nr. 54, S. 547; Giessmann 1964, S. 229–233; Gramsch 2000, S. 242–246.
- 4 Durch die Verabschiedung des Kulturgutschutzgesetzes von 1980 wurden allerdings § 12 sowie § 14 Abs. 1 DPG neu gefasst.
- 5 Durchführungsbestimmung zum Denkmalpflegegesetz der DDR vom 24. September 1976, GBl. I DDR, Nr. 41, S. 458; Zweite Durchführungsbestimmung zum Denkmalpflegegesetz der DDR – Denkmale mit Gebietscharakter und Einbeziehung der Umgebung in den Schutz von Denkmalen vom 14. Juli 1978, GBl. I DDR Nr. 25, S. 285; Dritte Durchführungsbestimmung – Kennzeichnung von Denkmalen vom 20. Februar 1980, GBl. I DDR, Nr. 10, S. 86.
- 6 Von Mitte 1991 bis Ende 1993 wurde das Denkmalpflegegesetz durch Neuregelungen der landesrechtlichen Denkmalschutzgesetze außer Kraft gesetzt; Brandenburg: 22.07.1991, GVBl. Nr. 20, S. 311; Sachsen-Anhalt: 21.10.1991, GVBl. Nr. 33, S. 368; Thüringen: 07.01.1992, GVBl. Nr. 1, 17; Sachsen: 03.03.1993, GVBl. Nr. 14, S. 229; Mecklenburg-Vorpommern: 30.11.1993, GVBl. Nr. 23, S. 975.
- 7 Zur internationalen Dimension der Denkmalpflege in der DDR siehe: Trötschel-Daniels 2019, S. 99–112; Zum EDSJ und den sozialistischen Ländern: Fürniß 2018, S. 70–90; Brandt 2015, S. 358–366.
- 8 Brandt 2003, 20 sowie dort »Dokument 3« im Anhang.
- 9 Verordnung über die Aufgaben der Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten, GBl. DDR 1951, Nr. 85, S. 683, § 2 Abs. 4.
- 10 BArch, DH 2/21205, Gerhard Strauss' Stellungnahme zum Verordnungsentwurf der Staatlichen Kunstkommission, Blatt 251, 25.06.1952.
- 11 Gesetz über die weitere Demokratisierung des Aufbaus und der Arbeitsweise der staatlichen Organe in den Ländern der Deutschen Demokratischen Republik, GBl. DDR 1952, Nr. 99, S. 613.
- 12 Brandt 2003, S. 28–32; Wüllner 2015, S. 33 mit Karte zur territorialen Struktur, sowie S. 79–94. Die Zentrale wurde allerdings schon im Juni 1957 wieder aufgelöst, vgl. u.a. Campbell 2005, S. 77.
- 13 Davydov 2017, Rn. 75. Beide Systeme werden heute noch, teils auch in Mischformen, praktiziert.
- 14 BArch, DR 1/8031, Blatt 133, Münzer an Heese, 16.02.1957.
- 15 BArch, DR 1/8031, Blatt 198, Heese an Schoder, 23.07.1956.
- 16 BArch, DR 1/8031, Blatt 131 f., Benjamin an Abusch, 19.02.1957.
- 17 BArch, DR 1/8039, Blatt 148.
- 18 Verordnung über die Pflege und den Schutz der Denkmale vom 28. September 1961, GBl. II DDR, Nr. 72, S. 475.
- 19 Anordnung über das Statut des Instituts für Denkmalpflege, GBl. II DDR 1961, Nr. 72, S. 477.
- 20 BArch, DY 27/7338, Bad Saarower Empfehlungen, 27.–30.11.1964.
- 21 Das 11. Plenum des ZK der SED 1965 ging als sog. Kahlschlagplenum in die Geschichte ein, da es einen kulturpolitischen Kahlschlag mit sich brachte, vgl. Agde 2000, passim. Künstler und Literaten wurden angepöbeln, ihre Werke verboten, aber auch kulturpolitische Funktionäre verloren ihre Posten. Ob Bentzien durch Gysi ersetzt wurde, weil er sich zuvor gegen den Abriss der Universitätskirche in Leipzig gewandt, oder weil die bundesrepublikanische Vereinigung »Freiheitlicher Juristen« seine NSDAP-Vergangenheit aufgedeckt hatte, ist nicht geklärt. Meenzen 2010, S. 59, meint, eine »Gemengelage aus verschiedenen Gründen« habe zu seiner Absetzung geführt.
- 22 BArch, DY 30/18562, Bartke an Brasch, 04.07.1967; Wüllner 2015, S. 47.
- 23 Teilnehmer waren zwei Vertreter des Ministeriums für Bauwesen, Sektor Baureparatur (Wolf) sowie Abt. Städtebau (Schlopnie), je ein Vertreter des Deutschen Kulturbundes, Sektion Natur- und Heimatfreunde (Richter), des Staatssekretariats für Kirchenfragen (Pötte), Staatliche Plankommission, Abt. Volksbildung, Kultur und Gesundheitswesen (Braunschweig), Rat des Bezirkes Magdeburg (Rüssel), ein Dozent der TU Dresden, Dozentur Baukonstruktionslehre (Klemm), die Hauptreferentin im MfK, Abt. Bildende Kunst (Sonja Wüsten) und Ludwig Deiters, Brd. LDA Wünsdorf, L 4/1, Kurzprotokoll zur 1. Beratung der Arbeitsgruppe Denkmalpflege, 17.02.1967. Aus diesem Teilnehmerkreis wurden sechs Untergruppen gebildet, in denen je ein weiterer Mitarbeiter des IfD vertreten war.
- 24 BArch, DY 27/8262, Neuordnung des Schutzes und der Pflege der Denkmale der Geschichte und Kultur in der Deutschen Demokratischen Republik, 01.08.1968.
- 25 GBl. DDR I 1968, Nr. 8, S. 199.
- 26 BArch, DC 20/11441, Bl. 1–4, Rost an Gysi, 30.09.1970.
- 27 BArch, DY 27/8931, Nadler an Gysi, 20.04.1971.
- 28 Verordnungsentwürfe: 1. Entwurf 02.04.1971, Brd. LDA Wünsdorf, L 9/12; 2. Entwurf 07.05.1971, BArch, DN 1/15931; 3. Entwurf 28.07.1971, Brd. LDA Wünsdorf, L 9/12; 4. und 5. *Entwürfe nicht aufgefunden*; 6. Entwurf 15.09.1971, BArch, DN 1/15931; 7. *Entwurf nicht aufgefunden*; 8. Entwurf undatiert, BArch, DY 27/4306, Blatt 136–148.
- 29 Gesetzesentwürfe: 3. Entwurf, undatiert, vermutlich Spätsommer 1972, BArch, DN 1/15931; (4.?) Entwurf, undatiert, vermutlich Herbst 1972, Brd. LDA Wünsdorf, L 9/7; Entwurf, Fassung mit Korrekturen nach der Dienstbesprechung beim Minister für Kultur am 20.11.1973, Brd. LDA Wünsdorf, L 9/18 sowie Entwurf, Korrektur nach Forderung des MdJ vom 25.10.1974, Brd. LDA Wünsdorf, L 9/18.

- 30 »Die Kompetenz des Ministerrates gründet sich auf die Verfassung sowie die Gesetze und Beschlüsse der Volkskammer. Sie leitet sich somit aus den gesetzlichen Akten ab, die mit der höchsten Rechtskraft versehen sind. Hieraus ergibt sich, daß die vom Ministerrat erlassenen Verordnungen und Beschlüsse (ebenso wie die Beschlüsse des Staatsrates) im System der Rechtsquellen den dem Gesetz unmittelbar nachfolgenden Rang einnehmen.«, Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR (Hg.) 1977, S. 354 f.
- 31 Weber/Florath 2019, S. 7–35; Roth 1990, S. 369–393.
- 32 Schirmer 2003, 354; Lapp 1990, S. 118.
- 33 Zieger 1960, S. 99.
- 34 Brunner 2003, § 11 Rn. 30.
- 35 So konstatierte Jesse 1989 in seinem Beitrag im Handbuch Parlamentsrechts und Parlamentspraxis gleich zu Beginn, dass nicht der Fehler begangen werden dürfe, die Volkskammer mit dem Bundestag gleichsetzen zu wollen; da die Systeme »so fundamental verschieden« seien, sei es »unerlässlich«, dieses Missverständnis auszuräumen, Jesse 1989, § 68 Rn. 1.
- 36 GBl. DDR I 1974, Nr. 47, S. 432. Die im Folgenden genannten Verfassungsvorschriften beziehen sich auf die Verfassung in ihrer Fassung von 1974.
- 37 Die Volkskammer bestätigte hiernach die Staatsverträge der DDR sowie andere völkerrechtliche Verträge, sie entschied über deren Kündigung. Die Volkskammer beschloss den Verteidigungszustand und die Durchführung von Volksabstimmungen.
- 38 Mollnau/Sander 1989, S. 33.
- 39 Ebd.
- 40 Vgl. Art. 65 Abs. 1: Art. 65 (1) Verf.-74 sowie § 8 der Geschäftsordnung der Volkskammer (GBl. I 1974, Nr. 50, S. 469): § 8 (1) »Das Recht zur Einbringung von Gesetzesvorlagen gemäß Artikel 65 Absatz 1 der Verfassung haben die Abgeordneten und Fraktionen der Volkskammer, die Ausschüsse der Volkskammer, der Staatsrat, der Ministerrat und der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund. (2) Anträge können von den Abgeordneten und den Fraktionen der Volkskammer, vom Präsidium und den Ausschüssen der Volkskammer, vom Staatsrat und vom Ministerrat eingebracht werden. (3) Die Fraktionen können gemeinsame Gesetzesvorlagen und Anträge einbringen.«
- 41 Jesse 1989, § 68 Rn. 55.
- 42 Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR 1977, S. 355.
- 43 Patzelt/Schirmer, 404, Tabelle 28: Anzahl der von der Volkskammer verabschiedeten Gesetze.
- 44 Deutscher Bundestag, Kapitel 23, Statistische Gesamtübersicht der 1. bis 11. Wahlperiode
- 45 Schröder 2016, S. 71, Anm. 58.
- 46 Ebd.
- 47 Zieger 1969, S. 196.
- 48 Brunner 2003, Rn. 46.
- 49 Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR (Hg.) 1977, S. 319.
- 50 Mollnau/Sander 1989, S. 9.
- 51 Die acht aufgefundenen Gesetze waren neben dem Denkmalpflegegesetz, welches aus dem Jahr 1975 war (GBl. I, S. 458), das »Gesetz über die Bearbeitung der Eingaben der Bürger (Eingabengesetz)« (GBl. I, 461), das Zivilgesetzbuch der DDR (GBl. I, 465), das Einführungsgesetz zum Zivilgesetzbuch der DDR (GBl. I, S. 517), das Gesetz über das gerichtliche Verfahren in Zivil-, Familien- und Arbeitsrechtsachen (Zivilprozeßordnung) (GBl. I, S. 533), das Gesetz über den Volkswirtschaftsplan 1976 (GBl. I, S. 737), das Gesetz über den Staatshaushaltsplan 1976 (GBl. I, S. 746) sowie das Gesetz über die Anwendung des Rechts auf internationale zivil-, familien- und arbeitsrechtliche Beziehungen sowie auf internationale Wirtschaftsverträge (Rechtsanwendungsgesetz) (GBl. I, S. 748).
- 52 Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR (Hg.) 1977, S. 326.
- 53 Raiser 2009, S. 185.
- 54 Luhmann 1999, S. 73.
- 55 Ebd., S. 94.
- 56 Zippelius 2011, § 10 II.
- 57 Ebd.
- 58 Mollnau/Sander 1989, S. 16.
- 59 Marx 1973, S. 21.
- 60 Zippelius 2011, § 10 I und § 10 II.
- 61 Mampel hat auch den einzigen Kommentar zur DDR-Verfassung veröffentlicht, Mampel 1982.
- 62 Mampel 1985, S. 376.
- 63 BArch, DY 27/8353, Deiters an Krenz, 20.10.1989.
- 64 Raiser 2009, S. 345.
- 65 Mahlmann 2019, 35, Rn. 15.

#### LITERATURVERZEICHNIS

Agde 2000

Agde, G.: Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, Berlin 2000.

Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR 1977

Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften der DDR (Hg.), Autorenkollektiv/Egler, G./Assmann, W. et al., Staatsrecht der DDR, Lehrbuch, Berlin 1977.

Brandt 2015

Brandt, S.: »Die Frage einer Beteiligung am »Europäischen Jahr des Kulturerbes« kann nur von den Regierungen der sozialistischen Länder entschieden werden« – Positionen und Realisiertes in der DDR, in: Falser, M./Lipp, W. (Hg.): Eine Zukunft für unsere Vergangenheit: zum 40. Jubiläum des Europäischen Denkmalschutzjahres (1975–2015), Berlin 2015, S. 358–366.

Brandt 2003

Brandt, S.: Geschichte der Denkmalpflege in der SBZ/DDR. Dargestellt an Beispielen aus dem sächsischen Raum 1945–1961, Berlin 2003.

Brunner 2003

Brunner, G.: § 11 Das Staatsrecht der Deutschen Demokratischen Republik, in: Isensee, J./Kirchhof, P. (Hg.): Handbuch des Staatsrechts der Bundesrepublik Deutschland, Band I, Historische Grundlagen, 3. Auflage, Heidelberg 2003.

Campbell 2005

Campbell, B. W.: Resurrected from the Ruins, Turning to the Past: Historic Preservation in the SBZ/GDR 1945–1990, Diss. Rochester 2005.

- Davydov 2017  
Davydov, D.: Eintragung, in: Martin, D./Krautzberger, M. (Hg.): Denkmalschutz und Denkmalpflege, 4. Auflage, München 2017, Rn. 75–85.
- Deutscher Bundestag (Hg.)  
Datenhandbuch Bundestag Onlineausgabe 1990–2013: verfügbar unter: <https://www.bundestag.de/datenhandbuch> [12.1.2022].
- Fürniß 2018  
Fürniß, M.: Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 im Kontext der Postmoderne – Debatten, in: Denkmalpflege und Architektur, Dresden 2018.
- Giessmann 1964  
Giessmann, E. J.: 10 Jahre »Verordnung zum Schutze und zur Erhaltung der ur- und frühgeschichtlichen Bodentalertümer,« in: Ausgrabungen und Funde (9/5) 1964, S. 229–233.
- Gramsch 2000  
Gramsch, B.: Die Bodendenkmalpflege in der Deutschen Demokratischen Republik, in: Archäologisches Nachrichtenblatt (5/2) 2000, S. 242–246.
- Jesse 1989  
Jesse, E.: § 68 Die Volkskammer der DDR: Befugnisse und Verfahren nach Verfassung und politischer Praxis, in: Zeh, W./ Schneider, H.-P. (Hg.): Parlamentsrecht und Parlamentspraxis in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch, Berlin 1989, S. 1821–1844.
- Lapp 1990  
Lapp, P. J.: Anspruch und Alltag der Volkskammer vor dem Umbruch 1989/90, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen (21) 1990, S. 115–125.
- Luhmann 1999  
Luhmann, N.: Ausdifferenzierung des Rechts, Frankfurt 1999.
- Mahlmann 2019  
Mahlmann, M.: Konkrete Gerechtigkeit. Eine Einführung in Recht und Rechtswissenschaft der Gegenwart, 4. Auflage, Baden-Baden 2019.
- Mampel 1982  
Mampel, S.: Die sozialistische Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik. Kommentar, 2. Auflage, Frankfurt/Main 1982.
- Mampel 1985  
Mampel, S.: Normierung und Normsetzung in der DDR, ein Symptom des politischen Systems der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR, in: Brunner, G. et al. (Hg.): Sowjetsystem und Ostrecht, Festschrift für Boris Meissner, Berlin 1985, S. 375–388.
- Marx/Engels 1973  
Marx, K./Engels, F.: Werke (MEW), Bd. 19, 4. Auflage, Berlin 1973, Kritik des Gothaer Programms, S. 13–32.
- Meenzen 2010  
Meenzen, S.: »Gutes Klassenbewusstsein, Parteiverbundenheit und Prinzipienfestigkeit«: SED-Sekretäre mit NSDAP-Vergangenheit in Thüringen, in: Historical Social Research (35) 2010, S. 47–78.
- Mollnau/Sander 1989  
Mollnau, K./Sander, P.: Rechtsetzung in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, Berlin 1989.
- Patzelt/Schirmer 2002  
Patzelt, W. J./Schirmer, R. (Hg.): Die Volkskammer der DDR. Sozialistischer Parlamentarismus in Theorie und Praxis, Wiesbaden 2002.
- Raiser 2009  
Raiser, T.: Grundlagen der Rechtssoziologie, 5. Auflage, Tübingen 2009.
- Roth 1990  
Roth, D.: Die Wahlen zur Volkskammer in der DDR: der Versuch einer Erklärung, in: Politische Vierteljahresschrift (PVS) (31) 1990, S. 369–393.
- Schirmer 2003  
Schirmer, R.: Was konnte die sozialistische Volkskammer der DDR tatsächlich bewirken?, in: Patzelt, W. J./Schirmer, R. (Hg.): Die Volkskammer der DDR. Sozialistischer Parlamentarismus in Theorie und Praxis, Wiesbaden 2003, S. 348–432.
- Schröder 2016  
Schröder, J.: Rechtswissenschaft in Diktaturen, München 2016.
- Trötschel-Daniels 2022  
Trötschel-Daniels, B.: Ringen um Recht. Das Denkmalpflegegesetz der DDR von 1975, Berlin 2022.
- Trötschel-Daniels 2019  
Trötschel-Daniels, B.: Europäische Institutionen-öffentlichkeit. Der Weg zur Mitgliedschaft der DDR bei Icomos, 1964–1969, in: Revue d'Allemagne, Multidisziplinäre Zeitschrift zur Erforschung deutscher Gesellschaften seit dem 18. Jahrhundert in unseren Tagen, Revue d'Allemagne (51/1) 2019, S. 99–112.
- Trötschel-Daniels 2017  
Trötschel-Daniels, B.: Kann denn Beton Denkmal sein? – Zum Denkmalbegriff in der DDR, in: Mager, T./ Trötschel-Daniels, B. (Hg.): BetonSalon – Neue Positionen zur Architektur der späten Moderne, Berlin 2017, S. 127–138.
- Weber/Florath 2019  
Weber, G./Florath, B.: Vorbemerkung, in: Weber, G. (Hg.): »Nun falten Sie den Zettel ...« – Wahlen in der DDR in der Überlieferung der Staatssicherheit (1949–1961), Berlin 2019.
- Wüllner 2015  
Wüllner, K.: Hinter der Fassade: das institutionelle System der Denkmalpflege in der DDR, Cottbus 2015.
- Zieger 1969  
Zieger, G.: Die Organisation der Staatsgewalt in der Verfassung der DDR von 1968, in: Archiv des öffentlichen Rechts (AÖR) (94) 1969, S. 185–223.
- Zieger 1960  
Zieger, G.: Die Regierung der SBZ als Organ der Gesetzgebung, Teil II, in: Recht in Ost und West, 1960, S. 98–102.
- Zippelius 2011  
Zippelius, R.: Rechtsphilosophie. Ein Studienbuch, 6. Auflage, München 2011.

# Denkmal und Erbe

Eine konstruktivistische  
Betrachtung beider Konzepte  
zur Etablierung eines  
integrativen Modells

Benjamin Häger

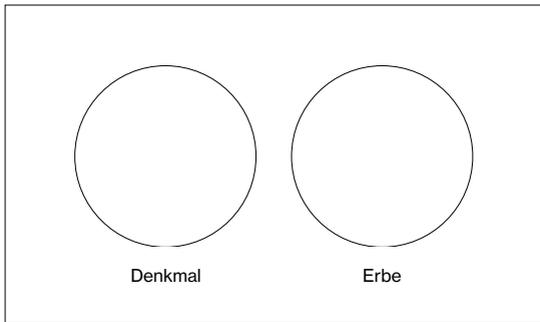
Es besteht ein »Unbehagen an der gegenwärtigen Lage der deutschsprachigen Denkmalpflege und Denkmaltheorie«,<sup>1</sup> in der einige Veränderungen der letzten Zeit – wie die Erosion einstiger Allgemeinverbindlichkeiten, die Heterogenisierung der Gesellschaft und die Transdisziplinarisierung der Wissenschaft – offenbar nicht weitreichend genug reflektiert werden. Nicht zuletzt unter Berufung auf das *Denkmal-Konzept* hat die Amtsdenkmalpflege es unterlassen, sich wirklich auf diese gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Debatten und Herausforderungen einzulassen und die konzeptionelle Rahmung der eigenen *Zunft* kritisch zu hinterfragen. Indessen hat sich in Theorie und Praxis eine erstaunliche *Konjunktur des Kulturerbes* vollzogen und zu einer Art Konkurrenz der Konzepte geführt. Begleitet wird diese Entwicklung von einer Unschärfe der Begriffe und einer Infragestellung der *Modelle*. Zentrale Termini und Theoreme – darunter eben auch das an sich gründlich theoretisierte und stark formalisierte Denkmal-Konzept – haben sich als streitbar und brüchig erwiesen und teilweise zu einer Vermischung der theoretischen Zugänge geführt.<sup>2</sup> In der heutigen deutschsprachigen Debatte wird der Erbe- oder auch Heritage-Begriff uneinheitlich verwendet – mal synonym, meist aber letztlich kontrastierend zum Denkmal-Begriff. Damit einher geht augenscheinlich nicht nur eine Vermischung der Vorstellungen darüber, welche Kulturgüter besonders schützenswert sind, sondern auch die Frage, wie darüber zu befinden sei und wer die *Deutungshoheit* hält.

Für viele Vertreter:innen der Denkmalpflege steht der Kulturerbe-Begriff aufgrund seiner inhaltlichen Ausdehnung und häufigen Verwendung im Verdacht, völlig beliebig und damit unpraktikabel zu sein. Dabei wird in der Regel ausgeklammert, dass Vergleichbares auch für das Denkmal-Konzept gesagt werden kann: Der Denkmalbegriff ist selbst ein unbestimmter Rechtsbegriff und per Definition derart weit gefasst, dass darunter nahezu jeder aus der Vergangenheit überlieferte Gegenstand, der irgendwie über die Geschichte des Menschen Zeugnis ablegt, verstanden werden kann. Das heißt, nicht die Definition beziehungsweise das Gesetz allein bestimmt, was ein Denkmal ist und was nicht, sondern ganz wesentlich entscheiden dies diejenigen Menschen, die in der alltäglichen Betrachtung, Bewertung und Ausführung den unbestimmten Rechtsbegriff bestimmen und den ihnen gegebenen Handlungsspielraum ausfüllen. Eine Adaption von Erbe-Theorie und -Praxis auf den verhältnismäßig stark regulierten Bereich der staatlichen Denkmalpflege wird jedenfalls kaum in Erwägung gezogen oder sogar entschieden abgelehnt. Deutlich wird dies zum Beispiel anhand von kritischen Äußerungen von Denkmalpfleger:innen zum Umgang mit Weltkulturerbe-Stätten<sup>3</sup> oder angesichts der eher verhaltenen Reaktionen auf zivilgesellschaftliche Initiativen zur Umdeutung und Kommentierung von Denkmalen. Offenbar wird befürchtet, dass eine steigende Bedeutung des Erbe-Konzepts die ausgewiesenen Denkmalbestände und sogar das Denkmal-Konzept als solches gefährde und womöglich auch die Autorität der Amtsdenkmalpflege untergraben könnte.

Umgekehrt wird in öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten immer häufiger eine Beherrschung des Kulturerbes durch Institutionen wie die Denkmalpflege kritisiert und eine asymmetrische Erinnerungskultur angeprangert. Demnach werden bestimmte Erbe-Gruppen nicht repräsentiert oder sogar diskriminiert.<sup>4</sup> Sie fordern einen kritischen Umgang mit den vergangenheitsbezogenen *Sinnkonstruktionen* und eine Überwindung bestehender Kulturerbe-Regime. Darüber hinaus wird ohnehin seit langer Zeit eine Krise der Denkmalpflege konstatiert, die unter anderem darauf zurückzuführen sein könnte, dass das praktizierte wissenschaftlich-archivalische Konzept der Amtsdenkmalpflege von der Bevölkerung nicht immer verstanden oder als ausreichend bewertet wird, es zudem an öffentlicher Teilhabe fehlt und gesellschaftliche Interessen schließlich nicht ausreichend repräsentiert werden.<sup>5</sup>

Damit sei das Konfliktfeld dieses Aufsatzes kurz umrissen und die Frage abgeleitet, wie die Konzepte *Denkmal*, vor allem aber *Erbe* für die Denkmalpflegepraxis gedacht und fruchtbar gemacht werden können. Ich werde auf den folgenden Seiten ausgewählte Beiträge – überwiegend von Denkmalpflege-theoretiker:innen – über die Begriffe Denkmal und Erbe und ihr jeweiliges Verhältnis zur *Konstruktion* beziehungsweise *Konstruiertheit* vorstellen, und anschließend ein integratives Modell der beiden Konzepte aus konstruktivistischer Perspektive entwickeln. Damit möchte ich zum einen dem Ziel des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe« nachkommen, einen realienkundlichen mit einem kritischen, gesellschaftsbezogenen Ansatz zu verbinden, und zum anderen einen Impuls für die Reflexion und Ausrichtung der Denkmalpflegepraxis in der Zukunft geben.

Wie eben bereits veranschaulicht, werden die Begriffe Denkmal und Erbe – sofern sie bewusst gebraucht werden – innerhalb der Denkmalpflege in der Regel kontrastierend einander gegenübergestellt. So hat Leo Schmidt vor einiger Zeit die von David Lowenthal verfasste dichotome und fast antagonistische Konzeption von *History* und *Heritage* für die Denkmalpflege in den Dienst genommen.<sup>6</sup> Danach orientiere sich die Denkmalpflege am dokumentbasierten Ansatz der Geschichtswissenschaft (*history*) und distanzieren sich von Aneignungs- und Konstruktionsprozessen, wie sie beim Erbe (*heritage*) üblich seien. Zwar räumt Schmidt ein, dass nicht nur Erinnerungen und Erbe sozial konstruiert seien, sondern auch »jede denkmalpflegerische Handlung [...] eine bestimmte Geschichtsschreibung« unterstütze und letztlich selektiv sei.<sup>7</sup> Dennoch sei der dokumentarische Wert des Denkmals das zentrale Motiv und die Hauptlegitimation der Denkmalpflege. Demgegenüber sieht Schmidt die Verwendung des Erbe-Konzepts, etwa bei Ausweisungen von UNESCO-Weltkulturerbe-Stätten, weitaus kritischer, da diese häufig nicht aus Schutzinteressen, »sondern aus Statusdenken [und identitätsstiftenden Erwägungen] sowie aus touristischen und ökonomischen Überlegungen heraus« betrieben würden.<sup>8</sup>

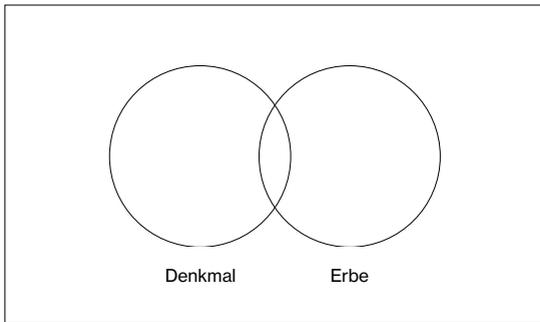


Gabi Dolff-Bonekämper betont ebenfalls die Unterschiedlichkeit der beiden konzeptuellen Zugänge und spricht eher von zwei Modellen. Denkmale und Kulturerbe seien nicht sinnlich, sondern bezeichnen etwas »deutlich Verschiedenes.«<sup>9</sup> Für das Denkmal hebt Dolff-Bonekämper vor allem dessen Bindung an die *Denkmaleigenschaften* heraus, die wiederum in Form von Denkmalwerten theoretisch fundiert und als Denkmalschutzgesetz formalisiert seien. Gleichwohl räumt sie unter Bezugnahme auf Alois Riegl ein, dass »der Wert und damit

logischerweise auch die im Gesetz definierte Denkmaleigenschaft am Ende nicht essentiell dem Denkmal eigen ist, sondern ihm gleichfalls gesellschaftlich zugeschrieben wird.«<sup>10</sup> Die Bestimmung der Denkmale obliege den staatlich legitimierte Fachbehörden, die zu diesem Zweck auf gesetzlich festgeschriebene Kategorien und Kriterien zurückgreifen und sich am »Interesse der Allgemeinheit als überwölbender, verfassungsrechtlicher Rahmen« orientieren sollen.<sup>11</sup> Die Denkmaleigenschaft sei überdies gerichtlich überprüfbar. Demgegenüber stellt Dolff-Bonekämper für das Erbe-Konzept die sozialen Beziehungen von Menschen zu kulturellen Dingen, Praktiken, Werten und ähnlichem heraus und unterstreicht damit die *soziale Konstruiertheit* von Erbe. Erbe sei kein Merkmal von Gegenständen, Bauwerken, Orten oder dergleichen, sondern das Ergebnis fortwährender sozialer Bedeutungszuweisungen gegenüber diesen Entitäten, zu deren Mitwirkung gemäß der Faro-Konvention jede:r berechtigt sei. Erbe kann demnach individuell erzeugt und partizipativ ausgehandelt werden. Während also das Denkmal objektiv festgestellt werde, werde Erbe subjektiv hergestellt. Obgleich dies an die Lowenthalsche Gegenüberstellung von Fakt versus Fiktion erinnert, verzichtet Dolff-Bonekämper auf eine wertende Hierarchisierung der Begriffe. Nicht zuletzt durch den Bezug

auf die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte sowie die Faro-Konvention platziert sie das Erbe-Konzept gleichberechtigt neben dem des Denkmals [ Abb. 1 ].

Hans-Rudolf Meier und Marion Steiner haben ebenfalls eine Gegenüberstellung der Begriffe Denkmal und Erbe unternommen und sowohl Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten herausgestellt. Für das Denkmal-Konzept betonen sie »die erinnerungsaktivierende Funktion eines Artefakts«, während der Fokus beim Erbe »auf der Last und der Chance [liegt], welche die Übernahme bzw. Aneignung von Dingen [...] aus der Vergangenheit der gegenwärtigen Gesellschaft bietet.«<sup>12</sup> Für das Erbe-Konzept werde von Anfang an, das heißt seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, die *Akteursbezogenheit* betont. Ein und dasselbe Objekt könne demnach von verschiedenen Personen unterschiedlich gedeutet beziehungsweise mit Bedeutung aufgeladen werden. Dabei handle es sich um affirmative, gegenwartsoptimierte Zugänge. Wie es auch die internationale Heritage-Forschung zeige, sei Erbe daher als »soziale Konstruktion« zu verstehen.<sup>13</sup> Das objektzentrierte und zeugnishaft gedachte Denkmal-Konzept hingegen funktioniere über die *wissenschaftliche Historisierung von Objekten* – wobei Meier und Steiner nicht nur einmal darauf anspielen, dass auch dieser auf Objektivität zielende Ansatz sowohl bei der Denkmalsetzung als auch bei der Denkmalrezeption von den jeweiligen *Subjekten* abhängt. Bei allen Unterschieden bezeichnen Meier und Steiner die Begriffe Denkmal und Erbe als »zunächst einfach zwei unterschiedliche Sichtweisen auf Objekte aus der Vergangenheit.«<sup>14</sup> [ Abb. 2 ]



Gerhard Vinken trägt eine weitere Beschreibung der beiden Konzepte bei, wobei auch er konstatiert, dass »[d]ie Grenzverläufe zwischen Baudenkmal und Kulturerbe erst noch genauer geprüft werden« müssten.<sup>15</sup>

Vinken geht zunächst ebenfalls von dem scheinbar etablierten dualen Verständnis der beiden Konzepte aus, die aktuell noch, und offenbar zu seinem Bedauern, eher koexistieren als interagieren. Indes lehnt er eine Definition ab, »die das Baudenkmal und damit die Denkmalpflege außerhalb des Bereichs des Kulturerbes und des boomenden Heritage-Begriffs verortet.«<sup>16</sup> Er bemängelt nämlich, dass heutige Denkmal-Debatten oft in alten Werten (Echtheit, Ästhetik) und Denkmalverständnissen (Dokument, Monument) gefangen und dadurch für die Gesellschaft unfruchtbar geworden seien.<sup>17</sup> Für virulente vergangenheitsbezogene Fragen der Gegenwart sei der alte Denkmal-Ansatz – im Gegensatz zum Erbe-Konzept – nur marginal anknüpfungsfähig. So werde beispielsweise die Frage nach Gerechtigkeit oder Macht in Denkmaldiskursen fast gänzlich ausgespart. Zudem habe der Erbe-Begriff den Vorteil, »dass er tief in grundlegende menschliche Kulturpraktiken rückgebunden ist, [...] die sich in allen Kulturen [...] finden.«<sup>18</sup> Insgesamt stellt Vinken einen »schleichenden Bedeutungsverlust der Denkmalpflege« fest, der unter anderem darin begründet sei, dass »die Bewertung von Denkmalen an die Fachbehörden delegiert« und »gesellschaftliche Aushandlungsprozesse von formalisierten und juristisch geregelten Verfahren dominiert werden.«<sup>19</sup>

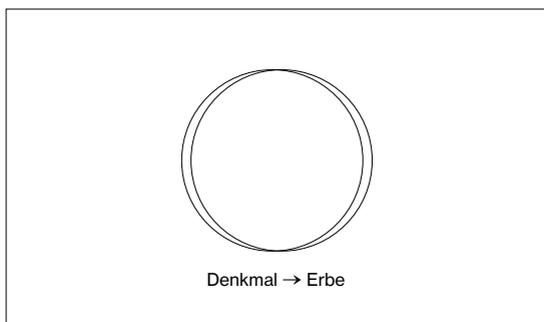
Er plädiert daher für eine »Wendung von einem *objekthaften Denkmalverständnis* hin zu einem *Rezeptions- und Aneignungsphänomen*«,<sup>20</sup> wodurch sich die Denkmalpflege gewinnbringend in das breitere und allgemeinere Feld des Erbes einordnen ließe [Abb. 3].

Gemäß Ingrid Scheurmann ist dieser tiefgreifende Prozess bereits im Gange und »eine Entwicklung vom Denkmal zum Kulturerbe« nicht nur begrifflich schon seit einiger Zeit zu beobachten. Geprägt sei dieser Wandel unter anderem von einer »latente[n] Akzentverschiebung vom materiellen hin zum immateriellen Erbe und von der Autorität der Institutionen hin zu partizipativen Strukturen.«<sup>21</sup> Die fortschreitende Partikularisierung der Gesellschaft und ihrer Wahrnehmungen habe auch die Sicht auf die Denkmalpflege und ihr Selbstverständnis verändert. Gegenwärtig werde Denkmalpflege tendenziell in das Feld der Heritage Studies integriert und gehe im Konzept des Kulturerbes auf. Dadurch sei die Disziplin gegenwärtig »einem erheblichen Veränderungsdruck ausgesetzt« und habe letztlich an Kontur und Übersichtlichkeit verloren und zudem an Deutungshoheit eingebüßt.<sup>22</sup> Während etwa spezifisches, denkmalpflegerisches Wissen entwertet werde, kommen mit der Verbreitung des Erbe-Konzepts im gleichen Zug neue Wissensbestände,

Perspektiven und Fragen auf, die auch die theoretischen Konzepte destabilisieren. An der »Schwelle zwischen wissenschaftsbasierten und erinnerungsbasierten Wissensmustern« erkläre sich nach Scheurmann der neue Eindruck, »dass alles irgendwie erhaltenswert und möglicherweise sogar denkmalwürdig sei.«<sup>23</sup>

Für Laurajane Smith ist das, was als Denkmal und was als Erbe bezeichnet wird, gleichermaßen eine *soziale Konstruktion*. Sie lehnt daher die in der Denkmalpflege immer noch übliche Aufspaltung der beiden Konzepte in

zwei unterschiedliche Modelle ab. Smith verfolgt stattdessen einen grundsätzlich anderen, sozialkonstruktivistischen Zugang, wonach Erbe – das Denkmal inbegriffen – kein Ort, Gebäude oder Artefakt mit inhärenten Werten sei, sondern ein Akt der Kommunikation und Sinnstiftung. Erbe konzeptualisiert sie mithin als »constitutive cultural process« und als grundsätzlich immateriell.<sup>24</sup> Die Idee des materiellen Denkmals als wahrhaftiges Geschichtszeugnis oder Kunstwerk von universellem Wert lehnt sie kategorisch ab. Dieses Konzept entstamme einem sogenannten »authorized heritage discourse«, der westliche Wertvorstellungen und Expertenwissen privilegiere und darauf abziele, eine Reihe von Annahmen über die Natur und die Bedeutung des Erbes zu naturalisieren.<sup>25</sup> Allgemein seien *Diskurse* dafür verantwortlich, dass Denkmale wie auch andere Objekte als physische Symbole für bestimmte kulturelle Phänomene und soziale Ereignisse gelten und in der Gegenwart wie selbstverständlich mit konkretem Sinn aufgewertet werden. Die Diskurse, in die Normen, Wissen und Expertise sowie Machtverhältnisse eingebettet seien, seien ausgesprochen wirkmächtig, da sie nicht nur Bedeutungen, Werte und Identitäten konstituieren und ordnen, sondern auch Handlungen anleiten und regulieren. So werde sowohl die Art und Weise organisiert, in der Begriffe wie Erbe



oder Denkmal verstanden werden als auch wie die sozialen und technischen Praktiken ausgeführt und wie Wissen und Legitimation konstruiert und reproduziert werden. So könne eine Form von Erbe (Denkmal) als natürlich, wissenschaftlich belegt und allgemeinverbindlich legitimiert und eine andere Form von Erbe (Nicht-Denkmal) als konstruiert, subjektiv und unverbindlich marginalisiert werden.

## Dimensionen von Denkmal und Erbe

Anhand der hier versammelten Beschreibungen von Denkmal und Erbe – ob als kontrastierende Gegenüberstellungen, differenzierender Vergleich oder verbindende Darstellung – lassen sich zahlreiche *Dimensionen* ausmachen, die dabei helfen können, die beiden Begriffe bewusster und analytischer zu verwenden beziehungsweise ihren Gebrauch differenziert und kritisch zu beleuchten [ Abb. 4 ].<sup>26</sup> Dadurch kann zum einen die Verständigung in fachlichen und öffentlichen Debatten allgemein gefördert werden und zum anderen können daraus neue Erkenntnisse darüber gewonnen werden, wie beispielsweise inhaltliche Bedeutungsverschiebungen von Begriffen über die Zeit eintreten oder sich Motive und Selbstverständnisse professioneller Disziplinen wandeln. Dies waren zuletzt häufig formulierte Desiderate im Bereich von Denkmalpflege und Kulturerbe.

Ich halte diese theoretische Auseinandersetzung mit den entsprechenden Schlussfolgerungen für die Praxis für äußerst wichtig und längst überfällig. Ich möchte mit meinem Aufsatz allerdings auch darauf aufmerksam machen, dass die vielen vergleichenden Betrachtungen vor allem die *Differenzen* zwischen Denkmal und Erbe in den Blick nehmen. Indes sollten ihre *Gemeinsamkeiten* nicht vernachlässigt werden, wenn man eine disziplinübergreifende und an den gesellschaftlichen Themen interessierte Debatte sowie einen allgemeinen Erkenntnisgewinn fördern will. Mit Ausnahme vielleicht des Europäischen Kulturerbe-Jahres 2018 überwiegt jedenfalls immer noch die Betonung von Unterschieden zwischen Denkmal und Erbe.<sup>27</sup> Es scheint teilweise so, als würden die beiden Konzepte gegeneinander ausgespielt werden, um disziplinäre und persönliche Standpunkte gegenüber anderen Akteur:innen als überlegen oder berechtigt zu behaupten beziehungsweise umgekehrt alternierende Zugänge zu delegitimieren.

Ein auffälliges Beispiel dieser Diskursstrategien ist der immer wiederkehrende Topos der *sozialen Konstruktion* beziehungsweise des *Konstruiert-seins*, wie ich ihn oben bereits vielfach wiedergegeben habe. Sei es auf der einen Seite in Form einer Definition des Denkmals als ein Dokument in Abgrenzung zum »übrigen« Erbe als *fiktive Konstruktion*, oder auf der anderen Seite – unter verallgemeinernder Kritik am Expertentum und/oder als Empowerment marginalisierter sogenannter Heritage Communities – in einer Aufwertung von (alternativen) Erbe-Perspektiven und gewissermaßen einer *Dekonstruktion* des Denkmal-Konzepts. Meine Argumentation möchte ich daher im Folgenden kurz am Beispiel des Themas des Sammelbands, dem Begriff der *Konstruktion*, weiter ausführen.

DIMENSION	DENKMAL	ERBE
Gesetzlicher Rahmen	Denkmalschutzgesetze der Länder; Charta von Athen; u.a.	Allgemeine Erklärung der Menschenrechte; Freiburger Erklärung; Faro-Konvention
Bewertung (durch)	Objektiv, wissenschaftlich; Fachbewertung durch Experten	Subjektiv, praktisch; durch Erbende
Organisation	Staatliche Verwaltung; hierarchisch; autoritär und fördernd	Zivilgesellschaftliche Akteure; gleichberechtigt; partizipativ und initiativ
Gegenstand	Objekte	Objekte, Praktiken, Akteure
Betrachtungsfokus	Erinnerungsaktivierende / zeugnishaft Funktion von Dingen	Last und Chance in der Aneignung von Dingen
Idee	Summe der Denkmale als gebautes, relativ widerspruchsfreies Archiv der Geschichte	Gesamtheit der materiellen und immateriellen Kulturgüter als gelebte vergangenheitsbezogene Praxis
Wahrheitsanspruch	Fakt	Fiktion
Konstruiertheit	Fachliche Bedeutungszuschreibung (auf Grundlage materieller Substanz); Feststellung der Denkmaleigenschaft und seiner Bedeutungen; nur bedingt sozial konstruiert	Relativ freie Bedeutungszuschreibung; Herstellung von Bedeutung auf Grundlage subjektiver Maßstäbe (Sozialisation, Glaube, Gefühl etc.); ausschließlich sozial konstruiert
Status	Statisch, konserviert	Dynamisch, lebendig
Schutzgrund	Beleg für eine bestimmte Epoche, Stilrichtung, historische Lebens- oder Produktionsform	Geltung der Erbenden
Theorie	Denkmalwerte, Kategorien, Kriterien	Nicht erforderlich, diverse Kulturerbetheorien
Motiv/ Auftrag	Möglichst unveränderte Weitergabe der Substanz	Aneignung, Identifikation, Instrumentalisierung, Anerkennung, Recht, Eigentum, Kommerzialisierung
Ansatz	Erhalt (Schutz und Pflege)	Aktivierung, Aneignung
Zeit-Konzept	Linear	Linear, zyklisch
Interessenorientierung	Allgemeinwohlinteresse	Partikularinteressen
Offenheit/ Geschlossenheit	(Teilweise) kanonisch	Offen
Verbindlichkeit	Tendenziell einstimmig, allgemeinverbindlich, verallgemeinernd	Vielstimmig, potenziell pluralistisch, unverbindlich
Eigentum	Denkmaleigentümer	Eigentümer, Erbende
Konflikt/Konsens	Konfliktarm, eher unstrittig, konsensual mittels Verwaltungsrationalität	(Häufig) konflikthaft
Dokument	Dokument (dokumentiert Vergangenes)	Kein Dokument (dokumentiert Gegenwärtiges)
Politisch	(Scheinbar!) apolitisch bis per se politisch	Häufig politisch
Machtfrage	Abwesend	Teilweise fokal
Soziale Prozesse und Sinnstiftungen	Marginalisiert	Zentral
Weise	Versachlicht	Teilweise emotionalisiert
Form, Verfahren	Formaler Prozess; teilweise enthoben aus gesellschaftlichen Prozessen; denkmalpflegerischer Prozess teilweise abgekoppelt von gesellschaftlicher Debatte	Teilweise informell; rückgebunden in grundlegende menschliche Kulturpraktiken, in Tradierungs- und Aneignungsprozesse; anschlussfähig
Diskurs-Ertrag	Unfruchtbar, erkenntnisarm, festgefahren in immer gleichen Debatten (über Substanz und Bild etc.)	Neue Perspektiven, Debatten, (Hinter-) Fragen, Kritik, Themen und Objekte
Gegenstand, Inhalt	Überwiegend Architektur- und Kunstgeschichte (Gebäude, Kunstwerke)	Materielle und immaterielle Kulturgüter, -praktiken, Traditionen etc.

## Denkmal und Erbe als Konstruktion

Je nach Konzeptverständnis mag Einigkeit oder Uneinigkeit darüber bestehen, ob es allein die Eigenschaften der *physischen* Konstruktionen sind oder eher die *sozialen* Konstruktionen,

die eine Gesellschaft dazu veranlasst, etwas zu bewahren: Sind es die Objekte selbst oder die Bedeutungen der Objekte, die ihre Inwertsetzung begründen und ihren Erhalt motivieren?

Die oben genannten Beiträge – von Schmidt bis Smith – sollten deutlich gemacht haben, dass Konstruiertheit nicht nur ein Merkmal des Erbe-Konzepts ist, sondern auch zu Denkmalebewertungen unvermeidbar dazugehört: So stellt Schmidt die Zeitgebundenheit und Subjektivität von Werturteilen heraus und macht auf den aktiven Beitrag der Denkmalpfleger:innen an der Geschichtsschreibung und Wertebildung aufmerksam. Für Dolff-Bonekämper ist darüber hinaus die Erkennung der Denkmaleigenschaften selbst eine *gewollte gesellschaftliche beziehungsweise fachliche Zuschreibung*. Meier und Steiner wiederum verweisen grundsätzlich auf das denkende und *Sinn konstruierende Subjekt* als Bedingung für jede Denkmalerkennung und -einordnung. Vinken fordert überdies gleich ein verändertes Verständnis vom Denkmal als Aneignungs- und Aushandlungsgegenstand, was ohne *soziale Konstruktion* gar nicht zu denken ist. Scheurmann sieht »das *Gemachte* von Geschichte« seit Reinhart Koselleck bewiesen und betrachtet damit nicht nur (praktische) Denkmalebewertungen sondern auch (theoretische) Denkmalpflegegeschichte als »*Konstruktionen* in der Zeit.«<sup>28</sup> Und Smith begreift Erbe wie Denkmale per se als mehr oder weniger stabile *diskursive Konstruktionen*, die Teil eines inhärent politischen und diskordanten *Aushandlungsprozesses* sind.

Diese Auswahl von Stimmen aus dem Bereich der Denkmalpflege- und Kulturerbetheorie zeigt, dass nicht nur Kulturerbe konstruiert ist, sondern auch jedes Denkmal eine *physische und soziale Konstruktion* darstellt. Der Konstruktionsbegriff hält bei genauerer Betrachtung also nicht dafür her, einen immanenten *Unterschied* zwischen Denkmal und Erbe zu begründen. Im Gegenteil lautet meine These: Das *Konstruiert-sein* eint die beiden Konzepte. Soziale Konstruktion – oder genauer: die Inwertsetzung von Vergangenheit vermittelt durch Objekte als soziale Konstruktion – ist das *Wesensmerkmal beider Konzepte*. Erst durch gesellschaftliche oder fachliche Bedeutungsweisungen werden aus Dingen Erbe und Denkmale.

Soziale Konstruktionen offenbaren *Kontingenz*. Die Einsicht über die Gemachtheit (nicht Beliebigkeit!) von Erbe- und Denkmalkonstruktionen macht klar, dass letztere auch anders verfasst sein könnten. Es gibt also *Alternativen* zwischen verschiedenen vergangenheitsbezogenen Konstruktionen, und um die Geltungsmacht dieser Alternativen wird – bewusst oder unbewusst, verantwortungsvoll oder unverantwortlich, wohl oder übel – gerungen. Gerade in den letzten Jahren – und nicht zuletzt unter verschiedensten Verweisen auf eine sogenannte kulturelle Identität beziehungsweise eine wie auch immer gear-tete Gruppenzugehörigkeit – waren mitunter hitzige Aushandlungsprozesse auf dem Feld von Kulturerbe und Denkmalpflege zu beobachten. Dabei wurden auch die Amtsdenkmalpflege und das Denkmal-Konzept teilweise fundamental herausgefordert, sei es, weil Denkmale für die politische Vereinnahmung durch

verschiedene Gruppen in Dienst genommen wurden oder weil sie, wie im Fall postkolonialer Initiativen, verschwinden oder zumindest umcodiert werden sollten. Um im Bild der »Instabilen Konstruktionen« zu bleiben: Soziale Konstruktionen – ganz gleich, ob Denkmal oder Erbe, und so stabil sie auch beschaffen sein mögen – bedeuten *Instabilität* und provozieren letztlich *Kritik*. Sie haben nur so lange Bestand, wie sie von der Gesellschaft getragen oder geduldet und reproduziert werden.<sup>29</sup>

Im Anschluss an Jürgen Habermas könnte man hoffen, dass sich im öffentlichen Diskurs – unterstützt durch unterschiedliche Fachexpertisen und eine qualifizierte Moderation, die den vielfältigen Perspektiven in der Gesellschaft gerecht wird, – die legitimste, das heißt argumentativ überzeugendste und konsensfähigste Sinnkonstruktion eines Denkmals oder Kulturerbe-Objekts durchsetzen wird und über einige Zeit auch bestandhaben kann. Dies könnte dann das *Öffentliche* zur Geltung bringen.<sup>30</sup> Mit Chantal Mouffe würde ich allerdings argumentieren, dass es im Feld von Kulturerbe und Denkmalpflege immer wieder zu teils verbitterten, teils aber auch fruchtbaren Antagonismen kommt, die nicht notwendigerweise eines stabilen Konsenses bedürfen. In diesem Sinne könnte eine Konsequenz von Kontingenz im Kontext von Kulturerbe und Denkmalpflege das Hervortreten des *Politischen* bedeuten, oder genauer: der antagonistischen Dimension öffentlicher Interessen an Erbe und Denkmalen als Ausdruck der Gesellschaft in Vielfalt und Widerspruch.<sup>31</sup> Damit die Aushandlung von Kulturerbe und Denkmalen indes auf eine *agonistische* Weise gelingen kann, bedarf es meines Erachtens nach einer breiteren, transdisziplinären Erforschung und kompetenten, ergebnisoffenen Moderation der Themen und Interessen der Beteiligten sowie ein Überdenken der theoretischen Modelle wie auch der Praxis.<sup>32</sup>

## Integratives Modell von Erbe und Denkmal

Ich möchte daher die unterschiedlichen genannten Beiträge über die Konzepte und Modelle von Denkmal und Erbe aufgreifen und die Debatte mit einem weiteren Gedanken fortführen. Ich schlage vor, das Denkmal-Konzept nicht extern oder gar übergeordnet vom Erbe-Konzept zu verorten, sondern es als dessen Teilmenge aufzufassen, ohne es darin aufzulösen. Ich möchte hier daher ein *integratives Modell* vorschlagen, das man sich abstrakt wie einander umschließende Kreise vorstellen kann, bestehend aus dem äußeren, dem größeren und allgemeineren Feld des Erbes und dem inneren, dem spezifizierten und stärker formalisierten Bereich des Denkmals.<sup>33</sup> [ Abb. 5 ]

Das Modell repräsentiert die Vorstellung, dass nicht alles, was Erbe ist, auch als Denkmal zu bewerten ist, umgekehrt aber jedes Denkmal gleichzeitig als Erbe zu begreifen und zu behandeln ist. Das heißt, wie alles Erbe lebt auch das Denkmal davon, dass Menschen es sich aneignen und mit Bedeutung und Wert versehen. Dass dabei kein kompletter Konsens herrschen kann, gehört untrennbar zur Realität gesellschaftlicher Vielfalt dazu und stellt auch nicht zwingend ein Problem dar. Im Gegenteil hat Gabi Dolff-Bonekämper mit der Idee des Streitwerts sehr überzeugend das Potenzial des Dissenses am Denkmal herausgestellt.<sup>34</sup> Vielmehr mündet mein Modell-Gedanke in dem

Schluss, dass auch diejenigen, die nach wie vor mit der Erforschung, dem Erhalt und der Vermittlung der Denkmale betraut sind, die amtlichen Denkmalpfleger:innen, nicht über die alleinige Deutungshoheit verfügen (sollen). Im Sinne dieses Modells sind zudem institutionalisierte Betrachtungsweisen und tradierte Wertmaßstäbe in der Denkmalpflege kritisch zu reflektieren und fachliche Bedeutungszuschreibungen immer wieder aufs Neue im Dialog mit der Öffentlichkeit auf alternative berechnete Sinnkonstruktionen und Erbe-Erwartungen hin zu überprüfen. Als Teil des weiten Erbe-Feldes ist die spezialisierte amtliche Denkmalpflege in diesem Aushandlungsprozess lediglich eine Partei und Perspektive unter vielen.<sup>35</sup> Sie wird allerdings aller Voraussicht nach auch in Zukunft mit umfassend Knowhow, Kompetenz und einem öffentlichen Auftrag ausgestattet sein, sodass sie sich im Konzert der vielen Stimmen Gehör verschaffen dürfte – im lebhaften Dialog mit den Menschen womöglich sogar noch besser, als dies aktuell der Fall ist.

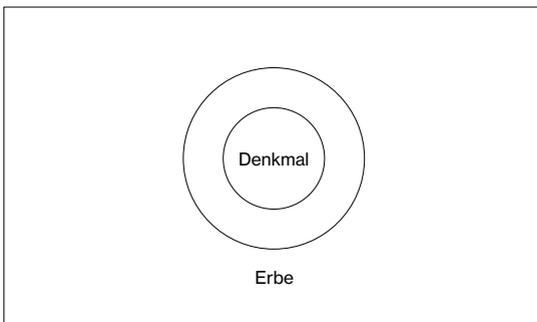
Eine Spur von Hierarchisierung und Privilegierung zwischen Denkmal und »sonstigem« Erbe bleibt auch in diesem integrativen Modell bestehen – sei es aufgrund des offiziellen, das heißt fachlich und amtlich bestätigten Status eines Denkmals, oder sei es wegen des damit verbundenen, mehr oder weniger garantierten

Erhaltungsschutzes von Rechts wegen. Auf den Denkmalstatus und eine staatliche Institution mit Exekutivkompetenzen kann meines Erachtens allerdings schon allein aufgrund des nötigen Substanzerhalts nicht verzichtet werden. Denn auch in einer stärker als bisher von öffentlicher Aushandlung geprägten Denkmalpflege bedarf es in Zukunft, aller Voraussicht nach, einer handlungsfähigen und gemeinwohlorientierten Instanz mit entsprechenden Durchgriffsbefugnissen und Fachkompetenzen, um die – wenn auch nur zeit-

weiligen – Ergebnisse der Aushandlung auch vertreten und justizabel umsetzen zu können.

Darüber hinaus bedarf es neben der probaten Erforschung der Objekte auch einer professionellen Erforschung der sie betreffenden gesellschaftlichen Wertzuschreibungen sowie einer Versachlichung und Moderation der öffentlichen Debatte. Hierbei wird man nicht umhinkommen, die in den Aushandlungsprozess eingebrachten Sinnzuschreibungen auf ihre Plausibilität und Evidenz hin zu überprüfen, das heißt, ohne Bewertung und Gewichtung der verschiedenen Sinnkonstruktionen wird es nicht gehen. Allerdings obliegt diese Beurteilung dann nicht den Behörden allein, sondern auch denjenigen, die sich in den Diskurs einbringen.

Welche Formen materiellen Kulturerbes schließlich als Denkmal gelten und unter den Schutz staatlicher Obhut und konservatorischer Pflege gelangen, ist theoretisch offen. Die Denkmalschutzgesetze bieten – wie oben bereits angemerkt – einen außerordentlich weiten Interpretations- und Handlungsspielraum. Bisher wird dieser von den Denkmalpfleger:innen allerdings meist eher konventionell nach architektur- und kunstgeschichtlichem Maßstab umgesetzt, ohne den zivilgesellschaftlichen Rezeptions- und Aneignungsprozessen besondere Beachtung zu



schenken. Es ist die Frage, wie sich dies in Zukunft entwickeln soll: Belässt man es bei der denkmalpflegerischen Tradition oder verfolgt man stattdessen einen konstruktivistisch-agonistischen Ansatz? Gemäß dem integrativen Modell würde ich mich für den Versuch aussprechen, die beiden Konzepte miteinander zu verbinden und einen mittleren Weg zu gehen. Das soll heißen: Was als »Denkmal« unter Schutz gestellt wird und was nicht, entscheidet auch weiterhin die Fachbehörde; wofür es (alles) steht, entscheidet indessen gewissermaßen die Gesellschaft mittels öffentlicher Aushandlung. Und diese zugrundeliegende gesellschaftliche Debatte mit ihren unterschiedlichen Sinnkonstruktionen kann und sollte dann wiederum von den Denkmalpfleger:innen bei der Bewertung des Objekts berücksichtigt und zudem dokumentiert werden.

Denn interessanterweise kann gerade die Denkmal-Idee des Substanzerhalts, die auf möglichst konsequente Bewahrung und inhaltliche Eindeutigkeit setzt, die Dynamik und Vielfalt gesellschaftlicher Wertzuschreibungen besonders gut zur Geltung bringen. Das heißt, für den Aushandlungsprozess eines Denkmals müsste dessen formaler Status keineswegs immer wieder entzogen werden, sobald Dissens über den Bedeutungsinhalt besteht. Im Gegenteil bedürfe es auch weiterhin des Substanzerhalts und seiner realienkundlichen Überprüfung, um die verschiedenen und sich wandelnden Bedeutungszuschreibungen über die Zeit wahrnehmen, archivieren und bewerten zu können. So kann anhand der *Kontinuität und Stabilität der materiellen Welt* die *Diskontinuität und Instabilität sozialer Bedeutungswelten* thematisiert und erforscht werden.

Dafür wären die Denkmalpfleger:innen viel stärker als bisher gefordert, die verschiedenen öffentlichen Interessen am Erbe aufzuspüren und die Aneignungs- und Rezeptionsprozesse in der Öffentlichkeit, wie auch solcher, die noch im Verborgenen liegen, aufmerksam zu verfolgen und sprichwörtlich mit zu den Akten zu nehmen.<sup>36</sup> Im Bestreben, sich den Erbe-Debatten kritisch anzunehmen, kann somit anhand des Denkmalobjekts nicht nur dessen *Bau-* (physische Konstruktion), sondern auch dessen *Rezeptionsgeschichte* (soziale Konstruktion) dokumentiert werden. Denkmalpflege – verstanden und praktiziert als Teil von Kulturerbe – wäre dann nicht nur anschlussfähiger für die vielen wichtigen, kritischen und erkenntnisreichen Erbe-Debatten der letzten Jahre und Jahrzehnte, sondern idealerweise auch aufgrund breiterer öffentlicher Teilhabe gesellschaftlich relevanter und anerkannter.

- 1 Meier/Steiner 2018, S. 17; vgl. Häger 2020, o. S.
- 2 Im Grunde ist die Infragestellung der Denkmal-Idee nicht neu. Die Geschichte der modernen Denkmalpflege ab etwa 1900 entspringt sogar einer Grundsatzdebatte über Motive und Konzepte und ist immer wieder durch ebensolche Grundsatzfragen strukturiert. Allerdings erscheint mir angesichts der wiederkehrenden Streitfragen der Denkmalpflege und ihrer neuerlichen, sozialkonstruktivistischen Hinterfragung durch andere Wissenschaften, die Debatte eine neue Qualität zu erfahren.
- 3 So befand beispielsweise Markus Harzenetter, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen und Erster Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in Deutschland, bei der »Baukulturwerkstatt« am 19. September 2012 in Berlin, dass das (Welt-)Erbe-Konzept »mit Denkmalschutz überhaupt nichts zu tun« habe, »ein vollkommen anderes Konstrukt« sei und »die beiden Schutzinteressen teilweise gegeneinanderstehen«. Harzenetter, zitiert nach Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung 2012, S. 10.
- 4 Frauen, Kinder und Jugendliche, Alte, Obdachlose, Arbeiter:innen und nicht zuletzt Migrant:innen – um nur einige Gruppen zu nennen – sind durch den Denkmalbestand und die denkmalfachlichen Bedeutungszuschreibungen deutlich unterrepräsentiert. Viele verschiedene zivilgesellschaftliche Initiativen kritisieren daher ihre Marginalisierung oder Diskriminierung und verlangen einen kritischen, differenzierteren Umgang mit Denkmalen und Kulturerbe-Objekten, die beispielsweise einen Bezug zu Rassismus oder Kolonialismus, Ausbeutung oder Unterdrückung aufweisen.
- 5 Aus diesen Problemen habe ich an anderer Stelle »die Notwendigkeit und den Nutzen von Partizipation in der Denkmalpflege« abgeleitet (vgl. Häger 2020, o.S.).
- 6 Lowenthal unterscheidet die beiden Begriffe fundamental: »History is the past that actually happened, heritage a partisan perversion, the past manipulated for some present aim.« (Lowenthal 1998, S. 102) Gemäß Lowenthal *müsse* Erbe sogar von Natur aus von der Wahrheit abweichen. Im Gegensatz zu denjenigen, die der Wahrheitsfindung dienen und sich unter Berufung auf historische Fakten überzeugend legitimieren (können), verfolgen Erbe-Anhänger mit ihren lediglich auf Gefühl und Glauben gründenden Fiktionen lediglich Partikularinteressen (vgl. ebd., S. 249 f.).
- 7 Schmidt 2008, S. 13.
- 8 Ebd., S. 82.
- 9 Dolf-Bonekämper 2019, o.S.; vgl. Dolf-Bonekämper 2016, o.S.
- 10 Dolf-Bonekämper 2010, S. 30.
- 11 Dies. 2016, o.S.
- 12 Meier & Steiner 2018, S. 19.
- 13 Ebd., S. 20, Herv. d. Verf.
- 14 Ebd., S. 19.
- 15 Vinken 2018, S. 238.
- 16 Ebd.
- 17 Vgl. ebd., S. 240.
- 18 Ebd., S. 238 f. Der seit dem 19. Jahrhundert in Europa etablierte fachwissenschaftliche und vor allem an der Substanz orientierte Begriff des Baudenkmal ist demgegenüber spezifizierter und weniger universalgebräuchlich. Vgl. hierzu auch die Debatte um das Konzept der Authentizität (Nara-Dokument) sowie die UNESCO-Konvention zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes.
- 19 Vinken 2014, o. S.
- 20 Vinken 2018, S. 240, Herv. d. Verf.
- 21 Scheurmann 2019, o. S.
- 22 Scheurmann 2018, S. 14.
- 23 Ebd.
- 24 Smith 2006, S. 3.
- 25 Vgl. ebd., S. 4.
- 26 Zu diesem Zweck habe ich Aussagen der oben genannten Autor:innen und anderer anhand unterschiedlicher Dimensionen, die sich aus der inhaltlichen Auswertung ergeben haben, geordnet, paraphrasiert und in Form einer Tabelle verdichtet. Diese stellt einen Arbeitsstand dar und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Korrektheit.
- 27 Zugunsten einer werbenden, publikumswirksamen Kampagne zur vermeintlichen Identität, zur Geschichte und zu Werten Europas ist im Zusammenhang mit dem Europäischen Kulturerbe-Jahr 2018 immer wieder die Rede von einem ganzheitlichen Netz oder Gewebe aus materiellem und immateriellem Kulturerbe, das Europa ausmache und zusammenhalte.
- 28 Scheurmann 2018, S. 12, Herv. d. Verf.
- 29 Dabei sei angemerkt, dass Reproduktion nicht nur durch Konsens, sondern auch durch Konflikt erfolgen kann.
- 30 Vgl. Habermas 1981, o.S.
- 31 Vgl. Mouffe 2007, o.S.
- 32 Vgl. Häger 2020, o.S.
- 33 Dass das Modell aus konzentrischen Kreisen besteht, ist schlicht der Abstraktion geschuldet und soll nicht bedeuten, dass das Denkmal im Zentrum des Erbes stehe oder gar dessen konzeptionellen Kern ausmache.
- 34 Vgl. Dolf-Bonekämper 2010, S. 33 ff.
- 35 Selbstverständlich gibt es nicht die »eine« Denkmalpflege; ihre Vertreter:innen stellen keine homogene Gruppe mit einheitlicher Perspektive und Werteordnung dar.
- 36 Vgl. Häger 2020, o.S. Dieser erweiterte Aufgabebereich bedürfe nicht nur einer Erweiterung der Fachkompetenzen, sondern auch einer erheblichen Ressourcenaufstockung in den Denkmalbehörden. Dabei kann der Einsatz moderner webbasierter Kommunikationsplattformen die Information und Partizipation der Öffentlichkeit sowie die Dokumentation aller Beiträge effizient und anwenderfreundlich sicherstellen.

- Dolff-Bonekämper 2019  
Dolff-Bonekämper, G.: Form – Substanz – Ereignis. Denkmale und Kulturerbe als Gegenstand im Unterricht, Vortrag an der ETH Zürich am 8. November 2019.
- Dolff-Bonekämper 2016  
Dolff-Bonekämper, G.: Identität und Erbe. Konzepte und Modelle, Vortrag an der TU Berlin am 25. Oktober 2016.
- Dolff-Bonekämper 2010  
Dolff-Bonekämper, G.: Gegenwartswerte. Für eine Erneuerung von Alois Riegls Denkmalwerttheorie, in: Meier, H.-R./Scheurmann, I., DENKmalWERTE. Beiträge zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 27–40.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung 2012  
Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung: Wieviel Denkmal brauchen wir? Dokumentation der Baukulturwerkstatt am 19. September 2012.
- Habermas 1981  
Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt am Main 1981.
- Häger 2020  
Häger, B.: Interesse am Interesse. Über die Notwendigkeit und den Nutzen von Partizipation in der Denkmalpflege, in: Die Denkmalpflege (78/1) 2020, S. 9–14.
- Lowenthal 1998  
Lowenthal, D.: The heritage crusade and the spoils of history, Cambridge 1998.
- Meier/Steiner 2018  
Meier, H.-R./Steiner, M.: Denkmal – Erbe – Heritage: Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, in: Meier, H.-R. et al. (Hg.), Denkmal – Erbe – Heritage: Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, Holzminden 2018, S. 16–35.
- Mouffe 2007  
Mouffe, C.: Über das Politische – Wider die kosmopolitische Dimension, Frankfurt am Main 2007.
- Schmidt 2008  
Schmidt, L.: Einführung in die Denkmalpflege, Stuttgart 2008.
- Scheurmann 2019  
Scheurmann, I.: Denkmal – Erinnerung – Erbe. Zu Änderungen des Geschichtsbewusstseins in der Gegenwart oder: Was macht das Kulturerbe mit dem Denkmal?, verfügbar unter: <https://www.culturalheritage.unibz.it/prof-dr-ingrid-scheurmann/> [15.02.2022]
- Scheurmann 2018  
Scheurmann, I.: Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln 2018.
- Smith 2006  
Smith, L.: Uses of heritage, London 2006.
- Vinken 2018  
Vinken, G.: Vom Denkmal zum Erbe. Ein Plädoyer, in: Meier, H.-R. et al. (Hg.), Denkmal – Erbe – Heritage: Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, Holzminden 2018, S. 238–241.
- Vinken 2014  
Vinken, G.: Einband, in: Franz, B./Vinken, G., Denkmale – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerlichem Engagement, Holzminden 2014, o.S.

- Abb. 1 Modell zweier getrennter Konzepte von Denkmal und Erbe, 2020, Archiv Benjamin Häger.
- Abb. 2 Modell sich durchdringender Konzepte von Denkmal und Erbe, 2020, Archiv Benjamin Häger.
- Abb. 3 Modell eines im Erbe aufgehenden Denkmal-Konzepts, 2020, Archiv Benjamin Häger.
- Abb. 4 Dimensionen beim Vergleich der Konzepte von Denkmal und Erbe, 2020, Archiv Benjamin Häger.
- Abb. 5 Integratives Modell der Konzepte Erbe und Denkmal, 2020, Archiv Benjamin Häger.



# Zur transformativen Ausgestaltung urbanen Kulturerbes

Zwischen Identifikation,  
Repräsentation, Partizipation  
und Demokratiebemühungen

Lisa Marie Selitz

»Urban heritage« als  
Gegenstand öffentlich  
wirksamer Aushandlungen

Es ist eine Binsenweisheit der Denkmalpflege, dass die einen umgebende, »gewachsene« und »historisch geschichtete« Umwelt – sei es baukulturell oder kulturlandschaftlich – dem Menschen als Identifikationsanker dient, ihn prägt. So hielt auch die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (VDL) in ihrem Leitbild 2016 fest: »Als Identität, Orientierung und Gemeinschaft stiftende Zeugen gewähren Denkmale Bindung in einer zunehmend bindungsarmen Zeit.«<sup>1</sup> Jüngst zeigten die Stürze von gewollten Denkmälern – so z.B. Standbildern und Bronzestatuen im öffentlichen Raum – im Zuge der *Black Lives Matter*-Bewegung eindrücklich, dass mit dem Bindungspotential immer auch verräumlichte Machtfragen verbunden sind. Damit aufgeworfen wurden die Fragen, wem Bindung ermöglicht wird, wer im Stadtraum repräsentiert wird und inwiefern Bindungspotentiale auch außerhalb der »Mehrheitsgesellschaft« repräsentiert werden können, wenn die Möglichkeiten zur Gestaltung der »eigenen« Umwelt doch maßgeblich von ökonomischen Verhältnissen und gesellschaftlichen wie politischen Mitspracherechten beeinflusst werden.

In einer zunehmend heterogenen, diversen und globalisierten Welt stellt sich gerade in den Bereichen der Denkmalpflege und des kulturellen Erbes die Frage, inwiefern deren Konzepte und Instrumente die Repräsentation gesellschaftlicher Vielfalt in den jeweiligen lokalen Kontexten abdecken können, Zugehörigkeiten unterstützen und inwiefern sich die sich daraus abzuleitenden kulturellen Mehrwerte in eine reflexive wie historisch informierte Weiterentwicklung der Städte einbringen lassen. Denn dort, an den institutionalisierten Instanzen, die den Umgang mit kulturellem Erbe prägen, liegen die Kompetenzen zum Dechiffrieren der latenten symbolischen Ebenen, die den Städten unterliegen und an Denkmälern wie Denkmalen, Straßennamen, Platzbezeichnungen und Orten materiell wie immateriell greifbar werden.

Im Folgenden sollen daher die Verknüpfungen von städtischem Erbe, Stadtentwicklung und zivilgesellschaftlicher Teilhabe und Teilnahme in Hinblick auf die Aspekte der individuellen Identifikation, der sozialen Partizipation und der Forderungen nach einer ›demokratischen‹ Ausgestaltung kulturellen Erbes hin analysiert werden.<sup>2</sup> Ein Fokus liegt hierbei auf der diskursiven Verhandlung der Rahmenbedingungen dieser Konzepte, an denen gezeigt werden soll, dass politische und fachliche Ansprüche verwoben sind. Zentral ist die Frage, wie sich gesellschaftlicher Wandel auch in einer fachlichen Repositionierung zukunftsweisend, mobilisierend und transformativ denken lässt. Besonders gefragt sind hier die fachlichen und institutionalisierten Instanzen, die den Umgang mit kulturellem Erben begleiten.

Die deutsche, institutionalisierte Denkmalpflege, die sich maßgeblich als (kunst-)geschichtliche, substanzbasierte Disziplin und »angewandte Wissenschaft«<sup>3</sup> versteht, die stellvertretend und fachlich versiert *per definitionem* und Gesetz im Interesse der Öffentlichkeit agiert, gerät nämlich aktuell dort an ihre Grenzen, wo gegenwärtige soziale Fragestellungen einer sich zunehmend diversifizierenden Gesellschaft im Fokus stehen. Hoheitliche Instrumente des Denkmalschutzes unterliegen gerade im internationalen Kontext dem Vorwurf, dass über den Schutz reiner Materialitäten der Eindruck von ›natürlicher‹ Legitimität der dadurch ausgewählten gesellschaftlichen Repräsentationen erzeugt wird.<sup>4</sup> Genau hier setzt in der deutschsprachigen Denkmaltheorie der Erbe-Diskurs an.<sup>5</sup> Während das Denkmal über seine Materialität das Potential zur Vergangenheitsvergegenwärtigung innehat, hilft das Erbekonzept – auch losgelöst von seiner Materialität – Prozesse der sozialen und gesellschaftlichen Aneignung kultureller Ausdrücke zu beschreiben.

Eine besondere Rolle in der Diskussion um öffentlich wirksame Repräsentation spielen hierbei städtische Räume und die Ausgestaltung lokaler Entscheidungsprozesse. Angelehnt an Henri Lefebvre wird etwa seit dem ersten Jahrzehnt der 2000er Jahren verstärkt das ›Recht auf Stadt‹ proklamiert.<sup>6</sup> Zwar handelt es sich nicht um ein legal durchsetzbares Recht, dennoch dient es als ideelles Vehikel, welches durch Partizipation und Aneignung (*appropriation*) urbane Wandlungsprozesse einzuleiten vermag, wenn sich Individuen und Gruppen aktiv darauf beziehen. Die Bewegung ist hierbei eine, die sich auf die aktuelle und zukünftige Mitgestaltung von Stadt bezieht. »An sich reformistisch, wird die Strategie der Sanierung der Stadt ›zwangsläufig‹ revolutionär, nicht durch die Kraft der Dinge, sondern gegen die etablierten Dinge.«<sup>7</sup> Eine Neuinterpretation des Stadtraums über Erbe diskutiert Lefebvre dementsprechend nicht. Dabei bietet Erbe in der Stadt gerade die diskursive und performative Grundlage zur sozialen Verortung.

›Urban heritage‹ – städtisches Erbe – wird so heute definiert als die gegenwärtigen Prozesse »vergangenheitsbezogene[r] Bedeutungsproduktion von Akteurinnen und Akteuren (in) der Stadt« durch wertegeleitete Verhandlungen und Aktualisierungen von Vergangenheiten.<sup>8</sup> Die Betrachtung des urbanen Erbes wird somit immer auch mit dem kulturellen Mehrwert verknüpft, der sich durch die Proklamation von Erbe ergibt. ›Urban‹ wird ein Ort wiederum erst dann, wenn er assoziiert wird mit Eigenschaften wie Weltgewandtheit, kultureller Dynamik und einer



wissensgeleiteten Stadtentwicklung.<sup>9</sup> Urbanes Kulturerbe in seiner räumlichen Dimension wird somit allerdings auch zu einem zweiseitigen Schwert: Das Geltendmachen eines solchen Raums kann sowohl der kulturellen Selbstbehauptung von Gruppen und Gemeinschaften dienen, es kann aber auch Prozesse der strategischen Aufwertung und Gentrifizierung einleiten [ Abb. 1 ]. Um dies zu lenken, wird nicht von ungefähr die Mitgestaltung der physischen und sozialen Umwelt unter dem Schlagwort *urban commons* – den urbanen Allgemeingütern, die allen offenstehen – in Anlehnung an Lefebvre diskutiert,<sup>10</sup> während die EU die *heritage commons*, das gemeinsame kulturelle Erbe, für den Ausbau der partizipativen und partizipatorischen Governance zur gemeinschaftsgeleiteten nachhaltige Entwicklung heranzieht.<sup>11</sup> Die Stadt dient unabhängig vom Verhandlungsgegenstand lokal als Klammer, in deren Planungshoheit Prozesse der Stadtentwicklung beeinflusst werden können und demokratische Teilhabe wie räumliche Veränderungen eingefordert werden können.

Grundthese des Artikels ist, dass das Ziel des materiellen Erhalts allein – wie es in der Denkmalpflege eingeschrieben ist – nur marginal dazu dienen kann, den gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen in Hinblick auf die Repräsentationsfähigkeit des kulturellen Erbes gerecht zu werden. Für einen transformativen, sozialgerechten Umgang mit dem urbanen Erbe braucht es vermittelnde Instanzen und institutionalisierte Strukturen, die die Auswahl des Erbes, den Umgang mit diesem wie auch die Ablehnung des Erbes deliberativ gestalten können. Der Anspruch, dass es auch in Fragen des kulturellen Erbes jedem Individuum möglich ist, sich persönlich in Entscheidungsprozesse einzubringen, so wird argumentiert, ist verbunden mit der

Hoffnung auf die Ausbildung demokratischerer Gesellschaften. Dabei soll deutlich werden, dass im spannungsreichen Verhältnis einer Demokratie, in der durch Partizipation Repräsentation erzeugt werden soll, auch fachliche Institutionen unerschwerlich zu politischen Akteuren werden.

## Der urbane Raum als zu gestaltendes Identifikationsangebot

Der Philosoph François Jullien sprach sich 2017 in einem Essay dafür aus, das Konzept der kulturellen Identität, dass er als ein Abgrenzendes und Ausschließendes versteht, durch das der kulturellen Ressourcen zu ersetzen, um das Potential und die Nutzung dieser Ressourcen

in den Fokus zu stellen und auf diese Weise die Anschlussfähigkeit von Kultur zu stärken.<sup>12</sup> In ähnlicher Weise wird in diesem Artikel der Begriff des Identifikationsangebots im urbanen Raum genutzt. Dieser baut darauf auf, dass Raum stets relational, sprich durch das Zusammenspiel von Menschen und Umwelt produziert wird, und dadurch von je her ein Identifikationsangebot innehat. Die Herausforderung liegt darin, dieses Identifikationspotential für die gegenwärtige Gesellschaft nutzbar zu machen. Martina Löw geht in ihren soziologischen Ausarbeitungen zum »relationalen Raumbegriff« davon aus, dass es Atmosphären, also »die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung«, sind, durch die sich Menschen »heimisch oder fremd« fühlen.<sup>13</sup> Eine Veränderung dieser Räume wird erst »durch Einsicht in die Notwendigkeit, körperliches Begehren, Handlungsweisen anderer und Fremdheit« eingeleitet.<sup>14</sup> Dies zeigte auch das illustrativ gewählte Eingangsbeispiel. Über den Atmosphärenbegriff, der als Zwischenphänomen zwischen wahrnehmendem Subjekt und wahrnehmbaren Objekten aufkommt,<sup>15</sup> und die emotionale und kognitive Einführung in den Raum werden die Kategorien des Eigenen und des Fremden auch intersubjektiv verhandelbar [ Abb. 2 ]. Gerade historische und überkommene Strukturen, kulturelle Leistungen, wie sie durch das Prädikat ›Denkmal‹ hervorgehoben werden, sind dabei tendenziell als zeitlich entrückt zu verstehen. In den deutschen Gesetzgebungen wie im fachlichen Konsens steht fest, dass sie aus vergangener Zeit stammen. Damit sind sie zunächst keine Elemente der Verhandlungsmasse individueller Leistung und damit auch kein Element individueller Selbstbestätigung, die sich in der Behauptung (kultureller) Identität ausprägt. Vielmehr kann jedoch das Wissen über Strukturen und Objekte, die allein schon durch ihr Überdauern räumliche Kontinuitäten ausbilden und als persönliche Referenzräume herangezogen werden können, auch der Entwicklung persönlicher Identität zum Anknüpfungspunkt dienen. Sie können sowohl eine innere Ablehnung aber auch ein Zugehörigkeitsgefühl durch räumliche Bindung, *place attachment*, erzeugen.<sup>16</sup> Eine positive Auseinandersetzung mit Raum wird, angelehnt an Robert Putnam, gefördert durch die freiwillige Assoziation und Interaktion innerhalb sozialer Netzwerke, in denen wiederum soziales Vertrauen erzeugt und kollektives Handeln ermöglicht wird.<sup>17</sup> Dieser soziale Kitt, bzw. dieses soziale Kapital, wie es Putnam selbst nennt, ist eine Grundlage sozialer Integration.

## Der soziale Wert der (urbanen) Denkmalpflege

Interessant ist hierbei, dass die Diskussion über die soziale Verortung der Denkmalpflege in individuellen Raumeignungsprozessen, die sich auch über verortetes Wissen speisen, schon eingängig in den 1970er Jahren angestoßen wurde. So formulierte der (Stadt-)Baugeschichtsforscher Cord Meckseper: »Gerade aber in Fällen des Verlusts von Heimat und der damit verbundenen Notwendigkeit, neue Identifikationsbezüge zu einer zunächst fremden Umwelt herstellen zu müssen, läßt sich sehr deutlich aufzeigen, daß deren Aneignung nicht über ihre formale Gestalt geschieht, vielmehr Form sich immer nur inhaltlich über ihre Bedeutung erschließt, die in nicht geringem Umfang auch Geschichte in ihrer ganzen Breite und Vielfalt ist.«<sup>18</sup>

Form erschließt sich, insbesondere in Momenten der Fremdheit, über Inhalte. Im Impetus der späten 60er und der 70er Jahre, in der Auflehnung gegen den Verlust des »menschlichen Maßes« in den großflächigen Stadtumbauprojekten und in Auflehnung gegen den Verlust historischer Bausubstanz erhielten sowohl die soziologische Perspektive auf Stadtentwicklungsprozesse Aufschwung als auch Denkmalpflege und Denkmalschutz. Diese dienten oft als letzte »Bastion« des Erhalts gegen ökonomische Interessen [ Abb. 3 ]. So waren es hier gerade auch Gründerzeitviertel und Arbeitersiedlungen, in denen Bürgerinitiativen und Denkmalpfleger:innen zum Schulterschluss kamen. Die Verbindung von Stadtraum und Bevölkerung als sich gegenseitig beeinflussende Entitäten und des Denkmalschutzes als Instrument des »Milieuerhalts« wurde damit ebenso verstärkt behandelt. So argumentierte z.B. der Kunsthistoriker Willibald Sauerländer, der sich für einen »sozialbewußten und urbanen«<sup>19</sup> Denkmalbegriff einsetzte:

»Erst wenn das Stadtquartier als ein umfassendes System gestalteter Sozialbezüge erfaßt wird, ein gegliedertes Gefüge von zwar temporär verdeckten, aber latent doch fortwirkenden Anweisungen und Zeichen, in dem bestimmte, nicht austauschbare soziale Erfahrungen entweder bewahrt oder revitalisiert werden können – Nachbarschaft, Anwurzeln, zu Hause Fühlen mit der Kneipe nebenan und dem Laden an der nächsten Ecke, dann in Spannung dazu der große Platz, die Öffentlichkeit der profanen Monumentalbauten und Kirchen – kann sich das sogenannte StadtDenkmal aus der dokumentarischen Erstarrung lösen und in aktivierende, urbane Erinnerung verwandeln.«<sup>20</sup>

Die Auswahl der zu revitalisierenden sozialen Raum-Erfahrung bleibt hierbei immer eine, die vom Zeitgeist getragen wird. Durchaus anschlussfähige soziologische Konzepte für die Denkmalpflege wurden fast zeitgleich von Lucius Burkhardt erkannt:

»Die Soziologie hat also der Denkmalpflege zweierlei zu sagen: einmal, daß die gepflegten Objekte – Bauten, Städte, Landschaften – stets Bestandteile von Interaktionssystemen bilden, die als Ganzes betrachtet werden müssen, sollen die schützenden Eingriffe nicht auch Zerstörungen auslösen. [...] Dabei muß die Denkmalpflege von der Soziologie zweitens den Gedanken übernehmen, daß die Erscheinungswelt des Erhaltenswürdigen ein Gesellschaftsprodukt ist, ein gelerntes Konstrukt, das seinerseits Veränderungen unterliegt,



so daß der Denkmalpfleger, je fester er glaubt, zeitlos und für die Zukunft zu handeln, um so zeitgebundene und vergänglichere Dinge schafft.«<sup>21</sup>

Das Bewusstsein über die streng zeitgebundene Mitgestaltung des Raums durch denkmalpflegerische Entscheidungen kann auch heute dazu dienen, Denkmalpflege und Denkmalschutz als aktiv gestaltende und eingreifende Instanzen zu charakterisieren, die gesellschaftliche Prozesse und Raum-Relationen mitprägen. Ein Faktum, das durch die ebenfalls in den 1970er und 1980er Jahren in den Bundesländern erneuerte, moderne Denkmalschutzgesetzgebung und dem darin vertretenen starken Objektbezug eher negiert wurde, wenn sie auch die wichtigen Rahmenbedingungen der gesetzlichen, behördlichen und fachlichen Instrumente des Denkmal- und Stadterhalts lieferten. Diese gesetzlichen Voraussetzungen sind heute noch, bis auf kleinere Novellierungen, vergleichsweise unverändert und bilden den festgelegten, demokratisch legitimierten Handlungsrahmen der fachlichen und behördlichen Institutionen, der sich jedoch meist auf das Erkennen, Erfassen, Bewerten, Dokumentieren, Erhalten und Vermitteln von materiellen Objekten und deren historisch herzuleitenden strukturellen wie funktionalen Zusammenhängen beschränkt. Die Frage nach der sozialen und gesellschaftlichen Bedeutung von Denkmalschutz und Denkmalpflege, nach »Identitäts- und Erbebedürfnisse[n]« werden aktuell »jenseits institutioneller Vorhaben« verhandelt.<sup>22</sup> Gerade im Zuge der an Bedeutung und Diskursmacht gewinnenden *Critical Heritage Studies* um die Neuverhandlung von per se ortsgebundenem Erbe geraten »»klassische« soziologische Strukturkategorien wie soziale Schicht, Bildung, Geschlecht, Ethnizität, Religion und Alter« in die Forschungslandschaft.<sup>23</sup> Anknüpfungspunkte der Diskussion um die institutionalisierte Verhandlung

dieser Aspekte ist der soziale Wert des kulturellen Erbes, der bereits Ende der 70er Jahre durch die *Burra Charta* von ICOMOS Australien als eigener Wert kultureller Bedeutung neben ›klassischen‹ Werten wie dem historischen, ästhetischen und wissenschaftlichen als Grundlage der Schutzeigenschaft geführt wurde.<sup>24</sup> Gerade durch die Aktualisierung der auch international einflussreichen und vielzitierten *Burra Charta* wurde 1999 die Feststellung des sozialen Wertes eng(er) an die tatsächliche Konsultation von Menschen geknüpft.<sup>25</sup> Erst nach Herausstellung der Werte schließen darauf abgestimmte konservatorische Praktiken an, die wiederum eine zyklische Überprüfung der Denkmalwerte einfordern.<sup>26</sup> Die dynamische Natur des sozialen Wertes stellt bei der Erfassung und Bewertung eine besondere Herausforderung dar, da dieser nur partizipatorisch erfasst werden kann und unterschiedliche Raumdeutungen zulassen muss. Die Frage nach dem Einfluss unterschiedlicher Akteure auf den »semantischen Status«<sup>27</sup> der Denkmalwerte birgt immer auch die Frage in sich, wie Multiperspektivität letztendlich im Umgang mit den Schutzgütern auch Eingriffe in Eigentumsrechte begründen kann. Die Proklamation des ›sozialen Produkts‹ Erbe umspielt diese letztendlich auch rechtlich bedeutsamen Implikationen.

## Partizipation als *shortcut* zur demokratischen Aushandlung kulturellen Erbes?

Partizipation an erberelevanten Entscheidungsprozessen wird auch in Deutschland als eine der zentralen Herausforderungen gehandelt, an der sich die Denkmalpflege in den nächsten Jahren messen muss.<sup>28</sup> Hierbei verspricht man sich von Partizipation auf der einen Seite, (nicht nur) unterrepräsentierten Gruppen, Gemeinschaften und Individuen eine Stimme zu geben in der Bewertung, Gestaltung und im Management der gebauten Umwelt und auf der anderen Seite, die Legitimität hoheitlicher Entscheidungen zu stützen. Die Forderung nach mehr Partizipation, nach dem Einbezug von sog. Laien und der Einübung von eher beteiligungszentrierten demokratischen Formen fällt meist zusammen mit Momenten, in denen die tatsächliche politische Repräsentation in den jeweiligen demokratischen Systemen durch die gewählten Vertreter:innen in Frage gestellt wird.<sup>29</sup> International wirkende Organisationen spiegeln die weltweit gestellten Forderungen – auch jenseits der überschaubaren Anzahl funktionierender Demokratien –<sup>30</sup> nach sozialer und politischer Teilhabe an Erbe und räumlicher Mitgestaltung auch in die deutschen Diskurse zurück. In der standardsetzenden *Empfehlung zur historischen Stadtlandschaft*, im Original *Recommendation on the Historic Urban Landscape* (HUL), die 2011 von der UNESCO veröffentlicht wurde, wird ein wertegeleiteter Erbebegriff vertreten, der im städtischen Raum zu sozialer Entwicklung beitragen soll:

»By placing society – and not the physical result of historical developments – at the core of the process of heritage identification and preservation, by putting the rich technical experience developed in the past century at the service of society and by defining heritage as a social product and as a social development tool, the HUL Recommendation offers a platform for urban conservation responding to the needs

of societies in the twenty-first century, while reflecting and respecting the great variety and diversity of cultural and spiritual dimensions of the world.«<sup>31</sup>

Hinter der HUL-Empfehlung stand die explizite Aufgabe, die enge Partizipation der lokalen Gemeinschaften und Betroffenen-gruppen in Hinblick auf Fragen der Identität und Diversität als integralen Bestandteil des Ansatzes zu formulieren.<sup>32</sup> Eine Anforderung, die auch aus den Erfahrungen der Umsetzung der Welterbekonvention gespeist wurde, in denen gerade die lokalen Gemeinschaften unter der Übermacht des prestigeträchtigen Titels auch nachteilige Erfahrungen erlitten. Als »*new urban conservation paradigm*«<sup>33</sup> bezieht sich die Empfehlung nicht nur auf Welterbestätte, sondern soll tendenziell jeder Stadt Leitlinien zur partizipatorischen Verknüpfung von Stadterhalt und -entwicklung bieten. Unter dem Überbegriff der partizipatorischen Planung<sup>34</sup> wird nicht nur im HUL-Ansatz von Seiten der UNESCO die Integration des Erhalts historischer städtischer Areale in Stadtplanungsplanungsaktivitäten unter Berücksichtigung lokaler Akteure vorangetrieben. Im Europarat wurde durch die *Faro-Rahmenkonvention über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft*<sup>35</sup> die »Gemeinschaft im Kulturerbe« bzw. »*heritage community*« im internationalen Kontext prägnant in den Prozess der Definition und des Managements kulturellen Erbes gestärkt. Bereits 1975 hielt die Organisation, die sich insbesondere für Menschenrechte, demokratische Grundsätze und Rechtsstaatlichkeit einsetzt, in der *Deklaration von Amsterdam*<sup>36</sup> fest, dass der Erhalt baulichen Erbes zu einem zentralen Ziel in Städtebau und Raumplanung deklariert werden sollte.

Durch *soft power*<sup>37</sup>, so wie die latent wirkende politische Machtausübung über kulturelle Attraktivität und die Darstellung politischer Ideale genannt wird, erlangen die Forderungen nach Teilhabe und Partizipation in der Zuspitzung auf kulturelles Erbe informelle Wirkmacht. Eine Wirkmacht, die entweder außerhalb nationaler Rechtsgebung wirken kann oder durch den supranational erarbeiteten Konsens auch in die formellen, gesetzlich und behördlich abgesicherten Verfahren Einzug findet. Die Möglichkeiten der Partizipation werden in Deutschland so beispielsweise in formellen Prozessen der Denkmalausweisung<sup>38</sup> und in informellen Konzepten der städtebaulichen Denkmalpflege<sup>39</sup> bereits austariert. Während der gesetzliche Denkmalschutz jedoch maßgeblich auf den Erhalt der »Sachqualität«<sup>40</sup> hinwirkt, sind es gerade die informellen Ansätze, die aktuell auf eine neue Prozessqualität im Umgang mit kulturellem Erbe abzielen. So sind die Ziele der partizipatorischen Ansätze auch nicht in dem Substanzerhalt zu suchen, sondern in der Hoffnung, letztendlich demokratische Prozesse über die Verhandlung kulturellen Erbes anzustoßen.<sup>41</sup> Kulturelles Erbe wird zusehends zur Verhandlungsmasse der politischen Ausgestaltung der Lebensumwelten. So heißt es in einer Erläuterung zur Faro-Konvention: »[...] the ultimate purpose behind the conservation of cultural heritage and its sustainable use is the development of a more democratic human society and the improvement of quality of life for everyone.«<sup>42</sup>

Dass sozialreformatrische Ansätze zur Umdeutung des kulturellen Erbes nicht zwangsläufig auch aktive Teilhabe erzeugen, ist eine Erfahrung, die Nicholas Shore in seiner Dissertation

festhielt. In seinen Untersuchungen zur Wertschätzung baukulturellen Erbes von *black and minority ethnic groups* in England fand er heraus, dass die sozialreformatatorische Umdefinierung des Erbekonzepts nicht zwangsläufig zu gesteigerten Zugehörigkeitsgefühlen und Beteiligungsinteresse unter den Befragten führte, sondern dass der Reformationsansatz ebenso pseudo-demokratische und hegemoniale Ideen weiterführte.<sup>43</sup> Umso wichtiger ist es, selbstreflexiv zu hinterfragen, wem überhaupt Bindung ermöglicht wird und welche Instrumente dafür erforderlich sind.

## Das transformative Potential urbanen Erbes

Dass sich *soft power* im Kulturerbebereich auf das Aufgabenspektrum von Museen als weitere zentrale Institutionen im Umgang mit kulturellem Erbe aktiv auswirkt, zeigt auch der umstrittene Vorschlag zu einer neuen Museumsdefinition von ICOM:

»Museums are democratising, inclusive and polyphonic spaces for critical dialogue about the pasts and the futures. Acknowledging and addressing the conflicts and challenges of the present, they hold artefacts and specimens in trust for society, safeguard diverse memories for future generations and guarantee equal rights and equal access to heritage for all people. Museums are not for profit. They are participatory and transparent, and work in active partnership with and for diverse communities to collect, preserve, research, interpret, exhibit, and enhance understandings of the world, aiming to contribute to human dignity and social justice, global equality and planetary wellbeing.«<sup>44</sup>

Analog zu den Herausforderungen der Denkmalpflege wird das Auswählen, Konservieren, Erforschen, Kommunizieren im Interesse der Allgemeinheit, das beiden Disziplinen eigen ist, ergänzt durch Aspekte der Demokratisierung, Partizipation, Inklusion, Diversität, Erinnerung, sozialen Gerechtigkeit und des Wohlbefindens. Die Verknüpfung von Partizipation und Demokratie, die Betonung des Einbezugs ›lebensnaher‹ Laienperspektiven sind hierbei vor allem in einem politischen Kontext zu verstehen, der unter steigendem Kontingenzdruck kulturelles Erbe zum positiv konnotierten Mittler stilisiert. Dies ist nicht inhärent problematisch, es wird aber problematisch, wenn partizipatorische Prozesse nicht auch mit Entscheidungskompetenzen der partizipierenden Akteure verknüpft werden. Gerade da Entscheidungskompetenzen über die Inhalte und Rahmenbedingungen der Teilhabe wiederum durch sozioökonomische Faktoren beeinflusst werden, muss verhindert werden, dass Partizipation zu einer strukturellen Verstetigung von Ungleichheiten beiträgt.

Nora Sternfeld legt in *Das radikaldemokratische Museum* vier Modi der Mitgestaltung fest: affirmativ, reproduktiv, dekonstruktiv und transformativ.<sup>45</sup> Diese Modi helfen dabei, Beteiligungs- und Governanceprozesse einzuordnen. Während Shore selbst erkennen musste, dass der von *English Heritage* geförderte Zugang eher dekonstruktiver Natur war, sollte im kooperativen wie auch im antagonistischen Zusammenspiel zwischen Laienschaft und Expertentum das Ziel sein, transformative, gegenseitige Lernprozesse einzuleiten. Im Klappentext zum

*radikaldemokratischen Museum* nimmt Sternfeld eine Neudefinition des Museums vor, die starke Ähnlichkeiten zur Definition von *urban heritage* aufweist: »Das Museum wird dabei zum Versammlungsraum, der erlaubt, sich damit auseinanderzusetzen, was geschehen ist, darüber zu verhandeln, was dies für die Gegenwart bedeutet und wie sich davon ausgehend Zukunft imaginieren lässt.«<sup>46</sup>

Wie könnte der Versammlungsraum Stadt transformativ gedacht werden? Das transformative Potential des städtischen Erbes könnte analog als Medium der Aushandlung wie auch als integraler Bestandteil urbanen Managements verstanden werden, das maßgeblich dazu beitragen kann, ein besseres und integrativeres Lebensumfeld zu erschaffen. Transformatives Lernen ist passenderweise auch ein theoretischer Ansatz der Erwachsenenbildung, der seit den 1970er entwickelt wurde, um zu zeigen, wie durch reflexive, kritische und humanistisch verankerte Lernprozesse internalisierte Deutungsmuster hinterfragt und neue Handlungsmuster eingeübt werden können.<sup>47</sup>

Die meisten Denkmalschutzgesetze können den materiell-physischen Schutz von vergangenen baukulturellen Projekten begründen. Das Interesse der Öffentlichkeit, bzw. das Interesse der Allgemeinheit, welches die sog. Denkmalwürdigkeit ausmacht, könnte für den Schutz von historischen Referenzräumen, die jenseits der postulierten »Mehrheitsgesellschaft« liegen, offensiver als gesellschaftliche und sozialreformatorische Kategorie verhandelt werden.<sup>48</sup> Erleichtert würde bzw. wird dies durch gesetzliche Absicherung.<sup>49</sup> Schwierig wird es jedoch, dieses Erbe zu ergründen, wenn es sich nicht in baukulturellen Projekten manifestiert. Hierbei helfen partizipative Strategien, wie z.B. *cultural mapping*, *storytelling* oder sogenannte »Stadtspaziergänge«, aber auch institutionalisierte Sprechstunden, um lokale und räumliche Werte und Wertzuschreibungen neu zu verorten. Da der reine Erhalt, der über den Denkmalschutz geleistet werden kann, bei assoziativen Werten an eine Grenze stößt, gilt es diese Werte zu dokumentieren und im Idealfall vermittelnd bzw. kommentierend im physischen oder virtuellen Raum zugänglich zu machen, wie es in vielen Fällen für Kommentartafeln im Stadtraum, in Führungen oder in online zugänglichen Denkmalkartierungen aber auch klassischen Publikationen üblich ist. Musealen Strategie der Vermittlung und des Ko-Kuratierens von Stadt könnten dabei helfen, dieses Erbe lesbarer und dadurch auch verständlicher und anschlussfähiger mitzugestalten.<sup>50</sup> Dies sind Aufgaben, die üblicherweise nicht durch die denkmalpflegerischen Kernkompetenzen abgedeckt werden oder für die durch Auslastung der zuständigen Personen kaum Raum geboten werden. Interdisziplinäre Ansätze und institutionelle Kooperationen können hier Abhilfe schaffen. Gerade die universitäre Forschung bietet einen guten Nährboden für solche experimentellen Strategie.<sup>51</sup> Diese eher explorativen, assoziativen Ansätze können gerade in ihrer Informalität selbst Diskussionsprozesse anstoßen und *soft power* ausüben. So ist es auch der emanzipatorische *power of place*, den z.B. Dolores Hayden nutzte, um die Geschichte, die räumlichen Kämpfe und die Bedürfnisse von marginalisierten Gruppen in der *urban landscape* durch kreative, kollaborative und kritische Formate einzuschreiben.<sup>52</sup>

Damit transformative und partizipatorische Prozesse jedoch auch in Stadtentwicklungsfragen berücksichtigt werden können, ist es notwendig, innerhalb der kommunalen Verwaltung und Planungshoheit, Beteiligungsräume wie auch -grundsätze zu schaffen, die die Art und Weise bzw. Tiefe des Eingangs von Beteiligungsergebnissen in Entscheidungsprozesse klar festlegen. In einigen Städten ist dies z.B. durch selbstverpflichtende kommunale Beteiligungssatzungen allgemeingültig reglementiert.<sup>53</sup> Die Kommune als Organisationseinheit, die aktiv dazu beitragen kann, städtisches Erbe und Stadtentwicklung zu verknüpfen, sollte in diesem Fall durch fachliche Kompetenzen und Fördermittel unterstützt werden. Und so wie die Freiwilligkeit von Beteiligung gewährt sein muss, muss der unfreiwillige Ausschluss aus Beteiligungsverfahren verhindert werden, um sinnvolle Beteiligung zu gewährleisten; nicht nur für das Ergebnis, sondern auch für die sich engagierenden Personen. Die Herausforderungen, die die Verknüpfung von städtischem Erbe und Stadtentwicklung – gerade unter dem Anspruch, demokratischere und repräsentativere Zugänge zu beidem zu gewährleisten – bereithält, sind nicht gering. Die Diskussion wird auch nicht einfacher, wenn Legitimationsstrategien, wie sie durch den Ausbau von partizipativen Elementen eingesetzt werden, kritisch hinterfragbar sind und es bereits das »mühsam errungene Niveau« der fachlich abgestimmten Beiträge in der Praxis »täglich aufs Neue zu verteidigen« gilt.<sup>54</sup> Aber gerade eine städtebaulich wirkende Denkmalpflege, »die sich versteht als ausgleichender und integraler Part der Stadtentwicklung, mit dem Ziel, die denkmalwertebauliche und strukturelle Substanz als stabiles, identifikationstragendes Element zu tradieren«<sup>55</sup> kann durch eine reflexive Praxis, durch transformative Strategien und die Betonung des sozialen Wertes ihre Anschlussfähigkeit in einer sich ausdifferenzierenden, offeneren Gesellschaft fördern und behaupten, Bindung wie auch Orientierung (an)bieten und Gemeinschaften mitgestalten.

- 1 VDL 2016, S. 20.
- 2 Ausführlich diskutiert wird die im Beitrag dargelegte Argumentationsstruktur in der Dissertation der Autorin.
- 3 Speitkamp 1996, S. 402.
- 4 Vgl. hierzu insb. die Diskussionen um den *authorized heritage discourse*, kurz AHD, eingeführt durch Smith 2006.
- 5 Vgl. z.B. Meier/Steiner 2018.
- 6 Vgl. z.B. Holm/Gebhardt 2011.
- 7 Lefebvre 2016 [1968], S. 159.
- 8 Oevermann et al. 2016, S. 6.
- 9 Zur Definition von »urban« vgl. Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache 2020.
- 10 Vgl. z.B. Dellenbaugh et al. 2015.
- 11 Vgl. Presidenza Italiana dei Consiglio dell'Unione Europea 2014.
- 12 Vgl. Jullien 2017.
- 13 Löw 2012, S. 272.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. hierzu Hönig 2019.
- 16 Vgl. Manzo 2006.
- 17 Vgl. Putnam 2001a und Putnam 2011b, S. 20–25. In »Bowling alone« untersuchte Putnam die Erodierung von sozialem Kapital in den USA und sprach sich aus für eine neue politische Kultur des gesellschaftlichen Austausches, um die »racial, social, and geographic cleavages that fracture our metropolitan areas« zu überbrücken (siehe Putnam 2001a, 408).
- 18 Meckseper 1974, S. 12.
- 19 Sauerländer 1975, S. 129.
- 20 Ebd., S. 124–125.
- 21 Burckhardt 1985 [1974], S. 339.
- 22 Scheurmann 2018, S. 472.
- 23 Frank 2016, S. 84.
- 24 Vgl. ICOMOS Australia 1979.
- 25 Vgl. ICOMOS Australia 1999.
- 26 Vgl. ebd.
- 27 Dolff-Bonekämper 2020, S. 7.
- 28 Vgl. z.B. Herold/Scheurmann 2019, S. 155.
- 29 Vgl. z.B. Timm 2017, S. 15.
- 30 Vgl. z.B. Demokratiematrix 2020.
- 31 Bandarin 2019, S. 6.
- 32 Gekürzt und übers. nach UNESCO 2011.
- 33 Bandarin 2019, S. 3 (wie Anm. 31).
- 34 Im Englischen »participatory planning«, vgl. UNESCO 2012, S. 50.
- 35 Europarat 2005.
- 36 Europarat 1975.
- 37 Das Konzept wurde entwickelt von Nye 2004.
- 38 Vgl. z.B. den Modellversuch der Denkmalbehörde Erfurts »Beteiligung in der Denkmalpflege«. Ein illustrativer Artikel dazu findet sich unter Grass 2020.
- 39 So z.B. das Kommunale Denkmalkonzept Bayern, in das die Autorin dieses Artikels selbst durch ein Kooperationsprojekt mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege involviert ist. Vgl. hierzu einführend Gunzelmann et al. 2017.
- 40 Breuer 1996, S. 32.
- 41 Vgl. z.B. ICOMOS 2017.
- 42 Council of Europe 2005, S. 5.
- 43 Vgl. Shore 2006, S. 283.
- 44 ICOM 2020.
- 45 Vgl. Sternfeld 2018, S. 76.
- 46 Ebd., Klappentext.
- 47 Vgl. z.B. Taylor/Cranton 2012.
- 48 Vgl. hierzu Häger 2020.
- 49 Vgl. hierzu die Präambel des Denkmalschutzgesetzes von Schleswig-Holstein aus dem Jahr 2014, das bewusst darauf hinweist, dass Toleranz und Solidarität auch mit »Minderheiten« durch Denkmäler vertieft wird.
- 50 Ein Ansatz der auch in der Forschungsgruppe »Curating the City« als Teil des Centre for Critical Heritage Studies an der UCL und der Universität von Göteborg vertreten wird.
- 51 Participatory Action Research ist eine Methode, die hierzu vielversprechend scheint. Vgl. z.B. Wells 2015.
- 52 Vgl. Hayden 1995.
- 53 Für weitere Informationen vgl. Netzwerk Bürgerbeteiligung.
- 54 Harzenetter / Hitthaler 2019, S. 150.
- 55 Ebd., 136.

## LITERATURVERZEICHNIS

## Bandarin 2019

Bandarin, F.: Reshaping Urban Conservation, in: Pereira Roders, A./Bandarin, F. (Hg.), Reshaping Urban Conservation. The Historic Urban Landscape Approach in Action (Creativity, Heritage and the City, 2), Singapur 2019, S. 3–20.

## Breuer 1996

Breuer, T.: Denkmalkunde. Was ist schützenswert und warum? Vom Kunstdenkmal zum Kulturdenkmal, in: Hoffmann, V./Autenrieth, H.-P. (Hg.): Denkmalpflege heute. Akten des Berner Denkmalpflegekongresses Oktober 1993 (Neue Berner Schriften zur Kunst, 1), Bern u.a. 1996, S. 13–37.

## Burckhardt 1985 [1974]

Burckhardt, L.: Denkmalpflege und Soziologie, in: Brock, B. (Hg.): Lucius Burckhardt. Die Kinder fressen ihre Revolution, Wohnen, Planen, Bauen, Grünen, Köln 1985 [1974], S. 331–339.

## Council of Europe 2005

Council of Europe (Hg.): Explanatory Report to the Council of Europe Framework Convention on the Value of Cultural Heritage for Society (Council of Europe Treaty Series, 199), Faro 2005, verfügbar unter: <https://www.coe.int/en/web/culture-and-heritage/faro-convention> [27.09.2020].

## Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache 2020

Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, Stichwort »urban«, verfügbar unter: <https://www.dwds.de/wb/urban> [26.09.2020].

## Dellenbaugh et al. 2015

Dellenbaugh, M./Müller, A. K./Kip, M./Schwegmann, M./Bieniok, M. (Hg.): Urban Commons. Moving Beyond State and Market (Bauwelt Fundamente, 154), Basel 2015.

## Demokratiematrix 2020

Demokratiematrix, verfügbar unter <https://www.uni-wuerzburg.de/aktuelles/einblick/single/news/demokratiematrix-2019-weniger-demokratien-mehr-hybride-regime/> [28.09.2020].

## Dolff-Bonekämper 2020

Dolff-Bonekämper, G.: Teilhabe und Mitverantwortung oder: Wer hat eigentlich das Wort in der Denkmalpflege?, in: Die Denkmalpflege (78/1) 2020, S. 5–8.

## Europarat 2005

Europarat: Rahmenkonvention über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft, Faro 2005.

## Europarat 1975

Europarat: Deklaration von Amsterdam. Europäischer Denkmalschutzkongress, Amsterdam 1975.

- Frank 2016  
Frank, S.: Missing Link. Urban Heritage aus Sicht der Soziologie, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2016, S. 75–86.
- Grass 2020  
Grass, M.: Denkmalpopulismus?, verfügbar unter <https://www.marlowes.de/denkmalpopulismus/> [30.09.2020].
- Gunzelmann et al. 2017  
Gunzelmann, T./Sandmeier, J./Selitz, L. M./Vinken, G.: Das »Kommunale Denkmalkonzept«. Eine Perspektive für mehr Eigenverantwortung von Kommunen und Bürgergesellschaft im System Denkmalpflege, in: Die Denkmalpflege (75/1) 2017, S. 20–26.
- Häger 2020  
Häger, B.: Interesse am Interesse. Über die Notwendigkeit und den Nutzen von Partizipation in der Denkmalpflege, in: Die Denkmalpflege (78/1) 2020, S. 9–14.
- Harzenetter/Hitthaler 2019  
Harzenetter, M./Hitthaler, A.: Stadtentwicklungsdynamik und baukulturelles Erbe aus der Perspektive der städtebaulichen Denkmalpflege. In: Forum Stadt (46/2) 2019, S. 134–150.
- Hayden 1997  
Hayden, D.: The power of place. Urban landscape as public history, Cambridge, Mass./London 1995.
- Herold/Scheurmann et al. 2019  
Herold, S./Scheurmann, I.: »Shared Heritage« oder »Sharing Heritage«? Perspektiven auf das kulturelle Erbe in Europa, in: Herold, S./Randla, A./Scheurmann, I. (Hg.): Renationalisierung oder Sharing Heritage. Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018? (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., 28), Holzminde 2019, S. 152–155.
- Holm/Gebhardt 2011  
Holm, A./Gebhardt, D. (Hg.): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen, Hamburg 2011.
- Hönig 2019  
Hönig, S.: Das atmosphärische Ensemble. Bauliche Objektgruppe oder stimmungshaften Erscheinung?, in: archimaera (8) 2019, S. 49–64. Online verfügbar unter <http://www.archimaera.de> [27.09.2020].
- ICOM 2020  
ICOM (2020): Museum Definition, verfügbar unter <https://icom.museum/en/resources/standards-guidelines/museum-definition/> [28.09.2020].
- ICOMOS 2017  
ICOMOS: Delhi Declaration on Heritage and Democracy, Delhi 2017.
- ICOMOS Australia 1979  
ICOMOS Australia: The Australia ICOMOS Guidelines for the Conservation of Places of Cultural Significance (Burra Charter), Burra 1979.
- ICOMOS Australia 1999  
ICOMOS Australia: The Burra Charter. Charter for Places of Cultural Significance, 1999.
- Jullien 2017  
Jullien, F.: Es gibt keine kulturelle Identität. Wir verteidigen die Ressourcen einer Kultur, Berlin 2017.
- Lefebvre 2016 [1968]  
Lefebvre, H.: Das Recht auf Stadt. Aus dem Französischen v. Althaler, B. (Original: Le droit à la ville, Übers. liegt 3. Aufl. zugrunde), Hamburg 2016 [1968].
- Löw 2012  
Löw, M.: Raumsoziologie, 7. Auflage, Frankfurt am Main 2012 [2001].
- Manzo 2006  
Manzo, L. C.: Finding Common Ground. The Importance of Place Attachment to Community Participation and Planning, in: Journal of Planning Literature (20/4) 2006, S. 335–350.
- Meckseper 1974  
Meckseper, C.: Stadtbild, Denkmal und Geschichte, in: Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege (1) 1974, S. 3–22.
- Meier/Steiner 2018  
Meier, H.-R./Steiner, M.: Denkmal – Erbe – Heritage: Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur. Einführung in das Tagungsthema, in: Bogner, S./Franz, B./Meier, H.-R./Steiner, M. (Hg.): Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur [= Monument – Patrimony – Heritage. Industrial Heritage and the Horizons of Terminology], Holzminde 2018, S. 16–35.
- Netzwerk Bürgerbeteiligung Sammlung kommunaler Leitlinien und Handlungsempfehlungen für die Bürgerbeteiligung  
Sammlung kommunaler Leitlinien und Handlungsempfehlungen für die Bürgerbeteiligung, verfügbar unter: <https://www.netzwerk-buergerbeteiligung.de/kommunale-beteiligungspolitik-gestalten/kommunale-leitlinien-buergerbeteiligung/sammlung-kommunale-leitlinien/browse/1/> [27.09.2020].
- Nye 2004  
Nye, J. S.: Soft Power. The Means to Success in World Politics, New York 2004.
- Oevermann et al. 2016  
Oevermann, H./Gantner, E. B./Frank, S.: Städtisches Erbe – Urban Heritage, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, 2016, S. 5–10.
- Presidenza Italiana del Consiglio dell'Unione Europea 2014  
Presidenza Italiana del Consiglio dell'Unione Europea; italia2014.eu: Heritage Commons. Towards a Participative Heritage Governance in the Third Millennium, International Conference, Venaria Reale, Turin, 23./24. September 2014, verfügbar unter: [www.beniculturali.it/mibac/multimedia/MiBAC/documents/1411369385639\\_Heritage\\_Commons\\_Conference\\_\\_Turin\\_23-24.09.2014.pdf](http://www.beniculturali.it/mibac/multimedia/MiBAC/documents/1411369385639_Heritage_Commons_Conference__Turin_23-24.09.2014.pdf) [27.09.2020].
- Putnam 2001a  
Putnam, R. D.: Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community, New York 2001.
- Putnam 2001b  
Putnam, R. D. (Hg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh 2001.
- Sauerländer 1975  
Sauerländer, W.: Erweiterung des Denkmalbegriffs?, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege (33) 1975, S. 117–130.
- Scheurmann 2018  
Scheurmann, I.: Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln/Weimar/Wien 2018.
- Shore 2006  
Shore, N.: Whose Heritage? The Construction of Cultural Built Heritage in a Pluralist, Multicultural England, Ph.D-Thesis University of Newcastle, verfügbar unter <http://theses.ncl.ac.uk/jspui/handle/10443/1654> [28.09.2020].
- Smith 2006  
Smith, L.: Uses of Heritage. London 2006

- Speitkamp 1996  
 Speitkamp, W.: Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft), Göttingen 1996.
- Sternfeld 2018  
 Sternfeld, N.: Das radikaldemokratische Museum (Edition Angewandte, 3), Berlin 2018.
- Taylor / Cranton 2012  
 Taylor, E. W./Cranton, P. (Hg.): The Handbook of Transformative Learning. Theory, Research, and Practice (Jossey-Bass Higher and Adult Education Series), San Francisco 2012.
- Timm 2017  
 Timm, E.: Geladene Gäste und andere Beteiligte in der öffentlichen Kultur- und Wissenschaftsvermittlung: amator und kalioppe in der partizipativen Wende des Politischen, in: Cantauw, C./Kamp, M./Timm, E. (Hg.): Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 127), Münster 2017, S. 13–26.
- UNESCO 2011  
 UNESCO (Hg.): Proposal Concerning the Desirability of a Standard-Setting Instrument on Historic Urban Landscapes, General Conference, Paris 2011, verfügbar unter: <https://unesdoc.unesco.org/ark:/48223/pf0000158388> [27.09.2020].
- UNESCO 2012  
 UNESCO: Records of the General Conference, 36th session, Paris, 25 October – 10 November 2011, v. 1: Resolutions, Paris 2012, verfügbar unter <http://unesdoc.unesco.org/images/0021/002150/215084e.pdf#page=52> [27.09.2020].
- VDL 2016  
 Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VDL)/Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hg.): Leitbild Denkmalpflege. Zur Standortbestimmung der Denkmalpflege heute, o.O. 2016.
- Wells 2015  
 Wells, J. C.: In Stakeholders We Trust. Changing the Ontological and Epistemological Orientation of Built Heritage Assessment Through Participatory Action Research, in: Szmygin, B. (Hg.): How to Assess Built Heritage? Assumptions, Methodologies, Examples of Heritage Assessment Systems, Lublin 2015, S. 249–265.
- Abb. 1 Zwischen gay pride, »Raumbranding« und Gentrifizierung: Regenbogenzebrastreifen an der Kreuzung Bank Street/Somerset Street West in Ottawa, 2018, Archiv Lisa Marie Selitz.
- Abb. 2 Repräsentativer Pailou am Eingang des China Towns Ottawas, Somerset Street West; gleich dahinter: Petro-Canada, 2018, Archiv Lisa Marie Selitz.
- Abb. 3 Der Historic Yonge Street Conservation District unter Veränderungsdruck im CBD Torontos, 2018, Archiv Lisa Marie Selitz.

# Konstruktion von Aufwertung

Die Rolle lokaler Akteure und deren Instrumentalisierung im Stadterneuerungsprozess des Leipziger Ostens

Laura Torreiter

*Neue Gründerzeit, Gründerzeit Erleben und Internationales Quartier* waren die Namen von Konzepten zur Revitalisierung des östlichen Leipziger Stadtgebietes in den 2000er Jahren.<sup>1</sup> Die baulich verfallenen und sozioökonomisch benachteiligten Wohnquartiere erhielten bereits kurz nach der Wende eine Förderung im Rahmen von Sanierungsgebieten. Zusätzlich wurden sie durch das Bund-Länder-Programm Soziale Stadt und den EU-Regionalfonds unterstützt. Aufwertungen des öffentlichen Raums, wie die Neugestaltung eines Stadtteilparks, sollten private Investitionen vorbereiten [ Abb.1 ]. Dass die staatlich unterstützte Stadterneuerung eine Gentrifizierung anstoßen kann, zeichnete Andrej Holm für Berlin Prenzlauer Berg nach.<sup>2</sup> In Leipzig beobachteten Jan Glatter und Karin Wiest eine sozial-räumliche Differenzierung ohne direkte Verdrängung durch die geförderte Aufwertung bestimmter Lagen in der Situation eines stagnierenden Immobilienmarktes mit vorherrschendem »Mietermarkt.«<sup>3</sup> Die Bedingungen änderten sich zum einen mit der europäischen Finanzkrise, seit der zunehmend von Auswärtigen in Immobilien investiert wurde und zum anderen mit den starken Einwohnerzuwächsen in den 2010er Jahren. Diese ließen den Osten Leipzigs wieder attraktiv werden. Mit dem Ziel der baulichen Inwertsetzung durch die öffentliche Hand ist auch die Auflösung sozialer Problemlagen verbunden. Das Dilemma für die Stadtplanung liegt darin, dass Maßnahmen zwar damit begründet werden, die Lebensqualität der Bewohnerschaft zu verbessern, doch dass das Vorantreiben einer sog. sozialen Mischung langfristig zur Verdrängung ärmerer Bevölkerungsgruppen beiträgt. Dies stellte Loretta Lees mit Verweis auf Studien zu Großstädten dar.<sup>4</sup>



In Leipzig hat man zur Bewahrung des Altbaubestandes und der Stabilisierung der Sozialstruktur Ansätze verfolgt, Ortsansässige beim Erwerb und der Sanierung von Gebäuden zu unterstützen. Zudem wurde eine Förderung zur Wiederinbetriebnahme von Gewerbeflächen angeboten. Migranten erschlossen den von Leerstand geprägten Stadtraum für sich und eröffneten Geschäfte und religiöse Einrichtungen. Aufgrund der niedrigen Kaufpreise konnten neben westdeutschen Anlegern, Personen vor Ort, darunter Migranten, Immobilien erwerben. Die Rolle lokaler Akteure in der Transformation vom benachteiligten zum aufgewerteten Quartier wird in diesem Beitrag analysiert. Es wurde der Frage nachgegangen, inwieweit die kommunalen Aktivitäten eine Inwertsetzung des Baubestandes steuern und welche Funktionen dabei Pionieren, wie migrantischen Gewerbetreibenden und Hausbesitzern, zugesprochen werden. Ferner galt es herauszufinden, wie Personen mit Zuwanderungsgeschichte selbst die Entwicklung einschätzen und wie sie ihre eigene Position darin wahrnehmen. Die dargelegten Erkenntnisse basieren auf einer Dissertation über die Stadterneuerung im Leipziger Osten und die Sanierung von Altbauten durch migrantische Eigentümer. In einer zweiphasigen empirischen Erhebung zwischen 2012 und 2016 wurden in teilstrukturierten Befragungen zunächst Perspektiven von behördlichen und bürgerschaftlich engagierten Akteuren auf den Entwicklungsprozess dokumentiert. Im Anschluss erfolgte die Ermittlung von Standpunkten von Personen mit Migrationserfahrung, die im Quartier Eigentum erworben hatten bzw. mit der Sanierung von Gebäuden beauftragt waren. Die Gespräche waren mit Begehungen der Immobilien verbunden. Zudem wurde die Erneuerung im Stadtbezirk über viele Jahre beobachtet.

Das Untersuchungsgebiet setzt sich zusammen aus Gründerzeitquartieren mit einfacher Ausstattung und repräsentativen Gebäuden an den Magistralen. Der Osten der Stadt bildet den Bereich, den die Aufwertung als letztes erfasst hat. Zu den ab Mitte der 2000er Jahre entwickelten Ideen für den Leipziger Osten zählt u.a. *Gründerzeit Erleben*. Die touristische Vermarktung des Quartiers am Neustädter Markt wurde jedoch nicht realisiert. Eine Ansiedlung traditioneller Handwerksbetriebe und Übernachtungsmöglichkeiten in Gebäuden mit Ausstattung aus der Entstehungszeit, wie Kohleöfen, sollten eine überregionale Anziehungskraft generieren.<sup>5</sup> Unter dem Schlagwort *Neue Gründerzeit* wurden verschiedene Ansätze zur wirtschaftlichen Stabilisierung umgesetzt, wie z.B. die Unterstützung von Eigentumsbildung und Initiativen für Existenzgründungen.<sup>6</sup> Mit dem Konzept *Internationales Quartier* verfolgte man die Förderung von migrantischer Ökonomie zur Stärkung der Nahversorgung und Arbeitsplatzsituation.<sup>7</sup>

Der Zuzug von Migranten in das östliche Stadtgebiet konnte den vorherrschenden Wegzug ausgleichen. Die Anteile überstiegen den auf niedrigem Niveau kontinuierlich wachsenden Migrantenanteil in der Gesamtstadt um ein Vielfaches. Die Ortsteile Neustadt-Neuschönefeld und Volkmarsdorf verzeichneten 2020 Ausländerquoten von 26,1% und 32,1% sowie Migrantenquoten von 37,8% und 42,4%. In der Gesamtstadt lag die Ausländerquote bei 10,4% und die Migrantenquote bei 16,0%.<sup>8</sup> Einige Migranten lebten vor der Wende in Westdeutschland, darunter z.B. Türkeistämmige. Weitere Personen diverser Herkunft immigrierten, z.B. aus postsowjetischen Staaten. Hinzu kommen Geflüchtete, wie Kurden oder Personen aus dem Irak, Afghanistan, Syrien und anderen Krisenregionen. Den sich niederlassenden Migranten folgten weitere Pioniere, die nichtkommerzielle Projekte initiierten oder Cafés eröffneten.

Da nur ein geringer Anteil von Immobilien in den Händen von Leipziger Bürgern ist, hat die Kommune in einer Zeit hohen Leerstands versucht, den Immobilienerwerb und die Sanierung durch ortsansässige Privatpersonen zu fördern. Diese wurden zu günstigen und denkmalgerechten Sanierungsmethoden beraten. Eine niedrigschwellige, d.h. nur notwendige Modernisierung zur Sicherung der Substanz und Bewohnbarmachung, sollte den Mietpreis gering halten. Die Stadtverwaltung sieht in lokalen Eigentümern einen Stabilitätsfaktor. In den 2000er Jahren wollte man mit der Unterstützung von Selbstnutzern zunächst der weiteren Abwertung benachteiligter Quartiere entgegenreten.<sup>9</sup> Mit steigendem Investitionsdruck ab den 2010er Jahren erhoffte man sich, mit der »Schaffung von gemeinschaftlichem und bezahlbarem Wohneigentum«, Gentrifizierungseffekte abzuschwächen.<sup>10</sup>

Möglichkeiten für kommunale Bauprojekte sind begrenzt, da Liegenschaften und Infrastruktur teilweise privatisiert wurden. Die städtische Wohnungsbaugesellschaft LWB verkaufte überdies Altbauten in Streubestand, da sie sich nicht in der Lage sah, eine Instandsetzung zu stemmen [ Abb. 2 ]. Ihrer sozialen Verantwortung möchte sie nachkommen, indem preiswerter Wohnraum im Nachkriegsbestand bereitgehalten wird. Damit verliert das zentrale östliche Stadtgebiet seine Integrationsfunktion für ärmere und migrantische Bevölkerung. Diese konzentriert



sich zunehmend in Randlagen. Durch die Schaffung neuen Wohnraums mit der derzeitigen Sanierung der letzten leerstehenden Altbauten, sind direkte Verdrängungen noch auf einem niedrigen Niveau. Mieterhöhungen resultieren aus steigenden Immobilienpreisen, hochwertigen Sanierungen und häufigen Neuvermietungen. Es erfolgen vereinzelt Umwandlungen in Eigentumswohnungen. Im Sanierungsgebiet Neustädter Markt waren bisher Baumaßnahmen genehmigungspflichtig, doch wurde die Satzung Ende 2020 aufgehoben. Um den Aufwertungsdruck zu mildern und Bewohner »vor sehr teuren Modernisierungen und Sanierungen« zu schützen, wurden für zwei östliche Teilbereiche Soziale Erhaltungssatzungen erlassen.<sup>11</sup>

## Die Rolle der lokalen Akteure bei der Inwertsetzung

Wegen der geringen Auslastung der Wohnquartiere gab es im Leipziger Osten zunächst nur wenige Bewohnerinitiativen, die ihre Interessen öffentlich vertraten. In den letzten Jahren aber gab es einzelne Besetzungen leerstehender Häuser und Proteste. Diese gingen einer direkten Verdrängung meist voraus. Mit dem Einsetzen eines Image-Wandels lässt sich zunächst eine symbolische Gentrifizierung erkennen.<sup>12</sup> Die Denkmaleigenschaft der Bauten, aber auch Multikulturalität und Subkultur im Quartier, werden »inszeniert« und vom Stadtmarketing sowie der Immobilienwirtschaft zur Vermarktung der Bestände aufgegriffen.<sup>13</sup> Eine neue Prägung des Images wurde durch den hohen Leerstand im Leipziger Osten begünstigt. Die Medienrepräsentation schwankt zwischen einer Skandalisierung von Kriminalität und der Romantisierung von Vielfalt. Stadtplanerische Konzepte folgen häufig der Ansicht, dass Diversität sich vorteilhaft auf Innovationen in Wirtschaft und Kultur auswirkt, bzw.

sogar essenziell für die urbane Entwicklung ist.<sup>14</sup> Über die Betrachtung von Migration als Potential für die Regenerierung eines Stadtquartiers hinaus, bestehen davon abweichende Lebensrealitäten der Anwohnerschaft. Dies dokumentierten bereits u.a. Erol Yildiz und Birgit Mattausch.<sup>15</sup> Deshalb werden im Folgenden zunächst Positionen von behördlich Beauftragten, Fachleuten und privat Engagierten sowie anschließend Erfahrungen von migrantischen Akteuren dargestellt.

## Sichtweisen von behördlich Beauftragten und privat Engagierten

Befragt wurden u.a. Mitarbeitende der städtischen Wohnungsbaugesellschaft und der Ämter für Stadtentwicklung, Planung und Denkmalpflege sowie Angehörige von Vereinen, der Kulturbranche und freiberuflich in der Planung Tätige. Von Interesse waren Haltungen zur

Sanierungstätigkeit und Bewohnerentwicklung sowie zum Einfluss der Kommune auf diese Prozesse. Eine im Bereich Bauwesen tätige Person hatte die Stadterneuerung seit der Wende begleitet. Sie beschrieb, dass Strukturen, die sich in anderen Stadtbereichen von selbst geformt hatten, mittels Förderung auch im Leipziger Osten aufgebaut werden sollten. Es wurde auf Einrichtungen der Kreativwirtschaft im Leipziger Westen verwiesen. Beim daraufhin geschaffenen Konzept *Neue Gründerzeit* wurden sich die Beteiligten zunächst nicht über die inhaltliche Ausrichtung einig. Die Verwendung der Bezeichnung Gründerzeit wurde von Einigen als etwas »Reaktionäres, Verstaubtes« aufgefasst.<sup>16</sup> Auch der Aufbau eines sog. *Internationalen Quartiers* wurde von einem Befragten kritisch gesehen. Die »Profilierung des Fremden als Marke« könnte eine Sonderstellung in negativer Hinsicht betonen.<sup>17</sup> Einer im Quartier wohnenden Person zufolge war die räumliche Fokussierung in Verbindung mit einer verstärkten Unterbringung von Asylsuchenden ungünstig. Dadurch wurde ein sozialer Brennpunkt »erzeugt.«<sup>18</sup>

Aus Sicht von in der Stadtplanung Tätigen wurden die Erwartungen an die Wirtschaftseffekte nicht erfüllt. Eine Ansiedlung hochwertigen Gewerbes und Handwerks scheiterte. Die Einzelhandels- und Dienstleistungsstruktur wurde als unzureichend beurteilt, da gleichförmige Imbisse und Gebrauchsgüterläden dominierten. Vom Denkmalamt wurde die Anbringung zu großer Reklame-Tafeln bemängelt. Auch einige Sanierungen wurden von Personen, die mit Denkmalschutz vertraut sind, als nicht qualitativ eingeschätzt. Jedoch wurde anerkennend festgestellt, dass Migranten z.B. durch Immobilienerwerb zum Erhalt von Häuserzeilen auch an unbeliebteren Magistralen beigetragen haben. Laut Mitarbeitenden der Denkmalpflege sei die Zusammenarbeit mit unerfahrenen Kleineigentümern im Gegensatz zu professionellen Investoren aufwendiger. Mit steigendem finanziellen Spielraum werden Sanierungen schneller und mit eigener fachlicher Begleitung umgesetzt. Sie gaben jedoch an, im Hinblick auf die wirtschaftliche Zumutbarkeit, Privatpersonen gegenüber eher Zugeständnisse zu machen.<sup>19</sup> Ein Mitglied eines Bürgervereins vertrat die Ansicht, dass der Denkmalstatus Entwicklungen gehemmt hat.<sup>20</sup> Auch weitere Befragte wünschten sich einen flexibleren Umgang mit der historischen Bausubstanz, der sich an den Lebensgewohnheiten der

Nutzer orientieren sollte. Kritisiert wurde eine Sanierung nach ästhetischen Gesichtspunkten, wie aufwendige Fassadenrekonstruktionen. Im Kulturbereich tätige Nutzer wollten keine optisch hochwertige Gestaltung, da sie sich ihrer eigenen aufwertenden und potenziell verdrängenden Rolle bewusst sind.<sup>21</sup> Eine beim Amt für Stadterneuerung beschäftigte Person nahm die Entwicklungen seit Beginn der 2010er Jahre als ungewöhnlich dynamisch wahr. Es wurde bei ihr der Eindruck erweckt, dass die Stadien eines Gentrifizierungsprozesses, von einer Pionierphase zur Aufwertung auf hohem Niveau, sich überlagerten.<sup>22</sup> Professionelle Investoren konnten die meisten begehrten Räume und Flächen erlangen, sodass nur noch einzelne größere Projekte umgesetzt werden konnten, wie Ateliers oder Einrichtungen der Subkultur. Einige der zwischengenutzten Wohngebäude konnten langfristig von Nutzern übernommen werden. Meist kam jedoch die temporäre Instandhaltung und kulturelle Aufwertung des Umfeldes v.a. den Immobilienbesitzern zugute, während Pioniere weiterziehen mussten. Von einer in der Kulturwirtschaft tätigen Person wurde bedauert, dass dies von der Stadt hingenommen wird.<sup>23</sup> Der Verein *Japanisches Haus* z.B. war bereits vom Leipziger Westen auf den Osten ausgewichen [ Abb. 3 ].

Parallel zu der von Befragten geschilderten Aufwertung ließ sich eine Verstärkung der Maßnahmen für die öffentliche Ordnung feststellen. Nach einer Phase der Akzeptanz informeller Nutzungen wird stärker auf das Einhalten von Genehmigungen geachtet. Überwachungskameras wurden angebracht und ein Bereich mit Waffenverbot ausgewiesen. Polizeikontrollen sollen ein verbessertes Sicherheitsgefühl erzeugen, bzw. den Bedürfnissen der Mittelschicht dienen. 2014 wurde ein Bebauungsplan erstellt, um bestimmte Gewerbe einzuschränken, wie Spielotheken,



Wettbüros und Bars.<sup>24</sup> Auch wenn die bestehende Geschäftsstruktur kritisiert wurde, so erfüllt sie doch wichtige Funktionen für die Anwohner. Allmählich differenziert sich das Angebot und Ladenlokale werden renoviert, um der Nachfrage neuer Kundenschichten gerecht zu werden.

## Perspektiven migrantischer Akteure

Trotz der schlechten Wirtschaftslage konnten sich Migranten am Standort etablieren. Bereits vor einer Förderung durch die Stadt wurden Geschäfte

eröffnet. Wie die unterschiedlichen religiösen Einrichtungen im Quartier, bieten auch diese eine Integrationsfunktion für neu ankommende Einwanderer. Ein großer Teil der Migranten ist, wegen begrenzter Beschäftigungsmöglichkeiten und Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, selbstständig tätig in der Gastronomie, im Handel oder im Bausektor. Viele Haushalte, die einen sozioökonomischen Aufstieg geschafft haben, wandern in bürgerliche Stadtteile oder ins Umland ab. Aufgrund der zentrumsnahen Lage und bestehenden Netzwerken sind Einige geblieben und haben z.T. Immobilien erworben, als Absicherung für die Familie, für Gewerbe und zur Eigennutzung. Ein Hauskauf wurde häufig mit Eigenkapital finanziert, nur Wenige erhielten Kredite. Die geringe Finanzkraft wurde durch den Einsatz von Sozialkapital ausgeglichen. Sanierungen erfolgten mit hoher Eigenleistung und mit Hilfe von Freunden und Verwandten, die über Kenntnisse im Baugewerbe verfügen. Die befragten selbstnutzenden Eigentümer haben eine intensive Bindung zur Nachbarschaft aufgebaut. Ihre Nachkommen identifizieren sich mit dem Haus und dem Quartier:

Wir haben einen Hinterhof und einen Garten nebenan.

Die Wände im Haus sind kaputt. Wenn jemand kommt, den würde das vielleicht stören. Wir haben die Wände bekrizelt mit Kreide, da stehen unsere Namen. Wenn wir Bilder sehen, dann wissen wir, das war in der Ecke. Im Hinterhof haben wir alle Geburtstage gefeiert. Wenn wir verkaufen, gehen wir in ein moderneres Haus. Es ist traurig, ich würde es nicht verkaufen. Da sind so viele Geschichten, Erinnerungen.<sup>25</sup>

Häuser privater Kleineigentümer im Leipziger Osten haben einen vergleichsweise niedrigen Sanierungs- und Ausstattungsstandard, was dem Erhalt von Wohnungen im niedrigen Preissegment dienen kann. Jedoch dachten einige Befragte darüber nach, ihr Haus bei steigenden Preisen zu verkaufen. Diskriminierungen benachteiligter Gruppen auf dem Leipziger Wohnungsmarkt nehmen zu. Die Annahme, dass migrantische Eigentümer durch ihre Vermietungspraxis dazu beitragen, den Standort für andere Zuwanderer zu erhalten, hat sich nicht bestätigt. Die Befragten vermieten nicht bevorzugt an Personen ihrer Herkunftsgruppe. Auch werden z.T. Bezieher von Transferleistungen abgelehnt. Indikatoren für den Aufschwung, wie neue Geschäfte und statushöhere Bewohner, werden von den Befragten als vielversprechend wahrgenommen. Sie profitieren von der Verbesserung der Infrastruktur und haben durch ihre eigenen Investitionen einen Anteil an der Aufwertung. Ein Mitglied einer Religionsgemeinde äußerte, dass man den Standort mit hohem Leerstand bewusst wählte, um keine Konflikte durch Lärm zu

provozieren.<sup>26</sup> Mit höherer Auslastung der Wohnblöcke nehmen Raumnutzungskonflikte jedoch zu. Im Hinblick auf eine potenzielle Verdrängungsproblematik hatten die Befragten keine Bedenken. Ihre moderate finanzielle Ausstattung durch Erträge aus Gewerbe oder Immobilien erlaubt ihnen zunächst den Verbleib am Standort. Ein Befragter verfolgte die Strategie, ein Haus zu sanieren und anschließend ein weiteres zu erwerben, wenn der finanzielle Spielraum es zulässt. Da in der Anfangsphase kaum Gewinne aufgrund fehlender Mieteinnahmen erzielt wurden, bestand ein Risiko in der Investition. Er beschrieb seine Situation folgendermaßen:

Es ist immer so, wenn du eine Arbeit machst, richtig hart arbeitest, ist es immer noch nicht sicher. [...] Man darf keine Fehler machen, sonst kann man sich lebenslang kaputt machen. Gut recherchieren, überlegen, wie Gesetze funktionieren.<sup>27</sup>

Der Befragte hatte durch hohen Arbeitseinsatz und geschicktes Kalkulieren Erfolg mit seinen Unternehmungen. Er hat den Aufstieg in die örtliche Mittelschicht erreicht. Doch ließen sich bei migrantischen Gewerben knappe finanzielle Ressourcen und prekäre Beschäftigungssituationen beobachten. Es wurde bestätigt, dass einige kleinere Firmen sich nur für kurze Zeit halten konnten.<sup>28</sup> Die befragten Hausbesitzer und Unternehmer sehen sich z.T. einer Diskriminierung ausgesetzt. Sie fühlen sich als Fremde wahrgenommen und werden mit Kriminalität im Quartier in Verbindung gebracht. Gleichzeitig wirkt sich der schlechte Ruf des Viertels geschäftsschädigend aus. Es treten Konflikte mit dem delinquenten Milieu im öffentlichen Straßenraum auf. Hinzu kommen Diebstähle von Geräten auf Baustellen. Eine im Baugewerbe tätige Person schilderte, dass die geringen Kenntnisse von Fachsprache bzw. Verordnungen von einheimischen Auftraggebern ausgenutzt werden. Auch die Ausführung der Sanierung wird mitunter kritisiert, um einen Preisnachlass zu erreichen:

Eine deutsche Firma versucht immer die ausländischen Firmen zu verarschen. Paragraf irgendwas, oder angebliche Mängel. Ich finde, die Ausländer machen sehr gute Arbeit. Aber trotzdem versuchen sie immer ein bisschen den Preis zu drücken. Bekanntschaft ist sehr wichtig im Bau. Wenn man den Bauleiter nicht kennt und es ist eine fremde Firma, dann versuchen sie, diese Firma kaputt zu machen. [...] Es ist nicht unsere Muttersprache. Das sind kleine Sachen. Man geht kaputt dadurch. Wenn man nicht die Augen oder Freunde oder Aufpasser hat, ist es schwierig. [...] Ich hatte auch Geld. Dann hatte ich Probleme, viele Baustellen verloren. Das Geld ist leider weg. Aber muss man weiter kämpfen.<sup>29</sup>

Hier kommt eine Benachteiligung zum Ausdruck, die es dem Befragten erschwerte, sich im Baugewerbe zu behaupten. Er versuchte, sie mit Durchhaltevermögen auszugleichen. Dass er trotz Niederlagen weiterhin in diesem Bereich tätig war, führte er auch auf seine persönlichen und professionellen Netzwerke zurück. Die von Fachleuten bei einzelnen Sanierungen vorgeworfene unzulängliche Verarbeitung lässt sich nach Ansicht der Befragten v.a. auf die Konkurrenz in der Branche zurückführen. Einzelne Firmen würden Preise unterbieten und ihre Mitarbeiter

nicht ausreichend bezahlen. Bei einigen Interviewpartnern wurde eine skeptische Haltung gegenüber Behörden beobachtet.

Ein Eigentümer beklagte eine mangelnde Förderung:

Die Stadt unterstützt gar nichts. Sie hilft den Leuten nicht.

Wenn die Stadt kein Geld gibt. Wenn die Stadt bei

Gebäuden Denkmalschutz erhalten will, muss sie ein bisschen unterstützen.<sup>30</sup>

Der Befragte war von der Ausweisung der Rückbaugebiete in den 2000er Jahren betroffen. Angrenzende Häuser wurden abgerissen. Die Lage seiner Immobilie verhinderte den Erhalt von Fördermitteln oder Krediten. Für andere Bereiche berichteten Befragte von Unterstützungen für Dächer und Fassaden oder von begrenzt verfügbaren Denkmalpflegemitteln für herausragende Bauten. Weiterhin wurden Vergünstigungen für eine energetische Sanierung genutzt. Die Antragsstellung für Fördermittel sei jedoch kompliziert und würde sich nicht immer lohnen. In Bezug auf die Frage nach der Zusammenarbeit mit dem Denkmalpflegeamt wurden unterschiedliche Erfahrungen geschildert. Während die Befragten einerseits die Institution als bedeutsam für den Erhalt der Gebäude und die Sicherstellung einer attraktiven Stadtgestaltung ansehen, werden Entscheidungen der städtischen Mitarbeiter nicht immer respektiert. Einige Interviewte hatten Kenntnisse über Bestimmungen und fanden Wege, sich durchzusetzen:

Ich habe ja ein bisschen Erfahrung mit dem Denkmalschutz hier und das ist ja alles frei Schnauze, was die da machen. Es kommt wirklich darauf an, an wen Sie geraten. Die Person, die zuständig ist für dieses Haus ist etwas penibel, schreibt mir Dinge vor, die man mir eigentlich nicht vorschreiben darf oder kann. [...] Mein Herz schlägt ja für das Denkmal und ich weiß, es bringt nichts. [...] hat mir im Rahmen der Baugenehmigung 14 verschiedene Vorschriften gemacht, ich habe sie angefochten, zwei davon sind übrig geblieben, davon unsinnige wie z.B. die Balkone hinten dürfen aus Stahl wieder hergestellt werden, aber die müssen mit Holz verkleidet werden.<sup>31</sup>

Die unterschiedlichen Interessen von behördlich in der Denkmalpflege Tätigen, der Stadtplanung und Eigentümern traten zutage. Für Eigentümer stehen Ansprüche an die Nutzung und Vermarktung im Vordergrund. Die Anforderungen des Denkmalschutzes wurden von ihnen z.T. als zu hoch erachtet. Kostspielige originalgetreue Wiederherstellungen von Ausstattungselementen, die nur noch in Fragmenten erhalten waren, wie z.B. Treppenhaus-Ausmalungen, wurden von den Befragten als unsinnig erachtet. Den Mietern gegenüber könnten sie deswegen keine höheren Preise rechtfertigen. Auch wurde von Eigentümern angegeben, dass die amtlichen Mitarbeitenden auf Basis persönlicher Präferenzen handeln würden.<sup>32</sup> Dem Erhalt der Gebäude maßen sie eine kulturelle Bedeutung für die Identität bzw. Geschichte der Stadt bei. Sie betonten aber zugleich die wirtschaftlichen Faktoren, wie die touristische Vermarktung und Steuereinnahmen durch sanierte Gebäude.

## Das Heranziehen und die Wertschätzung von Pionieren im Aufwertungsprozess

In der Entwicklung des Leipziger Ostens zeigt sich ein schmaler Übergang von Abwertung zu einer Aufwertung der Bausubstanz und der Sozialstruktur. Die Reprivatisierung und die Denkmalausweisung eines Großteils der Altbauten nach der Wende hat eine Inwertsetzung

der Quartiere vorbereitet, die sich aufgrund der nachteiligen demographischen und wirtschaftlichen Situation verzögerte. Eine durch Leerstand geprägte Interimsphase bot Chancen für die Aneignung der Räume durch Migranten und Angehörige eines alternativen Milieus. Anhand der Konzepte wurde erläutert, wie die Kommune im Rückgriff auf das Potential dieser Pioniere zunächst einem weiteren Niedergang des Stadtgebietes entgegenwirken wollte. Mit der Förderung des Eigentumserwerbs durch Ortsansässige sollte der Standort für die Mittelschicht erschlossen werden. Letztendlich werden durch diese Maßnahmen auch Gentrifizierungsprozesse begünstigt. Die Stadtplanung bezog sich in den Strategien zur symbolischen und funktionalen Aufwertung auf bestehende Zwischennutzungen durch kulturelle Initiativen sowie migrantisches Gewerbe. Die Namen der Konzepte *Gründerzeit Erleben* und *Neue Gründerzeit* veranschaulichen den Wunsch, an eine erfolgreiche Vergangenheit anzuknüpfen. Diesem Anspruch konnte man aufgrund der gegebenen sozialen und ökonomischen Bedingungen am Standort nicht umfänglich gerecht werden. Mit der Strategie *Internationales Quartier* wollte man die Wirtschaftskraft nutzen, die von einem multikulturellen Milieu ausgehen kann. Damit waren Erwartungen an die Initiative migrantischer Akteure verbunden. Die Befragung offenbarte abweichende Zielvorstellungen zur Entwicklung des Stadtgebietes und zur Wiedernutzung der Gebäude. Unter den städtischen Akteuren herrschte ein Bewusstsein für das mögliche Einsetzen einer Gentrifizierung. Dabei verwiesen sie auf andere Altbauquartiere in Leipzig bzw. in westdeutschen Großstädten. Mitunter wurde dieser Prozess aber als unumgänglich angesehen. Aus denkmalpflegerischer Sicht hatte der Erhalt der Gebäude Priorität. Wegen der anfänglich schlechten Vermietungssituation ist man mit Kleineigentümern Kompromisse hinsichtlich der Anforderungen eingegangen. Von Angehörigen der Kulturbranche wurde der Verkauf stadteigenen Eigentums kritisiert. Die Kommune hat mit beschränkten Mitteln versucht, den Wandel sozialverträglich zu gestalten. Um eine Verstetigung der häufigen Eigentumswechsel und einen Erhalt günstigen Wohnraums im Bestand zu erreichen, setzte die Stadt auf den Erwerb durch Ortsansässige. Aus Sicht der Stadtverwaltung erschienen Pioniere in der Anfangszeit passend, den baulichen Verfall aufzuhalten. Im Kulturbereich Engagierte bedauerten, dass diese durch ihren Einsatz eine weitere Attraktivitätssteigerung des Gebiets vorbereitet hatten, aber z.T. nicht permanent am Standort verbleiben können. Zunehmend wurden bestimmte Nutzungen als störend empfunden und einfache Sanierungen abschätzig betrachtet.

Gespräche mit Personen aus der in den Konzepten adressierten Gruppe der Migranten gaben Aufschluss über ihre Handlungsmotive beim Eigentumserwerb und der Sanierung. Zudem wurden mit der Schilderung von alltagsweltlichen Erfahrungen Konflikte und Benachteiligungen deutlich. Die Erhebung zeigte,

dass viele Zuwanderer sich unabhängig von Förderungen ansiedelten. Wenngleich die Befragten an der Entwicklung des Quartiers interessiert waren und sie sich als Bestandteil davon sahen, konnte eine relativ geringe Teilnahme z.B. an städtischen Veranstaltungen festgestellt werden. Bezüglich der Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt ging aus den Interviews mit Eigentümern und im Baugewerbe Tätigen hervor, dass dem Denkmalschutz eine Wichtigkeit zugestanden wird. Jedoch befinden sich die Befragten in der Position, selbstbewusst gegen bestimmte Forderungen anzugehen. Zudem beschrieben sie Diskriminierungserfahrungen bei ihrer Arbeit und im Alltag. Gleichzeitig nehmen sie ihrerseits eine Abgrenzung gegenüber statusniedrigeren Gruppen vor. Die befragten migrantischen Hauseigentümer und Unternehmer leben größtenteils lange in Deutschland. Sie haben sich eine gewisse finanzielle Sicherheit erarbeitet und sind fest eingebunden in soziale Netzwerke. Dies ermöglicht es ihnen, am Standort zu verbleiben. Die Untersuchung verdeutlichte, dass trotz einer Fokussierung auf die Potentiale ansässiger Bevölkerung, die Stigmatisierung ärmerer und migrantischer Bewohnerschaft fortbestand. Die Anerkennung durch die Stadtgesellschaft und Behörden ist v.a. an die ökonomische Leistung, aber auch an kulturelle und soziale Kompetenzen gebunden. Dazu gehören z.B. das Vermögen der Wertschätzung von Baukultur oder nachbarschaftliches Engagement. Sich die innovative Kraft von Pionieren zunutze zu machen, ist eine häufig angewandte Strategie zur Aufwertung benachteiligter Quartiere.<sup>33</sup> Im Leipziger Osten trugen migrantische Akteure zur Revitalisierung der Einkaufsstraßen und der Wohnblöcke bei. Durch ihre Investitionen, den Einsatz von Sozialkapital und ihr Aushandlungsvermögen, sind sie aktive Gestalter der Entwicklung. Die lokalen Eigentümer profitieren ihrerseits von kommunalen Maßnahmen, mit einer Wertsteigerung ihrer Immobilien. Sie haben Strukturen aufgebaut, die eine Verdrängung bisher nicht zulassen und bilden so eine Konstante in einem von Fluktuation geprägten Gebiet. Aufgrund des geringen Anteils ist ihr Einfluss auf Marktprozesse jedoch begrenzt.

Zur Erzielung einer Ansiedlung von gewerblichen und kulturellen Einrichtungen gehörte zu Beginn auch das Dulden informeller oder neuartiger Nutzungen, wie Marktstände, Freisitze oder Räume von Religionsgemeinden. Mit zunehmender Inwertsetzung einher geht auch ein restriktives Eingreifen durch die Behörden. Hinzuziehende wohlhabendere Gruppen schätzen zwar die bestehenden Infrastrukturen, hegen aber gleichzeitig den Wunsch nach stärkerer Ordnung. In ihrer Analyse zur Gentrifizierung in London Spitalfields bezeichnete Jane Jacobs dies als »Multikulturalismus der Bequemlichkeit.«<sup>34</sup> Für die Leipziger Stadtplanung ergibt sich ein Zwiespalt, da weiterhin auf die integrierende Funktion des Stadtraums gesetzt wird. Im Hinblick auf eine sozialverträgliche Stadtentwicklung muss die Wirksamkeit von Strategien, wie die der Eigentumsförderung, hinterfragt werden. Sie berücksichtigt nicht ausreichend die z.T. prekäre Lebenssituation der ansässigen Bewohnerschaft und deren Verdrängung. Die angewandten staatlichen Interventionen sollten bei der Aktivierung interner Ressourcen noch stärker auf lokal gewachsene Strukturen eingehen.<sup>35</sup>

- 1 Stadt Leipzig 2009, S. 34; S. 71.
- 2 Holm 2006, S. 66–67.
- 3 Glatter/Wiest 2008, S. 55–56.
- 4 Lees 2008, S. 2449.
- 5 Stadt Leipzig 2005.
- 6 Stadt Leipzig 2009, S. 34.
- 7 Ebd. S. 142.
- 8 Stadt Leipzig 2021.
- 9 Stadt Leipzig 2003, S. 7.
- 10 Stadt Leipzig 2018, S. 124.
- 11 Stadt Leipzig 2020, S. 8.
- 12 Lang 1998, S. 30.
- 13 Welz 1996, S. 298.
- 14 Wood/Landry 2008, S. 319.
- 15 Yildiz/Mattauch 2009, S. 15–16.
- 16 Interview A5.
- 17 Interview A14.
- 18 Interview A8.
- 19 Interview A18.
- 20 Interview A3.
- 21 Interview A9.
- 22 Interview A17.
- 23 Interview A7.
- 24 Plan und Recht GmbH 2014.
- 25 Interview B2.
- 26 Interview B1.
- 27 Interview B3.
- 28 Interview B9.
- 29 Interview B4.
- 30 Interview B2.
- 31 Interview B6.
- 32 Interview B3, B6, B9.
- 33 Zukin 2010, S. 234.
- 34 Jacobs 1996, S. 160.
- 35 Schillebeeckx et al. 2019, S. 149.

## Glatter/Wiest 2008

Glatter, J./Wiest, K.: Gentrifizierungstendenzen unter den Bedingungen des Mietermarktes? Zum Wandel innenstadtnaher Quartiere in ost-deutschen Städten seit der Wiedervereinigung, in: Gestring, N./Glasauer, H./Hannemann, C./Petrowsky, W./Pohlan, J. (Hg.): Arme reiche Stadt. Jahrbuch StadtRegion, Opladen 2008, S. 55–72.

## Holm 2006

Holm, A.: Die Restrukturierung des Raumes. Machtverhältnisse in der Stadterneuerung der 90er Jahre in Ostberlin, Bielefeld 2006.

## Jacobs 1996

Jacobs, J.M.: Edge of Empire. Postcolonialism and the City, London/New York 1996.

## Lang 1998

Lang, B.: Berlin Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils 1961–1995, Frankfurt am Main 1998.

## Lees 2008

Lees, L.: Gentrification and Social Mixing: Towards an Inclusive Urban Renaissance?, in: Urban Studies (45/12) 2008, S. 2449–470.

## Plan und Recht GmbH 2014

Plan und Recht GmbH: Bebauungsplan Nr. 406 Eisenbahnstraße und Umgebung - Nutzungsarten, Leipzig-Ost, Berlin 2014, verfügbar unter: <https://www.leipzig.de/news/news/bebauungsplan-nr-406-eisenbahnstrasse-und-umfeld-nutzungsarten-leipzig-ost/> [04.10.2020].

## Schillebeeckx/Oosterlynck et al. 2019

Schillebeeckx, E./Oosterlynck, S./De Decker, P.: Migration and the Resourceful Neighborhood: Exploring Localised Resources in Urban Zones of Transition, in: Meeus, B./Arnaut, K./Van Heur, B. (Hg.): Arrival Infrastructures. Migration and Urban Social Mobilities, Cham 2019, S. 131–152.

## Stadt Leipzig 2003

Stadt Leipzig, Stadtplanungsamt: Konzeptioneller Stadtteilplan Leipziger Osten (KSP LeO) - Stadt umbauen! Beiträge zur Stadtentwicklung (38), Leipzig 2003.

## Stadt Leipzig 2005

Stadt Leipzig, Leipziger Osten: Forum #16. Neue Projekte und Integration, Leipzig 2005, verfügbar unter: <http://www.leipziger-osten.de/content/for-um-leipziger-osten/archiv/forum-16/> [18.09.2020].

## Stadt Leipzig 2009

Stadt Leipzig, Stadtplanungsamt: Leipzig 2020. Integriertes Stadtentwicklungskonzept (Seko 2020) Langfassung, Leipzig 2009.

## Stadt Leipzig 2018

Stadt Leipzig, Stadtplanungsamt: Integriertes Stadtentwicklungskonzept Leipzig 2030 (INSEK). Leipzig 2018.

## Stadt Leipzig 2020

Stadt Leipzig, Referat Kommunikation: Leipziger Amtsblatt (13), Leipzig 2020.

## Stadt Leipzig 2021

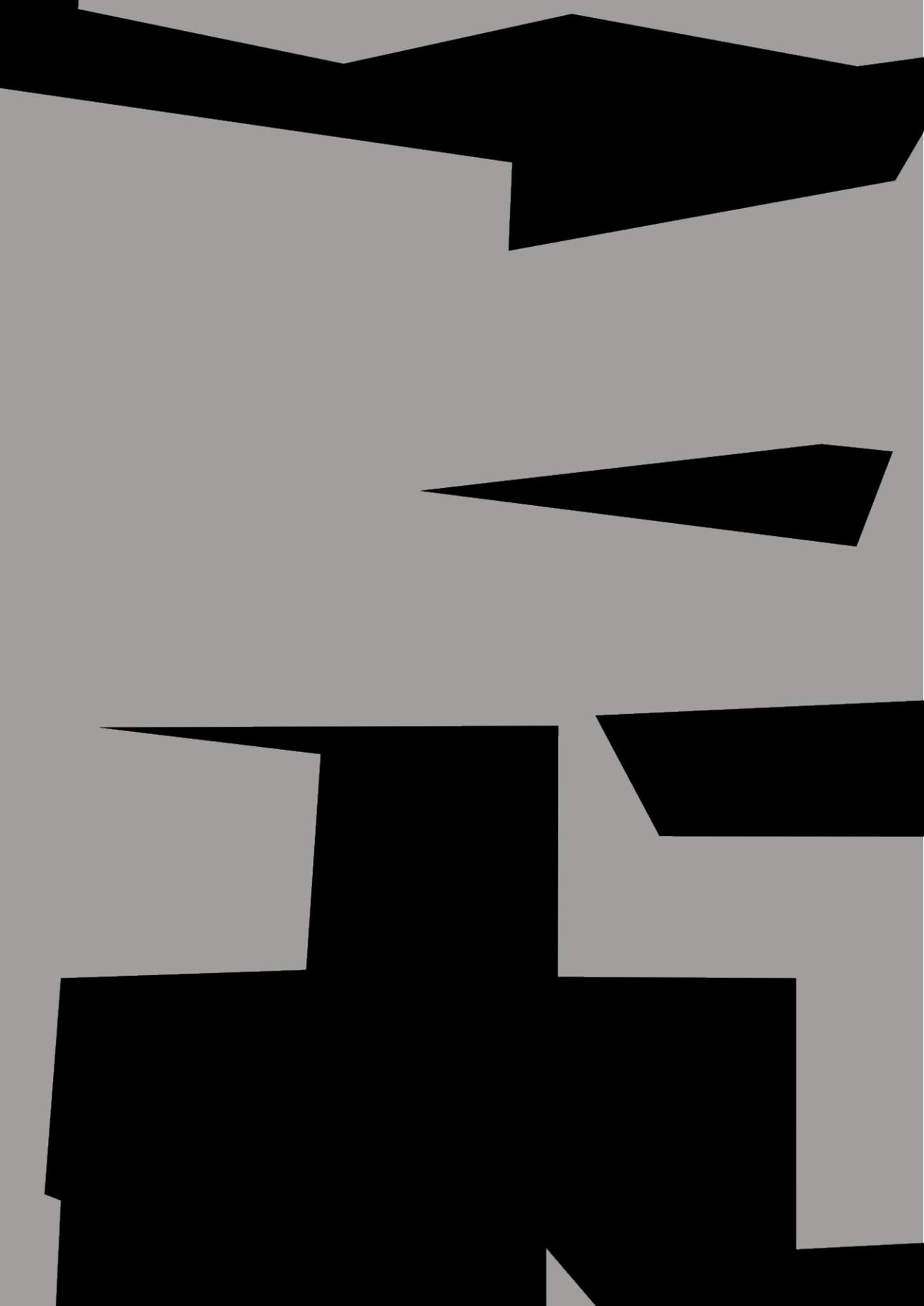
Stadt Leipzig, Amt für Statistik und Wahlen: Kleinräumige Daten, 2021, verfügbar unter: [https://statistik.leipzig.de/statdist/table\\_area.aspx?dist=20](https://statistik.leipzig.de/statdist/table_area.aspx?dist=20) [10.03.2021].

- Welz 1996  
 Welz, G.: Inszenierungen kultureller Vielfalt.  
 Frankfurt am Main und New York City, Berlin 1996.
- Wood/Landry 2008  
 Wood, P./Landry, C.: The Intercultural City, London  
 und Sterling 2008.
- Yildiz/Mattausch 2009  
 Yildiz, E./Mattausch, B. (Hg.): Urban Recycling.  
 Migration als Großstadt-Ressource, Bauwelt-  
 Fundamente (140), Basel 2009.
- Zukin 2010  
 Zukin, S.: Stadtkultur auf der Suche nach Authentizität, in: Jahrbuch StadtRegion (1) 2010, S. 45–63.
- Abb. 1 Neugestaltung Stadtteilpark Rabet, 2012,  
 Archiv Laura Torreiter.
- Abb. 2 Zum Verkauf stehendes Gebäude, 2012,  
 Archiv Laura Torreiter.
- Abb. 3 Japanisches Haus, 2012,  
 Archiv Laura Torreiter.

INTERVIEWQUELLEN

- Interv. A3 Mitglied in Bürgerverein, 2012.
- Interv. A5 Person tätig im Bauwesen, 2012.
- Interv. A7 Person tätig in Kulturwirtschaft, 2013.
- Interv. A8 Person tätig im Baugewerbe und  
 Eigentümergemeinschaft, 2013.
- Interv. A9 Person tätig in Kulturwirtschaft, 2013.
- Interv. A14 Person selbstständig tätig in Stadtplanung,  
 2013.
- Interv. A17 Person angestellt bei Amt f. Stadterneuerung  
 u. Wohnungsbauförderung, 2013.
- Interv. A18 Person angestellt bei Denkmalpflegeamt,  
 2013.
- Interv. B1 Angehöriger Religionsgemeinde,  
 Haus im Besitz der Gemeinde, 2014.
- Interv. B2 Selbstnutzender Eigentümer u. Tochter,  
 aus Asien immigriert, 2014.
- Interv. B3 Türkeistämmiger Eigentümer, tätig im  
 Baugewerbe, 2014.
- Interv. B4 Selbstnutzender Eigentümer, tätig im  
 Baugewerbe, aus arabischem Raum, 2014.
- Interv. B6 Eigentümer, aus dem europäischen Ausland  
 immigriert, 2015.
- Interv. B9 Türkeistämmiger Unternehmer im  
 Baugewerbe, 2015.





# Impressum

SCHRIFTENREIHE DES  
DFG-GRADUIERTENKOLLEGS  
»IDENTITÄT UND ERBE«  
Band II, Instabile Konstruktionen.  
Interdisziplinäre Forschungen zu  
»Identität und Erbe«.

REIHENHERAUSGEBER:INNEN /  
HERAUSGEBER:INNEN

Simone Bogner  
Gabi Dolff-Bonekämper  
Hans-Rudolf Meier

REDAKTION UND KORREKTORAT

Simone Bogner

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT  
(ALPHABETISCH)

Christoph Bernhardt  
Dieter Daniels  
Dimitrij Davydov  
Heike Delitz  
Mark Escherich  
Stephanie Herold  
Wolfgang Kil  
Alexandra Klei  
Hans-Georg Lippert  
Andreas Putz  
Nikolai Roskamm  
Carin Schmidt  
Achim Schröer  
Georg Sebald  
Thomas Will

SATZ UND GESTALTUNG

hla.studio, Leipzig

DRUCK

Beltz Grafische Betriebe GmbH,  
Bad Langensalza

© Bauhaus-Universitätsverlag als Imprint von  
arts + science weimar GmbH,  
Ilmtal-Weinstraße  
2022

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche  
Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form  
(Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes  
Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme digitalisiert, verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Die Angaben zu Text und Abbildungen wurden  
mit großer Sorgfalt zusammengestellt und  
überprüft. Dennoch sind Fehler und Irrtümer  
nicht auszuschließen. Für den Fall, dass wir  
etwas übersehen haben, sind wir für Hinweise  
der Leser:innen dankbar.

ISBN 978-3-95773-301-6

Bibliografische Information der Deutschen  
Nationalbibliothek: Die Deutsche National-  
bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind über <http://d-nb.de>  
abrufbar.

Die Online-Ausgabe dieses Werkes ist eine  
Open-Access-Publikation und auf der Website  
der Bauhaus-Universität Weimar ab dem  
01.01.2023 unter [https://doi.org/10.25643/  
bauhaus-universitaet.4606](https://doi.org/10.25643/bauhaus-universitaet.4606) frei verfügbar.

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die  
Online-Ausgabe archiviert. Diese ist ab dem  
01.01.2023 dauerhaft auf dem Archivserver  
der Deutschen Nationalbibliothek  
(<https://portal.dnb.de/>) hinterlegt:  
[https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:  
wim2-20220315-46066](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:wim2-20220315-46066)



Wer von Erbe im Zusammenhang mit Identität spricht, verspricht sich und Anderen »Kontinuität« und »Stabilität«. Das Versprechen hält indes nur so lange, wie sich Menschen auf die damit verbundenen Erzählungen einlassen. Da diese zunehmend hinterfragt werden und der Begriff »Identität« im politischen Raum zu einer umkämpften Kategorie avanciert ist, werden auch die lange gehegten, gewohnten »Konstruktionen« instabil. Dies zeigt sich insbesondere in Momenten des Konflikts, der übergreifigen Inanspruchnahme und des Verlusts. Der Titel »Instabile Konstruktionen« verweist zugleich auf die beiden Kernbereiche des Kollegs: einerseits auf Architektur und Denkmalpflege, in denen der Begriff Konstruktion sich auf bauliche Manifestationen bezieht, von denen eine gewisse Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit erwartet wird und andererseits auf die Kultur- und Sozialwissenschaften, wo Konstruktion die soziale Herstellung symbolischer Sinnwelten meint. Ins Zentrum rückt so der Anspruch, die materielle Umwelt im Wechselverhältnis zu ihrer sozialen Gemachtheit zu verstehen.

Diesen Dimensionen von Identität und Kulturerbe gehen die Autor:innen in den hier versammelten Beiträgen nach. Die Aufsätze schlagen Brücken zwischen materiellen Manifestationen, sozialen Identitäts-Konfigurationen und Erbe-Narrativen und zeigen auf, wie eng diese Aspekte miteinander verflochten sind.

SCHRIFTENREIHE DES  
DFG-GRADUIERTENKOLLEGS  
»IDENTITÄT UND ERBE«  
BAND II, INSTABILE  
KONSTRUKTIONEN.  
INTERDISZIPLINÄRE  
FORSCHUNGEN ZU  
»IDENTITÄT UND ERBE«

MIT BEITRÄGEN VON:  
SIMONE BOGNER  
GABI DOLFF-BONEKÄMPER  
HANS-RUDOLF MEIER  
MARK ESCHERICH  
OXANA GOURINOVITCH  
JOCHEN KIBEL  
CLAUDIA BA  
GEORG KRAJEWSKY  
GÜLŞAH STAPEL  
ZOYA MASOUD  
MARIA FRÖLICH-KULIK  
SARAH ALBERTI  
WOLFRAM HÖHNE  
KONSTANTIN WÄCHTER  
LUISE HELAS  
BIANKA TRÖTSCHEL-DANIELS  
BENJAMIN HÄGER  
LISA MARIE SELITZ  
LAURA TORREITER